A. Um. 349

~~Eur. 249~~

Die
Wahrheit in der Geschichte
oder
vom historischen Glauben
nach Bayle
mit Anekdoten und Beyspielen erläutert
von
Hieronymo a Loretto.

Aus dem Italiänischen übersetzt.

Biblioth. Neue Auflage. Oberaltac.

Frankfurt und Leipzig 1793.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede des Verfassers.

Mancher von meinen Landsleuten wird mir es vielleicht übel auslegen, daß ich bey dieser Arbeit einen Erz-Hugenotten, der noch überdieses die Sadducäer und Manichäer, nebst denen Arianern, Socinianern und Lutheranern auf das höflichste behandelt hat, zu meinem Anführer erwählt habe. Da ich aber nicht von der Religion, sondern von der Historie schreibe; so wird es wohl gleichgültig seyn, ob ich mich der Handleitung eines Christen oder eines

Heiden, eines Rechtgläubigen oder eines Ketzers bediene. Genug es ist mir nach vollbrachter Durchlesung des Baylischen Wörterbuchs eingefallen, daß es dem Publicum angenehm seyn müsse, wenn sich jemand die Mühe geben wollte, seine hie und da zerstreute Regeln, welche bey Entwerf- und Beurtheilung einer Geschichte beobachtet werden müssen, zu sammeln, und solche in ein System zu bringen. Diese Betrachtung hat mich auf den Entschluß gebracht, mich selbst dieser Arbeit zu unterziehen und der gelehrten Welt die ersten Früchte meines Fleißes vorzulegen. Um nun in der

Ordnung zu bleiben und nicht auf Nebendinge auszuschweifen, hielt ich für dienlich, meinen Vortrag in eine Abhandlung **von der Wahrheit in der Geschichte** oder **vom historischen Glauben** einzukleiden. Dabey folgte ich lediglich meinen erlangten Kenntnissen und Einsichten in dieser Materie, und ohnerachtet ich mich an die vom Herrn Bayle angegebne Grundsätze sorgfältig gehalten habe, und die meisten Regeln nebst denen zu deren Erläuterung behufigen Exempeln aus seinem Wörterbuch entlehnt sind; so habe ich mich doch hie und da bemüßigt gesehen, theils zu Verbindung

der Baylischen Lehren, theils zu deren nähern Bestimmung, meine eigne Gedanken mit einzuflechten, und wo ich bisweilen anderer Meinung als Bayle gewesen, da habe ich entweder beträchtliche hier einschlagende Stellen ganz übergangen, oder ich habe seine Regeln mit gewissen Bedingungen verschränkt, ja bisweilen habe ich das gerade Gegentheil von ihm behauptet. Dieß ist zwar selten geschehen, indessen wird mich meine Arbeit rechtfertigen, daß ich nicht nur abgeschrieben, sondern selbst dabey gedacht habe. Vielweniger habe mich sclavisch an seine Worte gebunden und in der Uebersetzung

in meine welsche Muttersprache bin ich blos seinen Gedanken gefolgt, und habe solche mehrentheils, so wie die angeführten Beyspiele, ins Kleinere zusammen gezogen. Dieß war nothwendig, wenn nicht wider meine Absicht aus einem mäßigen Oktavbändchen ein großer Folioband entstehen sollte. Allegirt habe ich gar nicht, weil ich kein historisches Werk, sondern nur einen Abriß zu einer glaubwürdigen Historie schreibe. Dieß hätte mir außerdem wenig Mühe gekostet; denn wenn ich mich weiter mit fremden Federn schmücken und auf anderer Leute Unkosten groß thun wollen; so hätte ich nur

die Allegaten des Herrn Bayle nachschreiben dürfen. Sollte ich des Beyfalls meiner Leser einmal versichert seyn; so werde nach diesen Maximen selbst Hand an die Historie, besonders der neuern Zeiten, legen, und mich der hie und da besonders zu Padua, Venedig und Paris gesammelten Hülfsmittel bedienen, um das Publicum mit wahren Geschichten, welche kein Mensch auf der Welt so gut wie ich wissen kann, zu befriedigen. Livorno am Tage Petri Stuhlfeyer 1761.

Vorrede des Uebersetzers.

Ohnerachtet ich der Arbeit des Herrn Hieronymus von Loretto buchstäblich gefolgt bin, und alles getreulich übersetzt habe; so konnte ich mich doch nicht entschlagen, einige Zusätze beyzufügen, und solche unvermerkt in den Text mit einzuschalten, weil ich von Notenmachen kein Liebhaber bin. Dieß wird aber über vier oder sechsmal nicht geschehen seyn, und ich bin versichert, daß die Wahrheit darunter nicht leiden werde. Es ist mir zwar nicht unbekannt, daß das Baylische Wörterbuch auch ins Deutsche übersetzt ist. Da ich aber diese Uebersetzung nicht bey der Hand und solche erst zu kaufen keine Lust

hatte; so habe ich bey solchen Stellen, wo mir der italiänische Text dunkel oder zweydeutig geschienen, lieber das französische Original zu Rath gezogen, und wenn somit meine Arbeit von der deutschen Uebersetzung abweichet; so ist nichts daran Schuld, als daß ich oder mein Herr Hieronymus den Herrn Bayle anders verstanden haben, als sein Uebersetzer. Endlich muß ich noch einem Vorwurf begegnen, der mir in Ansehung der vielen fremden Worte, deren ich mich in meiner Uebersetzung bedient habe, gemacht werden könnte. Dem Urtheil der Kunstrichter will ich mich gerne unterwerfen, wenn sie mich nur vorhero gründlich überführen wollten, daß es unsrer deutschen Muttersprache nicht an Worten fehle, welche dasjenige ausdrücken, was die Griechen, Lateiner und Franzosen damit auszudrüken

ken

ken pflegen. Ich will nur einige Worte z. B. anführen: Charakter, Intriguen, Anekdoten, kritisiren, Fabel, Religion, Hypothese, Person, Genie, Parthey, Temperament, incognito, Luxus, Frugalität, Maschine, anonym, pseudonym, Talente, Phantasie, Compilation, Minister, Secretair, Galanterie, Interesse, succeßiv, Publicum, lasciv, scandalisiren, Mode, paßionirt, Pensionär, Coquette rc. Jedes dieser Worte läßt sich deutsch geben, oder wenigstens umschreiben. Dieß will ich nicht in Abrede stellen. Ob mich aber der Leser bey diesem deutschen Wort so gut versteht, als wenn ich das einmal übliche fremde Wort gebrauche? das ist eine andere Frage, und warum soll ich denn in meinem Vortrag lieber unverständlich werden, oder

auf

auf den Nachdruck meiner Rede Verzicht thun, als mich fremder einmal das Bürgerrecht in Deutschland erlangter Worte bedienen? Zu wünschen wäre es freylich, daß zu Ergänzung der in unsrer verarmten Sprache noch abgängigen Worte eine eigne Akademie vom Kaiser und Reich gestiftet und ihr das Ansehen ertheilt würde, wo es nöthig, neue Worte zu erfinden und den in manchen Gegenden eingerißnen verworrenen Sprachgebrauch zu verbessern, deren Aussprüche sodann auf denen Canzleyen, Gerichtshöfen und Canzeln aller Reichskreise befolgt werden müßten. Ein anderer Weg zu Bereicherung der deutschen Sprache ist nicht möglich, und die Vorschriften einzelner Gelehrten sind kaum hinreichend, ihre eigne Schüler und Anbeter eine Zeitlang zur Nachfolge zu reizen. Die

philosophischen deutschen Machtwörter des seligen geheimen Raths von **Wolff** sind schon halb wieder vergessen, so wie sein großer Name und seine göttliche Methode unter dem Schwarm der vielen herumflatternden kleinen Geister kaum mehr der Benennung gewürdiget werden. Der selige geheime Rath **Estor** hat sich Mühe gegeben, die juristischen Kunstwörter deutsch zu übersetzen. Die einzige Fakultät zu Marburg hat ihm darinnen nachgeahmt und schon viele Vorwürfe dieserhalb ausstehen müssen, weil alle diejenigen, welche in denen Estorischen Schriften nicht bewandert sind, ihre Rechtssprüche, besonders aber ihre Entscheidungsgründe, öfters gar nicht verstehen. Ich beziehe mich übrigens auf das erst vor zwey Jahren erschienene Schreiben eines **großen Monarchen** über die deutsche Litteratur

ratur und die darauf gewagte weitere Aeußerungen des Herrn Abts Jerusalem, worinnen letzterer wenigstens die Armuth an Worten in der deutschen Sprache stillschweigend einräumt und durch sein Beyspiel bestärket, daß er die Worte: Original, Simplicität, Organen, Harmonie, Minister, Consonanten, Diphtongen, Religion ꝛc. nicht schicklich und mit gleichem Nachdruck zu übersetzen sich getrauet habe. Wir wollen also in Gottes Namen die fremden Worte in unserer Sprache behalten, bis man uns unter höherer Autorität mit bessern beschenkt. Haben sich doch die Römer auch nicht geschämt, unzählige griechische Worte in ihre Sprache aufzunehmen und wie vieler fremden Ausdrücke müssen sich die Franzosen bedienen, wenn sie verständlich reden und schreiben

wollen?

wollen? Sie lassen sich damit begnügen, denen lateinischen und griechischen Worten eine französische Endigung zu geben, und alsdann sind sie französisch. Wir wollen also denen aus fremden Sprachen entlehnten Worten eine deutsche Endigung geben, und alsdann sind sie hochdeutsch. Geschrieben Neustadt an der Cappel den 25. des Weinmonats 1781.

Nec ſola antiquos oſtentat Roma Catones:
Aut vnus tantum juſti ſpectator et aequi
Pollet Ariſtides, veteresque illuſtrat Athenas.

AUSONIUS.

§. 1.

Die Hiſtorie iſt ein Spiegel, welcher uns die Begebenheiten der vergangenen Zeiten in ihrem ächten Lichte vorſtellen ſoll. Wir ſuchen nach dem Leben gemahlte Bilder darinnen, und um dieſe Abſicht zu erreichen, bemühen wir uns, die Regeln zu finden, welche alle Verblendungen von uns entfernen, und zu Zerſtreuung der Dunkelheiten, welche den Glanz der Wahrheit vor unſern Augen verbergen, den nöthigen Unterricht ertheilen können. Wenn wir auf dieſem Wege die untrüglichen Geſetze, das Wahre von dem Falſchen zu unter-

unterscheiden, entdecken und befolgen, dadurch aber in der Geschichte zu einem hohen Grade der Gewisheit gelangen; so müssen wir die Unergründlichkeit der göttlichen Rathschlüsse und seiner weisen Vorsehung bewundern, indem wir die vielfältigen Veränderungen wahrnehmen, welche sich von Zeiten zu Zeiten in dem Lauf der Welt zugetragen haben. Wir finden einen Mann, der sich ungeheure Reichthümer gesammelt hat. Seine Kinder sind im Ueberfluß erzogen, lassen sich von der Eitelkeit einnehmen, werden Verschwender und gerathen in Armuth. Deren Kinder sehen kein andres Rettungs-Mittel als ihren eignen Fleiß vor sich, sie arbeiten Tag und Nacht um reich zu werden, und kommen wieder in die Höhe. Ein Königreich kommt durch viele glückliche Eräugnisse auf den höchsten Grad der Macht, es wird stolz und behandelt seine Nachbarn mit Verachtung. Jeder steht in Furchten, unterdrückt zu werden, und um sich aus der Gefahr zu ziehen, werden Bündnisse geschlossen, welche dieses mächtige Reich und seine Beherrscher heruntersetzen und demüthigen. Diß leidet keine Ausnahme nur in Ansehung der Zeit, welche bey einem Reiche länger dauert, als bey dem andern, und bey der dermahligen Verfassung der Europäischen Mächte und des Gleichgewichts, welches alle mit gleicher Eifersucht zu erhalten suchen, wird es fast unmöglich, ganze Erb-

Königs

Königreiche umzustürzen und ihnen eine neue Gestalt zu geben, obschon die Erhöh- und Verkleinerung derselben, nach Maasgabe der von denen Regenten angenommenen Grundsätze und ihrer eignen Erleuchtung, noch täglich Platz greifet. Die Ueberzeugung hievon finden wir in der Historie, welche uns die Begebenheiten der Welt von Anfang bis hieher mit Gewisheit und in einer sicher an einander geketteten Ornung vorhält.

§. 2.

In einer ganz andern Lage befinden wir uns, wenn wir einen Roman vor uns haben. Wir wissen voraus, daß wir eine Erdichtung lesen. Wir suchen keine Wahrheit darinnen, und sind zufrieden, wenn die Geschichte sich nur mit der Wahrscheinlichkeit zusammen reimen lässet. Gleichwohlen finden wir auch bey Durchlesung eines Romans den natürlichen Trieb des Menschen, der sich nach Wahrheit sehnet. Wir setzen uns zum öftern in die Geschichte hinein, als ob sie würklich geschehen wäre, wir werden mit einer Grandisonischen Familie so bekannt, wie mit unsern nächsten Blutsfreunden, wir nehmen Antheil an dem Glück und Unglück der darinnen handelnden Personen, wir lachen über ihre günstige und weinen über ihre widrige Schicksahle, und vergessen darüber, daß wir einen Roman lesen. Wir finden Wahrheit in der Erdichtung,

und wünschen öfters, daß dasjenige Wahrheit seyn möge, was uns wohl gefällt, und diß alles aus der natürlichen Neigung, welche uns die Durchlesung einer Historie zur Wahrheit einflößet.

Doch kan von einem Romanschreiber, der in der Vorrede den Grund zu seiner Erdichtung angiebt, mit Recht gefordert werden, hierinnen die Gesetze der Historie zu befolgen, und keine willkührlich ersonnene Umstände darunter zu mischen: So wie es auf der andern Seite ein Fehler ist, bey Erzehlung wahrhafter Begebenheiten Erdichtungen mit einzuflechten, woraus der Zweifel an der Gewisheit aller neuen Schriften entstehet, worinnen Liebes-Intriguen und andere besondere Anectoden mit ernsthaften Geschichten vermengt werden, daß somit viele Bücher für Romane passiren, welche für wahre Geschichte gelten sollten.

Wenn Fenelon in seinem Telemaque den Pygmalion, König von Tyrus als einen lasterhaften und in allen Arten von Gebrechen ausgezeichneten Regenten beschreibt; so wird er dieserhalb nicht unbillig critisirt, weil wir in denen gleichzeitigen Schriftstellern keine Zeugnisse hievon finden, und stehet es dem Romanschreiber zwar frey, von erdichteten Personen zu schreiben was er will, wenn er sie aber bey ihrem rechten Namen nennet; so ist es doch seine Schuldigkeit, ihren Character nicht zu verfälschen, vielweniger

aus einem Subject, dem man weder viel Gutes noch viel Böses nachsagen kan, einen verruchten Bösewicht zu machen. Wir haben eine französische Lebensbeschreibung des Grafen Corfit von Ulefeld, welche so viel Wahrheiten als romanhafte Erzehlungen in sich fasset. Seine Gemahlin Eleonora war eine Tochter Königs Christian IV. in Dännemark, welche den Titul einer Gräfin von Hollstein führte, weil ihre Mutter dem Könige zur linken Hand getrauet war. Als er ihr den ersten Antrag machte, schreibt der Autor, sey ihr das Wort Liebe so hart aufgefallen, daß sie sich eine abscheuliche Vorstellung davon gemacht habe. Da aber der Graf wegen seiner schönen Person und durchdringenden Geistes von jedermann gerühmet wurde, er auch der Größte im Königreich war, und die Gräfin Eleonora keine bessere Partie wählen und erwarten konnte; so siehet diese Erzehlung eher einem Roman, als einer wahren Geschichte ähnlich.

§. 3.

Noch mehr. Selbst in der Fabel verlangen wir Wahrheit zu finden, ohnerachtet wir die augenscheinlichsten Abweichungen eines alten Fabel-Dichters von dem andern wahrnehmen, und es scheint, daß sie ihre fabelhafte Geschichte für ein Land angesehen haben, worauf ein jeder bauen kan, was ihm beliebt, ohne sich um die andern zu

bekümmern. Homer, der grosse Geist und Erz-Plauderer, der sich so oft über alle Gränzen der Wahrscheinlichkeit hinaus setzet, ist ein Autor claßicus in der Trojanischen Geschichte, und wenn andere in grossen Umständen, in den Characteren seiner Helden ꝛc. von ihm abgehen; so trägt man kein Bedenken, sie aus der Iliade zu widerlegen, ohnerachtet man in dieser Epopee nie Wahrheit zu suchen willens war.

Die griechischen und römischen Poeten spielten mit ihrem Witz in denen Handlungen ihrer Gottheiten herum, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihre Erfindungen der Gottheit zur Ehre oder zur Schande gereichten, und nach und nach wurden Glaubens-Lehren daraus, welche sich in das System der heydnischen Religion eindrängten, daß somit Dinge, welche ihre Urheber blos zur Belustigung erfunden, als unumstößliche Wahrheiten canonisirt wurden. Die Menge dieser Erdichtungen veranlaßte ein eigenes Studium, und die Critik macht sich eine Beschäfftigung daraus, einen Verstoß gegen die Mytologie so streng zu rügen, als wenn man sich gegen die historische Wahrheit versündiget hätte. Manchen möchte es bewundernswerth vorkommen, wie aus dergleichen Fabeln ein ernsthaftes Lehrgebäude errichtet werden konnte. Mir kommt es ganz natürlich vor. Es war nichts auf der Welt so geschickt, die Begriffe des grossen Haufen einzu-

einzunehmen, als wenn man ihnen den Himmel wie die Erde vorstellte, und aus diesem Grunde waren die Fantasien der Poeten von denen Verehelichungen der Götter, von ihren Rathschlägen, von ihren Spaltungen, von ihren Intriguen ꝛc. denen Griechen, und in der Folge denen Römern so einleuchtend. Man konnte den Menschen nicht bis zur Gottheit erhöhen, man fand also nichts schicklicher, als die Götter bis zur Menschheit zu erniedrigen, und dadurch fand man den Mittelpunkt ihrer Vereinigung. Wenn man gesagt hätte, Gott regiere die Welt nach seinem Willen, und er sey ganz alleine im Himmel; so hätte man der Einbildungs-Kraft des Volks kein Genügen geleistet, weil sie kein Beyspiel von einer ähnlichen Oeconomie auffinden konten. Da sie ihnen aber einen Gott vorstellten, der in Gesellschaft von andern Göttern die Welt regiert, und der im Himmel einen prächtigen und glänzenden Hofstaat führet, wo jeder seine eigne Ehrenstellen hat, und keinen Eingriff in dieselbe duldet; so war ihnen dieses um so begreiflicher, weil die Seele des Menschen an dergleichen Ideen, welche von dem weltlichen Regiment der Staaten und denen Höfen grosser Könige entlehnt worden, schon gewohnt war. Ein dergleichen Hof kan aber auch nicht ohne Frauenzimmer seyn. Man findet eine Königin Mutter, eine regierende Königin ꝛc. deren Ansehen oft so beträchtlich ist, als

das Ansehen des Königs selbst. Die Völker nahmen also dasjenige leicht an, was man ihnen von der Cybele und Juno vorsagte, und weil unter denen Menschen die verwittibte Königin gemeiniglich weniger Ansehen hat, als die regierende; so war es auch ganz natürlich, daß die Cybele, die Mutter aller Götter, weniger Verehrung fordern konnte, als die Juno, die Schwester und Gemahlin des Jupiters.

Man wird mir die Ausschweiffung erlauben, daß ich aus denen nähmlichen Beweggründen die Verehrung der Heiligen in der christlichen Kirche herleite. Man hatte hierzu kein Exempel, keinen Befehl, keine Zulassung der heil. Schrift und keine Ueberlieferung aus der ersten Kirche. Man bemerkte aber an denen Höfen der Fürsten und Verhältnißweise an denen Höfen ihrer Ministers und obersten Befehlshaber, daß man nichts ohne Empfehlung eines Günstlings, oder Secretars, oder Haus-Hofmeisters, oder einer Hof-Dame, oder Cammer-Jungfer ausrichten kan, und daß Hundert ihren Zweck verfehlen, welche sich ohne dergleichen Fürsprache, gerade zu an den Fürsten wenden. Die Begriffe des gemeinen Volks bequemen sich gar leicht zu dem Begriff einer himmlischen Hofhaltung, wo die Engel, die Apostel, die Märtyrer ꝛc. unaufhörlich beschäftiget sind, dem lieben Gott die Angelegenheiten der Erde zu empfehlen, und ihn bald

an

an diesen, bald an jenen zu erinnern, wie man es an denen Höfen der Fürsten gewohnt ist. Wollte man aber in den Himmel nichts als Engel und Heilige, Vermittler und Fürsprecher setzen; so würde man die Begriffe des vornehmen und geringen Pöbels dadurch noch nicht ausfüllen. Sie verlangen eine Königin so gut, wie einen König. Ein Hof ohne Frauenzimmer scheint ihnen widersinnig, und ihr natürlicher Geschmack findet darinnen eine auffallende Unregelmäßigkeit. Es gieng also ganz ordentlich zu, daß das Volk der Erfindung von der Mutter Jesu, als einer Königin der Menschen, der Engel und der ganzen Natur beypflichtete. Diese Hypothese erfüllte das Leere, so man vorhero in der himmlischen Hofhaltung wahrgenommen, und verbesserte das Unregelmäßige, so noch darinnen herrschte. Die Folge davon solte seyn, die Andacht der Völker vor diese neue, allmächtige und barmherzigste Königin schleunigst anzuflammen. Das Vorurtheil ist allgemein, und vielleicht best gegründet, daß das Frauenzimmer geneigter sey, denen Nothleidenden Gutes zu erzeigen, als die Mannspersonen. Man konnte sich also einen bessern Erfolg von der Anruffung der heiligen Jungfrau, als von jedem andern Gebet versprechen. Wir dürfen uns dahero nicht wundern, wenn die Ehrenbezeugungen, so man ihr erwiesen hat, diejenigen übertreffen, welche man der

Juno zu erweisen pflegte. Denn die Juno war nicht Königin Mutter und regierende Königin zugleich, sondern sie war für frech, verdrüßlich und rachgierig ausgeschrien, statt daß die heilige Jungfrau nicht nur die Mutter des Königes, sondern auch Mit-Regentin, dann von allen Fehlern frey und von einer unaussprechlichen Gütigkeit ist. Daraus folgte die Begierde des Volks, so reichlich zu Errichtung der Kirchen und Altäre für die heil. Jungfrau beyzutragen, und sie mit kostbarem Geschmeide und Zierrathen von allerley Gattung zu beschenken, weil dieses, nach denen gemeinen Begriffen, Sachen sind, woran das Frauenzimmer Gefallen hat, und wodurch man sich auf der Welt am leichtesten ihre Gunst erwerben kan.

§. 4.

Alles dieses sind natürliche Folgen von unserm Hang zur Wahrheit bey Durchlesung oder Anhörung einer Geschichte. Wir mögen solche blos zu unserer Ergötzung oder in der Absicht lesen, ein gewisses System darauf zu bauen und unsre Beweise daraus zu erhohlen; so sind wir weder im einen noch im andern Fall befriediget, wenn wir nicht von der Wahrheit überzeugt sind, daß sich die beschriebene Thathandlungen so und nicht anders, unter denen bemerkten Umständen, zur bestimmten Zeit ꝛc. zugetragen haben. Denn wo diese Absicht fehlt, da nehmen wir einen Roman

man in die Hand, und lassen es uns gefallen, daß die Geschichte erdichtet sey, weil wir keinen Willen haben, Wahrheiten darinnen zu finden.

§. 5.

Zu Beurtheilung der historischen Wahrheiten sind viele Regeln vorgeschrieben, die ich vielleicht zum wenigsten Theil selbst gelesen habe. Ich gehe aber über dasjenige hinaus, was andere geschrieben haben, und will, unter Zuhülfnehmung des Baylischen Wörterbuchs, diejenigen Grundsätze selbst aufsuchen, welche zum Probierstein dienen können, ob man eine Geschichte für gewis, für verdächtig oder für falsch ansprechen könne und solle. Hiezu haben wir verschiedne Hülfs-Wissenschaften, besonders die Diplomatik, Heraldik und Numismatik, deren Grund-Regeln ich mit Vorsatz unberührt lassen werde, weil mir jede ein allzuweites Feld von Betrachtungen anbieten würde, welche der enge Raum dieser Blätter, die ich zu meiner Abhandlung bestimmt habe, nicht fassen könnte. Wer hievon belehrt seyn will, wird diejenigen gründlichen Schriftsteller zu Rathe ziehen, welche sich in diesen Wissenschaften ausgezeichnet haben. Meine Absicht schränket sich lediglich auf die Gewisheit historischer Schriften und ihrer Beweisthümer ein, sofern letztere nicht aus der Diplomatik, Heraldik und Numismatik entlehnt sind.

§. 6.

Alle Logikenschreiber vom Aristoteles bis auf Wolfen, und von Wolfen bis auf unsre letzte Zeiten haben wo nicht wörtlich, doch dem Verstande nach, den Grundsatz aufgestellt: Wer die Wahrheit sagen kan und sie sagen will, der sagt sie gewis. Von der Richtigkeit dieses Axioms bin ich so sicher überzeugt, als daß zweymal vier acht ist, und da ich von keinem unbefangenen Leser einen Zweifel oder Widerspruch dagegen besorge; so werde mich fest daran halten, und aus dem Vermögen und Willen, die Wahrheit zu sagen, diejenigen Maximen, nach welchen ich alle historische Schriften verabfasset und beurtheilet wünschte, herleiten, ohnerachtet ich nicht in Abrede stellen will, daß die historischen Wahrheiten öfters so schwehr als die physikalischen zu ergründen seyen. Eine gesunde Vernunft-Lehre wird dabey allezeit vorausgesetzt, und da gute Logiker seltner sind, als man glauben sollte; so ist es auch nicht jedermans Werk, sich mit einer tiefen Critik zu befassen.

§. 7.

Bey Erforschung, ob einer das Vermögen habe, die Wahrheit zu schreiben, werden wir wieder auf die Fragen zurückgeführt, ob unser Geschichtschreiber die Sache, welche er uns berichtet, selbst gesehen oder gehöret? oder im widrigen

gen Fall, was er für Zeugen vor seine Wahrheit aufführen könne? ob er so viel Verstand besessen, die Wahrheit einer Geschichte, wovon er ein Augenzeuge gewesen, zu beurtheilen? ob aus seinem Stillschweigen sich auf die Falschheit einer von einem andern beschriebenen Geschichte ein Schluß machen lasse? ob einer die Sprache verstanden, aus welcher er seine Beweise erhohlt hat? ob die Zeit-Rechnung mit andern Zeit-Rechnungen übereinstimme? ob die angeführte Nahmen der Personen, der Städte und Länder ꝛc. ächt oder unächte seyen? wie weit man sich auf die eingeschaltete Geschlechts-Register zu verlassen habe? ob die Beweiß-Stellen ganz oder nur Auszugsweise angeführt seyn? ob derjenige, so sich auf eine Grabschrift oder sonstig öffentliches Monument beruft, solche selbst gelesen oder nur von andern abgeschrieben? ob die Nachrichten aus dem Original oder nur aus einer Abschrift oder Uebersetzung geschöpft worden? ob man bey gewissen zweifelhaften Stellen sicher sey, daß kein Druckfehler untergelaufen? oder nicht bey der Interpunction gefehlet sey? u. d. g.

§. 8.

Die Menge der Historienschreiber, welche uns mit ihren falschen Nachrichten schon hintergangen haben, machen einen aufmerksamen Leser vorsichtig, daß er nicht alles für baar Geld annimmt, was ihm dafür angeboten wird, und der daraus ent-

entspringende Scepticismus verleitet viele zu einem Vorurtheil, daß sie alles, was sie lesen, so lange für falsch halten, bis sie durch überzeugende Beweise von dem Gegentheil überführt werden. Grosse von einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit unterstützte Genies verfallen sich am leichtesten in den Pyrrhonismus, wenn sie von einem mäßigen und sanften Temperament geleitet werden. Sind sie aber von Natur hitzig; so lassen sie sich leicht von Vorurtheilen blenden und nehmen dasjenige ungeprüft für wahr an, was ihnen und ihrer Parthey am zuträglichsten scheint, ohne von ihrem hinlänglich erleuchteten Verstand dabey einigen Gebrauch zu machen. Sonderlich bemerken wir, daß die Menschen grosse und erhabene Handlungen, die sie selbst auszuführen sich für unvermögend erachten, auch bey andern für Lügen zu halten geneigt seyen, und daß sie in Orten und Zeiten, wo der Luxus stark überhand genommen, alles für Fabeln erklären, was man von der Frugalität der Alten aufgezeichnet findet. In diesem Fall fordern sie schon die stärksten Beweiß-Gründe, wenn ihr dagegen aufgebrachter Zweifel aus der Wurzel gehoben werden soll, und wenn der Autor bey einer sonderbaren und ausserordentlichen Begebenheit man sagt dazu setzt; so ist es fast eben so viel, als wenn sie ganz falsch wäre. Wenn somit Pancirollus erzehlt, wie er gehört, daß Acoursius eine Tochter gehabt, welche

welche zu Bononien das römische Recht gelehrt habe; so halte ich solches so lange für eine leere Sage, bis ich aus gleichzeitigen Schriftstellern davon besser überzeugt werde, und obgleich Freher das nähmliche schreibt; so ist mir doch seine Autorität noch nicht hinreichend, so lange er keinen andern Bürgen als den unwichtigen Heinrich Frauenlob anzuführen weis. Es ist dahero öfters nothwendig, sich mit Mistrauen gegen dasjenige zu wapnen, was man liest, und sein Genie dazu anzuwenden, die uns vorgetragne Thatsachen wohl zu beurtheilen, wenn man nicht vorsetzlich in Irrthümer gerathen und andere zu diesen Irrthümern mit verführen will. Mancher Mensch hat das Glück, daß seinen Erzehlungen, sie mögen wahr oder falsch seyn, durch Jahrhunderte Glauben beygemessen wird, und es giebt Traditionen, welche viele Secula hindurch in ganzen Königreichen für wahr angenommen werden, ohnerachtet sie auf keinem andern Grund, als auf der Fantasie einer von Vorurtheilen eingenommenen Parthey ruhen. Wenn aber ein scharf forschendes Auge darüber kommt; so wird erst die Unwahrheit dieser verewigt scheinenden Geschichte in ihrer ganzen Blöße dargestellet. Deswegen darf man sich nicht allezeit auf die Erzehlungen angesehener Männer blindlings verlassen, sondern es ist immer der Mühe werth, auch diese Nachrichten auf die Capelle zu bringen,

und

und sich eine bessere Ueberzeugung, als das alleinige Ansehen der Person zu verschaffen: und wenn der Geschichtschreiber einmahl die Lacher wider sich hat; so muß er Beweise mit Beweisen anhäufen, wenn er nicht seinen guten Nahmen aufs Spiel setzen will.

Daferne man uns aus einem andern Welt-Theile eine Geschichte vorlegte, welche eine Aehnlichkeit mit der Geschichte der Päbste in denen mittlern Zeiten hätte, und wenn wir noch kein ähnliches Exempel in Europa vor uns liegend hätten; so würden wir alles für Fabeln halten, wenn uns nicht alle Tritte und Schritte urkundlich bewiesen würden. Denn diß ist wohl das ausserordentlichste, so noch jemahlen in der Welt vorgegangen, und etwas ähnliches kan sich in 5000 Jahren nur einmahl zutragen. Heut zu Tage liesse sich so etwas, wie die Hoheit und Macht der Päbste angewachsen, gar nimmer ausführen, und die besondern Zeiten, worinnen das päbstliche Ansehen befestiget worden, lassen sich nicht mehr denken. Es gehört schon eine grosse und feine Politik des römischen Hofes dazu, das erlangte zu erhalten und weitere Erwerbungen haben ein Ende. Ein einziges Anti-Papat, wie sie in denen vorigen Jahrhunderten üblich waren, würde die ganze Maschine zerstören, und deren Wiederherstellung wäre in unsern Zeiten unmöglich.

§. 9.

§. 9.

Vorzüglich wird man finden, daß es einem Schriftsteller, der in einem grossen Werk auf alle kleine besondere Umstände hinein gehet, fast unmöglich sey, sich ganz für Fehlern zu hüten, und daß es denen größten Gelehrten oft schwehr fällt, viel zu schreiben und auf alles genau acht zu haben. Sie werden bisweilen in ihrer Aufmerksamkeit gestört, und sie vergessen an einem Ort, was sie am andern gesagt haben. Cicero schreibt im 10 Hauptstück von der Natur der Götter auf Rechnung des Anaxagoras, was er nur kurz vorher dem Thales von Mileto zugeeignet hatte. Nach dem Spartian war Caracalla 201. etwan 15 Jahr alt, und gleichwohl schreibt er, er sey 217. in seinem 43 Jahr ermordet worden. Justinus behauptet, die Lacedämonier hätten den Agesilaus wieder zurück berufen, als sie sich nach der Haliartischen Schlacht, worinnen der Lysander geblieben, von ihren Feinden umringt sahen, und einige Blätter vorhero sagt er, die Zurückberufung des Agesilaus sey vor dem Treffen bey Cuida, welches ein ganzes Jahr nach der Haliartischen Schlacht erfolgt ist, beschlossen worden.

Als Livius die Griechen widerlegen wollte, welche sich rühmten, Alexander würde blos durch die Majestät seines Nahmens die Römer

niedergeschlagen haben, wenn er mit ihnen angebunden hätte; so schreibt er, diese Gefahr wäre nicht zu besorgen gewesen, weil der Ruf von Alexanders Thaten gar nicht nach Rom gekommen wäre, und gleichwohl meldet er an einer andern Stelle, die Römer hätten schon den Papyrius Cursor zum Feldherrn ernannt gehabt, um ihn dem Alexander entgegen zu stellen, wenn er in Italien einfallen sollte.

Unter denen neuern giebt Meziriac in dem Leben des Aesopus den Hesiodus für den ersten Erfinder der Fabel aus, und wenig Blätter hernach schreibt er, wider alle Notorität, Aesopus sey älter als Hesiodus. Varillas schreibt in seinen Florentinischen Anecdoten, die seltenen Handschriften, welche Lascaris aus dem Orient mitgebracht, seyen zu den Zeiten Carl VIII. in der Plünderung mit fort und nach Paris geführt worden, ohnerachtet er in seiner Geschichte dieses Königs selbst bemerkt, daß das Haus Medices durch die Florentiner, lange vorhero ehe die Truppen Carl VIII. nach Italien gekommen, ausgeplündert und aller seiner Bildsäulen, Gemähelde, Bücher und kostbarer Münzen, welche die Bewunderung der Ausländer waren, beraubt worden. Patin schreibt in seinem 281 Brief, er habe der Wittib des Arzts Laurens zu Montpellier Anna Robert 1662. in ihrem 87 Jahr

die

die letzte Oehlung gegeben, da sie doch nach seinem 251 Brief 1661. erst 81 Jahr alt war.

Thuanus meldet im 18 Buch seiner Annalen, die Herzogin von Monpensier Jaqueline von Longwick sey darüber, daß man ihre Tochter Charlotta ins Closter gesteckt, sehr aufgebracht gewesen, weil sie jederzeit einen Widerwillen gegen das Closter-Leben geäussert, und im 51 Buch giebt er doch der Mutter selbst Schuld, daß sie ihre Tochter, da sie kaum ein Jahr alt gewesen, ins Closter gebracht habe. Paul Jovius schreibt in der nämlichen Stelle, wo er behauptet, Mahomed II. habe das Glück als eine Gottheit verehrt, Mahomed sey ein Atheist gewesen. Wer aber eine Gottheit verehrt, und wenn diese auch nur von Knoblauch wäre, der kan doch kein Gotteslängner genennt werden. Crescentius schmiß den Pabst Gregor V vom päbstlichen Stuhl, und setzte einen Gegen-Pabst. Kayser Otto III. empfand dieses sehr übel, gieng selbst mit einer Kriegs-Macht nach Rom und ließ den Crescentius umbringen, der Gegen-Pabst aber wurde noch vor seiner Ankunft vom Volk gegeisselt, geblendet und endlich erschlagen. Von dieser Geschichte haben wir verschiedne Nachrichten. Denn erstlich sind die Scribenten über die Todes-Art des Crescentius und des Gegen-Pabsts nicht einig, und zweytens versichern einige, nicht das

Volk, sondern der Kayser selbst habe die Hinrichtung des Gegen-Pabsts veranstaltet. Letzteres finden wir unter andern im Schauplatz des Matthias, wo er auf der 889. Seite schreibt, der Kayser sey im Jahr 998. nach Rom gekommen, habe dem Gegen-Pabst Nasen und Ohren abschneiden und ihn vom Capitolio herunterstürzen lassen, und auf der nächst vorher gehenden Seite heißt es, das Volk habe ihn gegeisselt, geblendet und umgebracht, ehe noch der Kayser das Urtheil über ihn ausgesprochen habe. Bey der ersten Erzehlung bezieht er sich auf dasjenige, was er erst kurz vorher umständlicher gesagt, und giebt uns dadurch ein Beyspiel von einem Autor, der sich selbst falsch citirt hat. Philippus Elisius versichert, Ludewig von Leon sey am Tag nach seiner Erwehlung zum Provinzial der Augustiner den 25. August 1591. gestorben, und gleichwohl setzt er dazu, er habe seine Provinz löblich regiert. Diese Regierung von einem Tag wird sich nicht sonderlich ausgezeichnet haben, und er ist von andern dazu verleitet worden, welche das vorhero löblich verwaltete General-Vicariat dieses Ordens erhoben haben, ohne den dabey zu Schulden gebrachten Widerspruch zu bemerken.

Dagegen wird Justinus vom Freinshemius fälschlich eines Widerspruchs beschuldiget, wenn

er schreibt, die Laudice, Wittwe des Königs Ariarathes von Cappadocien, sey von ihren Unterthanen umgebracht worden, und an einem andern Ort, sie habe den König Nicomedes von Bithynien geheyrathet. Justinus hat diß-mahl recht, ohneracht er an vielen Stellen, wo er nicht getadelt wird, unrecht hat. Es waren zwey Laudice, und beede hatten Könige von Cappadocien, welche Ariarathes hiessen und einander in der Regierung gefolget sind. Letztere war eine Schwester des Mithridates.

§. 10.

Es giebt eine gewisse Gattung von Lesern, welche sich lieber durch eine fliessende und wohlgebaute Erzehlung betrügen, als durch eine allzu genaue Abhandlung ermüden lassen, und die meisten wollen bey Durchlesung einer Geschichte ihrer Bequemlichkeit pflegen, und ohne viele Mühe unterrichtet seyn. Diesen kan man ihre Freude gönnen, und im Grunde muß es ihnen einerley seyn, ob sie eine Historie oder einen Roman lesen. Die Fehler, welche man übersieht, bestehen zwar oft nur in Kleinigkeiten, sie können aber bisweilen durch die daraus gezogne Folgen und darauf gebaute Grundsätze wichtig werden, und in dieser Rucksicht bleibt es ein unverbrüchliches Gesetz des Geschicht-Forschers, auch über Kleinigkeiten so schlechterdings nicht hinweg zu sehen, sondern

deren Grund oder Ungrund, ehe er ihnen Glauben giebt, ins Klare zu setzen. Denn kleine Fehler sind öfters die Funken, so das Feuer veranlassen, welches einen undurchsehlichen Rauch über die wichtigsten Begebenheiten ausbreitet.

§. 11.

Die Frage: ob einer die Sache, welche er beschrieben, selbst gehört oder gesehen habe? ist von Wichtigkeit, und ist kein grösserer Unterscheid zwischen einer ächten und falschen Münze, als zwischen einem Zeugen vom Hörensagen und einem Mann, der die Sache, so er beschreibt, selbst gesehen oder gehört hat. Sie leitet uns aber auf verschiedne hier einschlagende Betrachtungen und Anmerkungen, ohne welche sich die Frage selbst nicht gründlich beantworten lässet. Sie setzet hauptsächlich eine Gelehrten-Historie voraus, und wenn wir davon urtheilen wollen, ob einer ein Augenzeuge gewesen; so müssen wir nothwendig wissen, wo und zu welcher Zeit der Geschichtschreiber gelebt habe? ob er zu der Zeit, wo seine Geschichte vorgegangen, an dem Ort gewesen, wo sie vorgegangen? ob er nach seiner damahligen Situation Gelegenheit gehabt, die Sache gründlich und in der Nähe zu betrachten? und ob er der Mann sey, oder gewesen sey, der alle Umstände zu verbinden und recht zu sehen und zu hören genug Einsicht und Beurtheilungskraft gehabt habe?

Diß ist wieder eine besondere Wissenschaft, welche bey der Critik über die Geschichtschreiber voraus gesetzt wird. Diejenigen, so uns davon unterrichten, müssen abermahlen das Vermögen und den Willen haben, die Wahrheit zu sagen, und ehe wir auf die Untersuchung, ob eine Geschichte wahr oder falsch sey? hinein gehen, müssen wir erst unsern Geschichtschreiber aus unverwerflichen und nach allen hier vorkommenden Regeln geprüften Nachrichten genau kennen lernen, weil wir ausserdeme die Anwendung derselben auf ihn zu machen ausser Stand wären. Hieraus läßt sich der Schluß ziehen, wie ferne sich auf angeblich verlorne Bücher zu verlassen, und was von anonymen und pseudonymen Schriftstellern zu halten sey? Wissen wir aber die Namen dieser Schriftsteller aus andern Nachrichten einmahl zuverläßig; so können wir so gut von ihnen urtheilen, als ob sie sich gleich anfänglich auf dem Titulblat genennt hätten. Aventinus und Adlsreiter haben ein grosses Ansehen in der Bayerischen Historie, ohnerachtet sie unter versteckten Nahmen geschrieben, sie würden aber dieses Ansehen vielleicht nicht behaupten, wenn man nicht wüste, daß jener Johann Thurnmayr und dieser Jean Fervaux geheissen, ohnerachtet sie sich in denen meisten Stellen durch die zuverläßigsten Beweißthümer ausgezeichnet haben.

In Ermanglung anderer sicherer Nachrichten

von der Person und dem Character eines Geschichtschreibers kan man zum öftern die nöthige Auskunft in der Vorrede eines Werks finden, und wäre dahero sehr gut, wenn bey oftermahligen Auflagen der Bücher jedesmahlen die alte Vorrede wieder mit beygedruckt würde, um mit solcher nicht ein Hülfs-Mittel zu verlieren, den Autor aus gegründeten Nachrichten kennen zu lernen.

§. 12.

Freylich sind die wenigsten Historien von Augenzeugen beschrieben, ohnerachtet es zu wünschen wäre, daß man keine Stunde verlohren gehen liesse, dasjenige aufzuzeichnen, was unter unsern Augen von Wichtigkeit vorgehet. Denn nicht jeder kan sehen und hören, was ein andrer sieht und höret, und bey der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens wird jeder Verzug gefährlich, weil nach dem Tode derjenigen, die gewisse That-Sachen in der Nähe betrachtet, und solche genau zu beschreiben im Stande waren, oft niemand mehr übrig bleibt, der ein gleiches zu leisten vermögend wäre. Man hat sich dahero alle Mühe zu geben, die wahren und untrüglichen Beweise merkwürdiger Begebenheiten noch in Zeiten zu sammeln und sorgfältig aufzubewahren, weil es nicht an Beyspielen fehlt, daß nach langen Jahren Menschen auftreten, welche unverschämt genug sind, Sachen, welche im Angesicht vieler hundert

Zuschauer

Zuschauer vorgiengen, zu verdrehen oder ganz abzuläugnen. Heinrich III. war noch nicht 100. Jahre todt, als ein Buch unter der Aufschrift: La Fatalité de Saint Cloud, zum Vorschein kam, welches rund ableugnete, daß er vom Jacob Clemens ermordet worden. Nach Verlauf einiger Jahre ist es desto schwehrer, die Wahrheit zu schreiben, theils wegen der Nachlässigkeit derjenigen, welche sie aufzuzeichnen im Stande gewesen wären, theils wegen der Kühnheit der Historiker, welche, in Ermangelung einer andern Gelegenheit ihre Talente an den Tag zu legen, keinen Scheu tragen, viele in die wahre Geschichte eingeflochtne Erdichtungen zur Schau aufzustellen. Denn die wenigsten sind so gewissenhaft, wie der Venetianer Andreas Navagiero, der noch vor seinem Ende seine Historie verbrannte, aus Beysorge, es möchten die mit eingeschlichne falsche Nachrichten entdeckt werden, und sein guter Nahme darunter leiden. Daraus entsteht aber die betrübte Folge, daß man nimmer weis, was man glauben soll und über alles zweifelhaft wird, wo man nicht die deutlichsten Beweißthümer vor Augen liegend hat. Es ist dahero kein Wunder, wenn es uns wie dem Cardinal Bessarion ergehet, der in Rom der Canonisation verschiedner neuer Heiligen, von deren erbaulichen Leben und Wandel er nicht die besten Nachrichten hatte, beywohnte, und in die Worte

ausbrach: Man wird durch diese neue Heiligen fast in Zweifel gesetzt, ob auch alles wahr sey, was man von denen Alten liest.

§. 13.

Es ist schon schlimm genug, wenn der Geschichtschreiber andern getrost nachschreibet und ihre ungeprüfte Erdichtungen für Historie verkauft. Diß ist aber ein Verbrechen, wenn man selbst erfundene Unwahrheiten in die Geschichte menget, wie wir ein Exempel am Guevara im Leben des Marcus Aurelius finden, welches mit lauter Fabeln und eignen Erfindungen durchwebt ist, und gleichwohlen für eine wahre Geschichte ausgegeben wird. Thomas Elyot, ein Engelländer, hat uns eine Uebersetzung von des Encolpius Leben des Kaysers Alexander Severus geliefert, wovon nie ein griechisches Original in der Welt gewesen, welche vorgebildete Ubersetzung mehrentheils aus übel verstandnen Stellen des Lampridius und Herodianus zusammen gestoppelt worden. Zu Anfang dieses Jahrhunderts kam ein französisches Buch heraus unter dem Titul: Liebes-Geschichte Gregorius VIII. des Cardinals Richelieu, der Prinzeßin von Conde und der Marquisin von Urfe. In diesem Buch stehet kein wahres Wort, ohneractet der Autor in der Vorrede versichert, daß er nichts

dazu

dazu gedichtet habe. Wenn es im 28. Jahrhundert einem Geschichtschreiber in die Hände fällt; so baut dieser vielleicht Häuser darauf, weil er nicht glaubt, daß er einen Roman vor sich hat. So haben wir auch eine Lebens-Geschichte Alexander des Grossen, welche ein gewisser Aesopus geschrieben haben soll, von welchem man so wenig als von seinem lateinischen Uebersetzer Julius Valerius etwas in der gelehrten Welt weis. Es ist die Frucht von denen müßigen Stunden eines Mönchs aus denen vorigen Jahrhunderten und ein mit denen gröbsten Unwahrheiten durchspickter Roman, der gleichwohlen schon von verschiedenen als eine wahre Geschichte angeführt worden. Eine Reisebeschreibung in die Oestliche Länder, welchen der Nahme Jacob Sadeur vorgesetzt ist, ist auch eine lautere Erdichtung. Dergleichen Abentheuer als dem Verfasser begegnet seyn sollen, übertreffen alles, was man im Ariost, im Amadis und im Hercules und Herculis. ausfindet. Er ist in Gegenden gekommen, wo alle Menschen Zwitter sind, und wo die Kinder an denen Menschen, wie die Früchte auf denen Bäumen wachsen. Einige schreiben dieses Buch einem ungenannten Edelmann aus Bretagne zu, andre versichern, ein zur reformirten Religion übergetretner Lothringischer Mönch, Gabriel Foigni, sey der Urheber davon. Dahin gehören auch die Schriften des Aristeas,

der

der sich einer übernatürlichen Inspiration angerühmet, und dadurch seine Fabeln und Wunderwerke geltend zu machen gesucht hat. Diß ist eine Vergiftung der Historie, welche eine derbe Züchtigung in der Republick der Gelehrten verdient.

§. 14.

Inzwischen ist es auch unmöglich, von jeder Geschichte einen Augenzeugen zum Beweiß aufzustellen. Wir haben eine grosse Lücke in der Historie von der Erschaffung der Welt bis auf Moyses, wo uns gleichzeitige Schriftsteller fehlen. Wir müssen uns also an demjenigen begnügen, was uns Moyses von denen ersten 3000 Jahren der Welt aus Traditionen und Eingebung Gottes, vielleicht auch mit Zuhülfnehmung gewisser uns unbekannt gebliebener Egyptischer Handschriften, wiewohl sehr abgekürzt, aufgezeichnet hat. Genug er bleibt von dieser Zeit der einzige Geschichtschreiber, und wir müssen froh seyn, daß wir von diesen drey Myriaden dieses wenige haben, weil wir sonst gar nichts davon wüßten. In der Folge wurden die Mosaischen Schriften durch die Rabbinen vermehrt und verbessert und mit so vielen Unwahrheiten durchmischet, daß ich zweifelhaft bin, ob mehr Fabeln im Talmud oder im Koran zu finden seyen.

Josephus, der einzige Jude, von welchem wir

wir eine ordentliche jüdische Geschichte ausser der Bibel haben, und der sich bis auf die Zeiten der Zerstörung Jerusalems ausgedehnet, ist selbst bisweilen durch die Rabbinen verführt worden, und war um die Gleichförmigkeit seiner Historie mit denen Mosaischen Schriften öfters sehr unbekümmert. Von einem grossen Theil seiner Geschichte war er zwar ein gleichzeitiger Schriftsteller. Tacitus war es aber auch, und gleichwohlen finden wir nicht selten, daß sie in Haupt-Umständen von einander abweichen, welches um so weniger zu bewundern ist, da sich Tacitus bisweilen selbst widerspricht. Ueberhaupt scheint es, daß sich die meisten alten Geschichtschreiber die Freyheit heraus genommen, die noch ältern Nachrichten mit selbst erfundnen Zusätzen auszuzieren, und wenn sie die Sache ihrer Fantasie nicht gemäß befunden haben, solche weiter auszudehnen und nach ihrem Geschmack einzukleiden, und was sie uns auf diese Art hinterlassen haben, das nennen wir jetzo Historie. Was hingegen zu Zeiten Moyses vorgieng, davon war er ein Augenzeuge und eine Haupt-Person, welche alles genau wissen konnte, und dem wir somit allen Glauben beylegen können. Eingleiches gilt auch von denen übrigen historischen Schriften der Bibel, welchen das Siegel des Canons aufgedrückt ist. Josua, Samuel, die jüdischen Chronickenschreiber und die Propheten hinterliessen

uns keine Geschichte als diejenige, so unter ihren Augen oder wenigstens kurz vor ihrer Zeit sich zugetragen haben, und diß macht ihnen freylich mehr Ansehen, als die Träumereyen des Rabbi Akiba und seiner Nachfolger bis ins 5te Jahrhundert, wo die Mischna zusammen getragen worden. Am allerwenigsten aber verdienen die neuen Rabbinen und Ausleger des Talmuds einige Aufmerksamkeit, da sie, in einer mehr als zweytausendjährigen Entfernung von denen Zeiten Moyses und der Propheten, ihre ganze Historie auf Traditionen bauen, welche der Orientalische Witz und der jüdische Aberglaube zusammen gesponnen hatten, wiewohl in Sachen, welche die Patriarchen und Propheten angehen, die Juden des 5ten Jahrhunderts, welche sich blos auf mündliche Ueberlieferungen berufen, so wenig Glauben bey mir haben, als die Juden des 18den Seculums.

§. 15.

Die Geschichtschreiber des Alten Testaments hatten wenig gleichzeitige Schriftsteller, deren Arbeit uns bekannt worden wäre. Von dem Abendländischen Europa wissen wir gar nichts Zuverläßiges vor Christi Geburt, weil die griechische und römische Geschichtschreiber, ehe letztere im Occident Eroberungen machten, diese Länder wenig oder gar nicht kannten, und von denen

Assy=

Assyrischen, Egyptischen, Babylonischen, Persischen und andern morgenländischen Begebenheiten wüsten wir vielleicht eben so wenig, weil alle ihre Geschichtbücher verloren gegangen, wenn nicht die Griechen und Römer uns ihre Historie aufgezeichnet hätten. Diß sind aber nur Bruchstücke, und was über das Zeit-Alter des Geschichtschreibers hinaus gehet, das müssen wir auf sein Wort glauben, weil es die wenigsten für gut befunden, die Quellen anzugeben, woraus sie geschöpft haben. Daher rühren die unendlichen Widersprüche der alten Historiker, welche sich auf keine Art mit einander vereinigen lassen.

§. 16.

Ihre Chronologien sind entweder unbestimmt und schwankend, oder sie sind offenbar falsch, und deswegen bin ich der Meynung, daß keine Arbeit eines Gelehrten mehr Zeit, Fleiß und Unverdrossenheit erfordere, als die Berichtigung der in die Geschichte eingedrungenen falschen Zeit-Reitrechnungen. Man darf nur die wider einander laufende Erzehlungen des Xenophon, Justinus und Cornelius Nepos lesen; so wird man bald hievon überzeugt werden. Dem Justinus gieng es wie allen denen, welche eine grosse und weitläufige historische Beschreibung ins kleine ziehen. Sie bekümmern sich um keine Beweise, sondern setzen voraus, daß sich ihr Geschichtschreiber schon darum bekümmert habe.

Wo

Wo also dieser gefehlt hat, da fehlen sie getrost nach, und wenn Trogus Pompejus hintergangen worden; so kan man vom Justin nicht fordern, daß er mehr Wahrheit schreiben soll als sein Währmann, besonders da er in seinem Buch durchgängig eine seichte Beurtheilungs-Kraft verrathen hat, Nepos hingegen war mehr ein Panegyrist als ein Historienschreiber. Kurz, man kan sich in der alten Historie nicht genug vorsehen, welche unzehlige Variationen der Antiquität wenig Ehre machen, und man mag mir die alten Geschichtschreiber noch so sehr loben; so werde ich doch immer die neuern vorziehen, welche sich um sichere Beweißthümer und eine genaue Chronologie beeifern. In Ansehung der letztern muß man weder die offenbar falsch und untergeschobnen Chronographien Berosus des Chaldäers, Methastenes des Persers und Philo des Juden, welche gleich denen meisten übrigen vom Ammius von Viterbo an das Tageslicht gebrachten Schriften von ihm selbst oder von andern erst neuerlich fabricirt worden, zu Rath ziehen, noch gleich ein voreiliges widriges Urtheil fällen, ehe man sich die verschiednen Perioden der Zeit-Rechnungen bekannt gemacht hat. Jedes Volk bediente sich einer andern Chronologie, und selbst nach Christi Geburt finden wir noch eine Menge von einander abweichender Zeit-Rechnungen, welche ein gelehrter Benedictiner in seinem Buch:

L'art

L'art de verifier les dates &c. wovon eine deutsche Uebersetzung mit einer Vorrede des Herrn Consistorial-Raths Walch 1779. zu Leipzig herausgekommen, gründlich beschrieben und auseinander gesetzt hat. Diese verschiedne Chronologien muß man genau wissen, weil ohne diese Kenntnüß und ohne richtige Befolgung der einer Geschichte angemessenen Zeit-Rechnung das Studium der christlichen Alterthümer in einer ewigen Verwirrung bleiben würde. Bisweilen finden wir hierinnen eine merkliche Abweichung der heiligen Geschichtschreiber von denen Profan-Scribenten, welches blos in dem verschiedenen Anfang gewisser Zeit-Berechnungen seinen Grund hat. So rechnet z. E. der Evangelist Lucas die Regierung des Tiberius nicht von dem Tode des Augustus, sondern von seinem Pro-Consulat an, weil er in einer Provinz lebte, wo der Pro-Consul eben das Ansehen hatte, als in Rom der Consul.

Wo man aber offenbare Unwahrscheinlichkeiten findet, da muß man sich keine Beschäftigungen daraus machen, durch Wunderwerke nachzuhelfen, wie die Alten gethan haben, und ich bin sicher überzeugt, daß unsre heutigen Historiker, wenn sie den Ueberfluß an Hülfs-Mitteln hätten, welche denen Alten zu statten gekommen, bessere und zuverläßigere Historien, als diese, liefern würden. Vorzüglich aber muß ich

mit einem gewissen grossen Gelehrten den Wunsch äussern, daß die meisten alten griechischen und lateinischen Geschichtschreiber wegen ihrer fehlerhaften Chronologien eingeschmelzt und von neuen umgegossen werden könnten. Wenn Plutarch berechnet hätte, daß Alexander der Grosse schon 6. Jahre alt gewesen, als Nectanebus, König in Egypten, aus seinem Reich vertrieben worden, und sich an den Macedonischen Hof geflüchtet; so würde er nicht geschrieben haben, er habe mit der Olympias den Alexander erzeugt. Sueton schreibt: der Consul Publius Sulpitius Quirinus habe seine Frau Nahmens Lepida verstossen, und erst 20. Jahre darnach sie beschuldiget, sie habe ihn mit Gift vergeben wollen. Diß ist ein offenbarer Verstoß. Lucius Cäsar, ein Enkel des Augustus, wollte die Lepida heyrathen. Quirinus konnte sie also nicht eher als nach seinem Tode eheligen. Dieser erfolgte im Jahr 755. (andre setzen 757.) der Proceß wider die Lepida wurde aber im Jahr 773. verführt. Gesetzt nun, daß sie nur ein Jahr mit dem Quirinus in der Ehe gelebt; so kan die Klage ihres Mannes höchstens 17. Jahr nach der Scheidung angebracht worden seyn. Suidas giebt an: der Grammaticus Tyrannion, der vorhero den Nahmen Theophrastes geführt, sey im 3ten Jahr der 120sten Olympiade gestorben. Da er aber zu den Zeiten

des

des Cicero gelebt, wie aus einem seiner Briefe an den Atticus erhellet, wo er diesem versprochen, mit ihm eines Tages zusammen zu kommen, und vom Tyrannion sich ein Buch nach seiner Art vorlesen zu lassen; so kan er in der 120sten Olympiade weder gelebt haben, noch gestorben seyn. Denn dieser Brief war zu der Zeit, da Cäsar in Afrika mit dem Juba Krieg führte, mithin im 707. Jahr der Stadt Rom oder im 2ten Jahr der 184. Olympiade geschrieben. Wir finden kurz darauf einen andern Brief, worinnen Cicero dem Atticus einen freundschaftlichen Verweiß giebt, daß er sich dieses Buch, ohne ihn zu erwarten, alleine vorlesen lassen.

Man hat aber alle Ursache, auch bey denen neuern Geschichtschreibern, sowohl bey Erzehlung alter als neuer Historien, auf die Chronologie mit aller Aufmerksamkeit zu sehen, und wenn man selbst eine Geschichte schreibt, und die Jahre und Tage nicht genau im Kopfe hat, lieber gegen sein Gedächtnüß mistrauisch zu seyn, und andere nachzulesen, als etwas auf gerade wohl hin zu schreiben, und sich dadurch lächerlich zu machen. Vorzüglich hat man die Lebens-Jahre verschiedner Personen sorgfältig mit einander zu vergleichen, und einen Gelehrten, der zu des Kaysers Matthias Zeiten gelebt, nicht mit Carl VI. sprechen lassen. Dergleichen Anachronismen sind jedem auffallend, der mit Aufmerksamkeit liest,

und für flüchtige Leser sind keine historische Gesetze nothwendig.

Benjamin von Tudela behauptet in seinen Reisen, Romulus habe bey Puteoli 15. Meilen lang unter denen Bergen weg arbeiten lassen, aus Furcht für dem König David und seinem General Joab, von welchen er einen Ueberfall besorget. David regierte wenigstens 300. Jahre vor dem Romulus, und ich bin sicher, daß man in Italien seinen Nahmen nicht nennen hören, bis etwan denen Römern die Geschichte des Josephus in die Hände fiel. Nach dem Voßius wäre Zeno von Sidon ein Schüler des Appollodorus und dieser ein Schüler des Epicurs gewesen. Der von ihm angeführte Diogenes Laertius sagt nichts, als Appollodorus habe sich zur Epicurischen Secte gehalten, das übrige widerlegt sich aus der Zeit-Rechnung. Denn da Cicero, Cotta und Pomponius Atticus Zuhörer des Zeno waren; so konnte ein Schüler des Epicurs kein Lehrmeister des Zeno seyn, weil Epicur im 2ten Jahr der 127. Olympiade gestorben, und Cicero den Zeno im 674. Jahr der Stadt Rom oder im ersten Jahr der 175. Olympiade gehört hat, massen von dieser letzten Zeit bis zum Tod des Epicurs rückwärts mehr als 190. Jahre verlauffen wären. Stephan Pasquier schreibt, der Poet Lucilius habe über einen Misbrauch, der zu Zeiten des Cicero im Schwange gegangen,

eine

eine Satyre geschrieben, da doch Lucil wenige Jahre nach der Geburt des Cicero gestorben ist. Voßius bemerkt um das Jahr 1660. Gambara habe den bekannten Roman des griechischen Sophisten Longus vor 170. Jahren übersetzt. Nun berichtet Thuanus, Gambara sey 1586. im 90. Jahre seines Alters verstorben, und Gambara selbst versichert, er habe diese Uebersetzung bey hohen Jahren und schon verfallenen Kräften unternommen, welche beederley Zeitrechnungen sich mit einander nicht vereinigen liessen. Gohori im Leben des Machiavells glaubt, Machiavell habe in seinem Princeps Carl V. vor Augen gehabt, und seine Regierung vorstellen wollen, da doch aus dem Buch selbst erhellet, daß Ferdinand König von Arragonien, und der Kayser Maximilian I. zu der Zeit, da es geschrieben worden, am Leben gewesen, und da bey des letztern Ableben Carl V. noch nicht volle 19. Jahre alt war; so konnte man um jene Zeit noch nicht wissen, was sich dieser Kayser für einen Nahmen in der Welt erwerben würde. Olivier de la Marche setzt in die erste Vorrede seiner Denkwürdigkeiten: er sey schon 70. Jahr alt gewesen, ehe der Erzherzog Philipp 10. Jahr alt worden. Nun war der Erzherzog 1478. gebohren, um welche Zeit Olivier erst 52. Jahre alt war. Das 10te Jahr des Erzherzogs fiel also in sein 62. folglich hatte er sich offenbar um 8. Jahre verrechnet. In

denen Liebes-Geschichten der Könige von Frankreich wird behauptet, die Königin Johanna von Navarra habe nach dem Tode ihres Gemahls sich einen ihrer Hof-Cavaliers heimlich antrauen lassen, und aus dieser Ehe den bekanten Aubigne, Großvater der Madam Maintenon erzeugt, und daraus will man beweisen, daß Letztere aus königlichem Geblüt abgestammet. Nur Schade, daß die Chronologie dieses künstliche Gebäude auf einmahl niederreisset. Das Epitaphium des Aubigne an der Peters-Kirche zu Genf bezeugt, daß er 1630. in seinem 80. Jahr gestorben, mithin war er 1550. gebohren. Der Gemahl der Königin Johanna gieng aber erst 1562. mit Tode ab, folglich kan Aubigne nicht erst aus einer nach seinem Ableben vollzognen Ehe erzeugt worden seyn. Spondanus schreibt, der zur protestantischen Religion übergetretene Capuziner Bernhardin Ocellus sey ein Arianer gewesen, und dieserhalb aus Genf nach Engelland entwichen, weil er sich einer Stadt nicht länger anvertrauen wollen, wo man vorhin den Servet verbrannt habe. Nun ist aber die schöne Hinrichtung des Servet 1553. vor sich gegangen, Ocellus hingegen verließ Genf noch vor dem Jahr 1547. mithin kan die Erzehlung des Spondanus keinen Glauben verdienen. Thuanus versichert, Philipp II. König von Spanien habe dem Arzt und Redner Rosario 1548. da er durch

durch Mayland gieng, grosse Vortheile versprochen, wenn er mit ihm ziehen und eine Professors-Stelle auf der Academie zu Coimbra annehmen wolle, Rosario hingegen habe diese Gnade verbeten. Da aber Philipp II. erst 1580. sich des Königreichs Portugall bemächtigte, so kan er ihm wohl keinen Lehrstuhl zu Coimbra angeboten haben. Wir haben eine Historie Carl des Grossen und des berüchtigten Roland, welche ein gewisser Turpinus geschrieben. Es ist eine offenbare Fabel, wofür sie die größten Gelehrten der catholischen und protestantischen Kirche zur Zeit erkannt haben. Diejenigen hingegen, welche sie für wahr halten, und diesen Turpinus für denjenigen ausgeben, welchen Carl der Grosse zum Erzbischoff in Rheims ernannt hat, sind aus der Chronologie leicht zu widerlegen. Denn dieser Erzbischoff starb im Jahr 813. und der Kayser erst ein Jahr darnach, und gleichwohlen wird des Ablebens Carl des Grossen in diesem Buch Erwähnung gethan.

Hauptsächlich hat man sich bey denen Nahmen vorzusehen, und in Beschreibung einer Geschichte wohl darauf Acht zu haben, zu welcher Zeit die genennten Personen gelebet haben. Wenn Philippus Carolus diese Regel beobachtet hätte, würde er in seinen Anmerkungen über den Gellius den Nahmen des Poeten Lävius nicht geändert und Livius Andronicus dafür

gesetzt haben. Denn da Lävius eines Gesetzes des Licinius Erwähnung thut, welches im Jahr der Stadt Rom 656. gegeben worden; so war es offenbar, daß sich diese Stelle dem Livius nicht zueignen liesse, weil von diesem, nach dem Zeugnüß des Cicero, schon im Jahr 514. eine Komödie aufgeführt worden.

§. 17.

Es ist schon ein grosser Fehler, wenn sich ein Geschichtschreiber in der Zeit-Rechnung aus Nachläßigkeit verirret, unendlich grösser ist aber derselbe, wenn man sich auf diese vorsetzlich angerichtete Verwirrung gründet und unschuldige Personen dadurch zu verläumden suchet. Andreas Thevet schämt sich nicht zu behaupten, die 4. Prediger von Genf, welche auf Ansuchen des Villegaignon nach Brasilien gegangen, um die Heyden zu bekehren, unter welchen der vornehmste Richier geheissen, hätten einen Aufstand erregt, welcher einigen dieser Rebellen das Leben gekostet, die andern aber, und nahmentlich Richier, hätten sich mit der Flucht gerettet, worüber die Wilden dergestalt aufgebracht worden, daß sie alles, was noch übrig war, umzubringen gedrohet, und er rechnet sich unter diejenigen, welche dieser Gefahr ausgesetzt gewesen, mit dem Zusatz, daß er sein Mißions-Werk von darum aufgeben müssen, theils weil er der Sprache nicht mächtig gewesen, theils weil die reformirte Prediger diese Beschäff-

tigung

tigung aus Neid gegen ihn übernommen hätten. Diß sind lauter Unwahrheiten, welche sich aus der Chronologie bestreiten lassen. Denn 1) ist er schon den 31. Jenner 1556. aus Amerika abgereist und die reformirte Prediger sind erst im Merz 1557. angekommen. Daß er keine zweyte Reise dahin gemacht, bekennet er selbst, da er versichert, daß er zu der Zeit, wo Villegaignon einige Prediger ersäufen lassen, nicht in Amerika gewesen, und daß er somit vom 1. Jenner 1556. bis um diese Zeit sich nicht in dieser Gegend aufgehalten. Nun giengen die Genfer schon gegen das Ende 1557. wieder nach Europa, und von denen 5. Personen, welche unterwegs auf die Insel Coligni zuruckkehrten, ließ Villegaignon 3. ins Meer werfen. Um diese Zeit waren also die Prediger nebst denen übrigen Colonisten nicht mehr auf der Insel, und ist es 2) grundfalsch, daß diejenigen, so Villegaignon als Ketzer ersäufen lassen, Prediger gewesen, oder 3) daß um jene Zeit mehr als zween Prediger von Genf oder anderswoher nach Brasilien gekommen. Die Rebellion eräugnete sich lange vor deren Ankunft in Amerika, wie aus einem Brief des Villegaignon an den Calvin vom 31. Merz 1557. erhellet.

§. 18.

Es ist schon aus dem vorhergehenden abzunehmen, daß das meiste, was wir von denen

Alten haben, ungewiß sey. Wir suchen also Wahrheit bey denen griechischen und römischen Geschichtschreibern, ohne vorhergängige Ueberzeugung, daß sie die Wahrheit zu schreiben im Stande gewesen. Wir wollen zugeben, daß es ihnen an Beurtheilungs-Kraft nicht gefehlet habe, sie sind aber ausser Schuld, wenn sie durch noch ältere Geschichtschreiber zu einer Unwahrheit verleitet worden, die sie, bey aller angewandten Critik, für Wahrheit zu halten kein Bedenken gefunden. Zudeme haben sie nicht alle aus einer Quelle geschöpft. Einem fiel dieser, einem andern jener Codex in die Hand, und jeder hielt seinen Mann für untrüglich, weil er vom Gegentheil keine Ueberzeugung hatte. Da nun mancher die Sache nicht wie der andere erzehlt; so entstunden daraus die unzehligen Widersprüche, und die Compilationen aus verschiednen einander widersprechenden Schriftstellern that der Genauigkeit der Geschichte Eintrag, wie wir vornehmlich beym Valerius Maximus bemerken. Tacitus und Pomponius der Rechtsgelehrte schreiben, Caßius Longinus sey vom Nero ins Elend verwiesen worden; Suetonius und Juvenal hingegen behaupten, er habe ihn umbringen lassen. Wem soll man glauben? Publius Horatius sprang nach gewonnener Schlacht wider den König Porsenna in die Tiber und schwamm, seiner schwehren Rüstung unge-

achtet,

achtet, an das andere Ufer. Ueber diesen Umstand sind alle Geschichtschreiber einig. Dionysius von Halicarnaß, Dio Caßius und Servius versichern aber, er sey im Schwimmen in den Schenkel verwundet und davon hinkend worden. Livius und Valerius Maximus hingegen behaupten nachdrücklich, er sey unverletzt über den Fluß gekommen, und Florus und Seneca melden auch nichts von dieser Verwundung, womit es jedoch, aller Wahrscheinlichkeit nach, seine gute Richtigkeit haben mag. Denn Horaz war hinkend bis an sein Ende, und Servius gedenket des besondern Umstandes, er habe zum öftern gesprochen: Ich werde durch jeden meiner Tritte an meinen Triumph erinnert. Sieben Geschichtschreiber lassen ihn also lebend über die Tiber kommen, der einige Polyb schreibt, er sey im Fluß ertrunken. Diß ist zu arg, und man solte es fast verreden, einem römischen Geschichtschreiber mehr einige Glaubwürdigkeit einzuräumen. Tacitus meldet, Macron, der erste Minister des Tiberius, habe, um den Caligula noch bey Lebzeiten des Tiberius zu gewinnen, ihm selbst Gelegenheit zu denen mit seiner Frau, der Thrasilla, gepflogenen Liebeshändeln gemacht. Sueton hingegen versichert, Caligula habe die Thrasilla, ohne Vorwissen ihres Mannes, durch Liebes-Anträge in sein Interesse zu ziehen gewust, unter dem Versprechen,

sie zu heurathen, wenn er Kayser würde. Die Meynung des Tacitus, welcher auch Dio beypflichtet, ist wahrscheinlicher, als das Vorgeben des Suetonius. Grosse Staatsmänner, welche ein Meisterstück zu ihrem Vortheil ausführen wollen, halten gemeiniglich mehr auf Ambition als auf Eifersucht, und dergleichen Erniedrigungen gehören weder in der alten noch in der neuen Geschichte unter die denkwürdigen Seltenheiten. Appollodorus und Servius berichten, der König Prötus von Argos habe drey rasende Töchter gehabt, welche andere Weibs-Personen angesteckt. Davon sey eine gestorben, 2. aber habe Melampus wieder hergestellt, und zur Dankbarkeit habe Prötus ihm und seinem Bruder Bias diese zwey Töchter zur Ehe und jedem ein Drittel seines Reichs zum Heuraths-Guth mit gegeben. Pausanias nennt diesen König Anaxagoras, und statt der Töchter setzt er überhaupt, die Weiber seyen von einer gewissen Wuth befallen worden, welche Melampus curirt habe. Dionyß von Halicarnaß und Titus Livius beschreiben die bekannte Geschichte der Lucretia, ohnerachtet sie vermuthlich aus einerley Quellen geschöpft haben, mit sehr verschiednen Umständen, und Servius und Florus nennen ihren Ehrenschänder Aruns, statt daß ihn andere Sextus nennen, zum Beweiß, daß die ersten gleichzeitigen Schriftsteller, welche diesen zum Leitfaden gedie-

gedienet, nicht alle die nöthige Maasregeln ergriffen haben, sich von der Sache grundhaltend zu unterrichten. Ueber die Todes-Art des Pythagoras finden wir fast unzehlige Nachrichten. Einer schreibt, er sey zu Crotona mit dem Hause des Milo verbrannt, andere, er habe sich in den Tempel der Musen zu Metapontus geflüchtet und sey darinnen nach einem 40tägigen Fasten, Hungers gestorben, wieder andere, er habe sich auf der Rückreise von der Insel Delos, wo er seinen Lehrmeister Pherecides begraben, vorsetzlich zu Tode gehungert, noch andere, er habe seine Schüler denen Argentinern wider die Syracusaner zu Hülfe geführet, und sey, nach verlorner Schlacht, auf der Flucht umgekommen, welche sämtliche Erzehlungen sich beym Diogenes Laertius finden. Arnobius berichtet, er sey in einem Tempel lebendig verbrannt worden, Justin hingegen läst ihn zu Metapontus eines natürlichen Todes sterben. Cicero sagt in seiner Rede vor den Sextius, die Römer hätten den Attalus zum König in Asien gemacht. Livius und andere glaubwürdige Scribenten nennen statt des Attalus den Eumenes. Manutius macht bey dieser Gelegenheit den Attalus zum Bruder des Eumenes, und Grävius hat in seiner 1699. veranstalteten Ausgabe der Ciceronischen Reden diese Fehler gerügt. Nach dem Plinius hätte die Rhodope, eine berühmte Hure in Egypten,

pten, von ihrem ersparten Hurenlohn eine von denen Pyramiden bauen lassen, welche mit unter die 7. Wunderwerke der Welt gezehlet worden. Herodotus widerspricht diesem Vorgeben, unter der Versicherung, daß diese Pyramiden lange vor dem König Amasis, unter dessen Regierung die Rhodope gelebt, errichtet worden. Er setzt hinzu, daß wenn ihr Verdienst auch noch so groß gewesen wäre, er doch an die ungeheuren Kosten, welche die Erbauung einer solchen Pyramide erfordert, nicht gelanget haben könne. Denn zu Bezahlung der eisernen Bratspiese, welche sie zum Ochsen-Braten in den Tempel zu Delphos gestiftet, sey schon der zehente Theil von ihrem Vermögen nöthig gewesen. Dergleichen Stiftungen waren nach denen jüdischen Gesetzen verboten. Devt. XXIII. 18. Vom Philosophen Zeno aus Eleas haben wir wieder viele einander widersprechende Nachrichten, welche wir meist im Diogenes Laertius und im Plutarch lesen können. Darinnen sind sie einig, daß er den Vorsatz hatte, sein Vaterland von der Gewalt eines Tyrannen zu befreyen und darüber unglücklich wurde. Dieser Tyrann wird bald Nearchus, bald Diomedon, bald Demylus, bald Dionysius genennt. Einige schreiben, er habe auf der Tortur die besten Freunde des Tyrannen für seine Mitschuldige angegeben, hierauf aber sich ausgebeten, dem Tyrannen ein Wort ins Ohr zu sagen,

gen, und da ihm dieser gewillfahret, ihm das Ohr abgebissen. Andere sagen, er habe ihm die Nase abgerissen. Wieder andere, er habe, nachdem er seine Mitverschworne angegeben und den Tyrannen die Pest des Vaterlandes genennet, denen Umstehenden ihre Feigheit vorgeworfen, daß sie aus Furcht, auf die Art wie er behandelt zu werden, lieber in der Knechtschaft bleiben wollten, worauf er sich die Zunge abgeschnitten und sie dem Tyrannen ins Angesicht geschmissen, welches die Burgerschaft dergestalt in Bewegung gesetzt, daß sie den Tyrannen auf der Stelle gesteinigt hätten. Valerius Maximus begeht einen andern Fehler. Er schreibt, dieser Zeno habe eine Verschwörung wider den Phalaris angesponnen. Nun war aber Phalaris vielleicht schon 60. Jahre todt, ehe Zeno anfieng berühmt zu werden. Das Ohrenabbeissen des Nearchus hingegen wird von ihm einem andern Zeno zugeschrieben.

§. 19.

Wir dürfen aber nicht glauben, daß dieser Uebelstand nur denen Griechen und Römern zur Last liege. Es sollte nicht viel Mühe kosten in der Historie der mittlern und neuern Zeiten ein eben so starkes Register von Widersprüchen eines Geschichtschreibers gegen den andern aufzubringen, wovon nur einige Exempel angeführt werden

den sollen. Der Bischoff Lambert zu Lüttich wurde ermordet. Diß ist richtig. Godeschalkus, ein gleichzeitiger Schriftsteller, nennet einen mächtigen Herrn zu Zeiten Pipins, Nahmens Dodo, welcher den Bischoff umbringen lassen, weil zwey Lambertische Vettern zwey Gebrüdere, nahe Anverwandte dieses Dodo, erstochen haben. Anselm, ein Canonicus zu Lüttich aus dem 11. Jahrhundert, war der erste, welcher behauptete, er sey auf Befehl des Pipins, unter Anstiftung seiner Gemahlin Alpais ermordet worden, weil er ihre Heurath mit dem Pipin, der sich um ihrentwillen von der Plectrüde geschieden, gemisbilliget und dagegen geeifert habe. Sigbert schrieb diese Ursache dem Anselm nach und verschwieg die Erzehlung des Godeschalkus. Dadurch wurde der letzte Beweggrund des Lambertischen Märtirthums zur allgemeinen Sage in denen Geschichtbüchern, ohnerachtet die Chronologie schon vor die Wahrheit der ersten Ursache streitet. Denn im Jahr 708. wo der Bischoff umgebracht worden, war Pipin schon lange wieder von der Alpais getrennet und letztere in ein Kloster gesteckt. So geht es, wenn man die neuern denen gleichzeitigen Schriftstellern ohne hinlängliche Prüfung vorziehet. Matthias in seinem Schau-Platz schreibt: Kayser Otto III. sey nach Teutschland zurückgegangen, um eine Armee zu werben, womit er die aufrührerischen Römer züchtigen könte,

er

er sey aber unterwegs gestorben. Ohnerachtet nun andere glaubwürdige Geschichtschreiber und besonders Ditmar beym Calvisius versichern, der Kayser sey würklich nach Rom zurück gekommen, und habe die Aufrührer exemplarisch abgestraft, er sey aber erst nach der Hand auf der Rückreise nach Teutschland 1002. mit Tode abgegangen; so getraue ich mich doch nicht, die erste Nachricht schlechterdings für falsch anzugeben, indeme die Geschichte dieser Zeiten so verwirret und durch so viele böse Hände gegangen sind, daß man das pro und das contra mit einer gleichen Anzahl von Zeugen beweisen kan. Es ist fast unmöglich, einen in der Historie dieser Jahrhunderte einer Lüge zu bezüchtigen, weil jeder vor seine mit der größten Dreistigkeit gewagten Erzehlungen einen Währmann finden wird. In der französischen Historie des 16. Jahrhunders wird eine und die nämliche Geschichte auf dreyerley Art erzehlt, und man kan schlechterdings nicht entscheiden, wer recht oder unrecht hat. Cappelloni schreibt: Nach Absterben des Pabsts Clemens VII. habe der Cardinal Pratellus sich an den König Franciscus I. gewendet, und ihn ersucht, ihm zur päbstlichen Würde zu verhelfen. Der König habe ihm geantwortet: Der Appetit der Cardinäle ist zu groß, als daß ich Lust hätte, ihn zu sättigen. Worauf Pratellus versetzt, wenn es darauf ankäme; so wollte er wohl noch 400000.

Thaler schaffen, um diesen Vorschlag auszuführen. Weil aber der König sich dem ohngeachtet nicht einlassen wollen; so sey der Cardinal erst zu sich selbst gekommen und habe sich geärgert, daß er dem König nicht nur seinen Stolz, sondern auch seine Schätze entdecket, worüber er erkranket und kurz darauf gestorben sey. So erzehlet es auch Varillas, jedoch ohne den Capelloni zu citiren. Jeremias von Pours erzehlt es anders: Der König Franciscus I. habe Geld gebraucht, und habe dieserhalb aussprengen lassen, der Pabst Paul III. sey gestorben, und dieses falsche Gerücht habe er dem Cardinal Marcellus (soll heissen Pratellus) selbst hinterbracht, weil er von seiner ehrgeitzigen Absicht, Pabst zu werden, schon unterrichtet gewesen. Der Cardinal habe ihm darauf die grossen Vortheile vorgestellt, welche dem König und seinen Staaten daraus zugiengen, wenn er Pabst würde, wogegen der König erwiedert, er wolle alles gerne dazu beytragen, allein es sey Geld dazu erforderlich, woran es ihm gegenwärtig fehle. Der Cardinal habe sogleich zwey Tonnen Goldes dazu angeboten, welche der König ihme zu bringen befohlen, mit der Versicherung, er wolle das übrige dazu thun. Als die Nachricht eingelangt, daß der Pabst noch lebe, und der Cardinal sein Geld zuruck verlangt; habe ihm der König geantwortet: Wenn er nicht gestorben ist; wird er noch

sterben,

sterben, worauf der Cardinal traurig abgegangen. Eine dritte Erzehlung, welche dem Melanchton zugeschrieben wird, ist ein Mitteldìng zwischen denen beyden ersten. Es heißt: der König in Frankreich, der Vater des Franciscus, habe es veranstaltet, daß an ihn und seinen Canzler Briefe aus Rom eingelaufen, welche den Tod des Pabsts berichteten. Der Canzler habe sogleich nach Hof geeilt, und auf die Frage des Königs, was jetzo zu thun sey? habe er geantwortet, es sey am besten, einen Gesandten nach Rom zu schicken und es dahin einzuleiten, daß ein Pabst erwehlt würde, der es mit Frankreich hielte. Der König habe aber vorgewendet, dazu sey Geld erforderlich, und könne für einen Competenten um die päbstliche Würde die Summe nie zu groß seyn, worauf der Canzler zwey Tonnen Goldes angeboten, wenn es genug wäre. Der König habe ihm sodann befohlen, eine Tonne Goldes zu bringen und nachdem er das Geld gehabt; habe er andere Bothen kommen lassen, welche die Nachricht bringen musten, daß der Pabst noch am Leben sey. Diese drey Erzehlungen sind in Haupt-Umständen von einander unterschieden. Der letzten fehlt es noch an der hinlänglichen Bestimmung. Der Canzler könnte zwar der Cardinal Pratellus gewesen seyn, weil er die Stelle eines Canzlers bekleidet hat. Wer aber der König gewesen? ist schwehr zu errathen. Der Vater

 Fran-

Franciscus I. war nie König. Soll aber Heinrich II. als Vater Franciscus II. darunter zu verstehen seyn; so hätte es deutlicher ausgedruckt werden sollen. Es scheint aber, daß der Verfasser dieser Geschichte sich in Ansehung des Königes gänzlich geirret, und daß diese Erzehlung auf niemand als auf Franciscus I. passe. Wenn wir die historischen Schriften des Buchanan und des Camden gegen einander halten, wo sie von der unglücklichen Schottischen Königin Maria handeln; so wird man zwar bald finden, daß jener zum Nachtheil und dieser zu Gunsten dieser Königin geschrieben haben. Wenn wir aber beurtheilen wollen, welcher von beyden recht habe? so werden wir in ein Meer von Zweifeln versenkt, woraus wir uns auf keine Art zu retten wissen. Im ersten Anblick finden wir uns bewogen, dem Camden den Vorzug zu geben. Denn 1) hat Buchanan ein unstätes und herumwanderndes Leben geführt, und seine satyrische, freche und unzüchtige Gedichte können uns nicht zu seinem Vortheil einnehmen, oder verhindern uns wenigstens, von seiner Aufrichtigkeit eine so gute Meynung zu fassen, wie von der Tugend des Camden, der jederzeit als ein weiser und untadelhafter Mann gelebt hat, 2) war Camden nie persönlich vor die Rechtfertigung der Königin Maria intereßirt, dem Buchanan hingegen war es daran gelegen, ihre Vertreibung aus Schottland zu vertheidigen

und

und sie dieserhalb anzuschwärzen, weil er mit in der Faction war, welche sie vom Thron gestossen, und somit an einer Sache Theil genommen hatte, welche eine abscheuliche Gestalt gewinnen mußte, wenn die Königin nicht der erschrecklichsten Verbrechen überwiesen werden konnte, und 3) war das Haupt der Parthey, welche sie dethronisiret, der Schutzgott des Buchanan, dahingegen Camden der Königin Elisabeth tausend Verbindlichkeiten schuldig war. Buchanan machte also, indeme er die Königin Maria mit Anschuldigungen überladen, eine Apologie vor sich und seinen Mäcen, dasjenige hingegen, was Camden zu ihrer Vertheidigung anführet, ist ein Flecken in dem Leben der Königin Elisabeth. Aus diesen und ähnlichen Gründen, sage ich, sollte man die Nachrichten des Camden denen Nachrichten des Buchanan vorziehen. Wenn wir aber dagegen bedenken, daß Camden unter der Regierung des Königs Jacob I. eines Sohns der Maria, geschrieben, und daß man sich dahero nicht verwundern darf, wenn er in gewissen Stücken den Ruhm der verstorbenen Königin der Zärtlichkeit des regierenden Königs aufgeopfert hat, und wenn wir ferner erwägen, daß, nach vieler gleichzeitiger Scribenten Aussage, die Annalen des Camden auf Befehl des Königs Jacob verstümmelt und statt der abgestrichenen Stellen andere untergeschoben worden, welches zwar der Camdenische

Biograph Smith leugnet, dem Camden aber vermuthlich selbst dafür gegraut haben mag, weil er eine ächte Abschrift von seinem Buch an den Dû Pûy nach Paris geschickt hat; so werden obige vor die Historie des Camden streitende Gründe wieder auf einmahl schwankend, und wird es uns niemand verübeln, wenn wir hier in einen unübersehlichen Pyrrhonismus verfallen, und es ewig in Zweifel stellen, wer recht oder unrecht habe. Peter Franciscus Rinuccini behauptet, sein Vater Octavius Rinuccini, habe das erste Ballet in Frankreich aufgeführet. Nun kam er aber mit der Maria von Medices erst 1600. nach Frankreich, und wir finden schon ein Ballet vom Jahr 1582. so der Musicus Balthasarini, welchen der Marschall von Brisack der Königin Catharina von Medices aus Piemont zugeschickt, verfertiget, der sich nach seinen in Frankreich erhaltenen Diensten Beaujoyeux geschrieben, wie uns der Pater Menetrier belehret.

§. 20.

Von denen Geschichtbüchern der Chineser mag ich gar nichts berühren. Sie gehen auf Millionen von Jahren zurück, und nennen uns in diesem unermeßlichen Zeitraum die Nahmen aller ihrer Regenten in einer chronologischen Ordnung. Es ist aber längst erwiesen, daß ihre

Chroni-

Chronicke erst in denen neuern Jahrhunderten fabricirt worden, und ihre ganze Zeitrechnung auf willkührlichen Erdichtungen beruhe. In denen übrigen Morgenländern haben die Araber alle Büchersammlungen verbrannt, wo sie Eroberungen machten. Erst unter der Regierung des Abudgiasaralmansur, des zweyten Khalifen von der Dynastie der Abbasiden, wurden eine Menge griechischer Bücher von Constantinopel nach Arabien gebracht, welche der Khalife ins arabische übersetzen ließ, wovon sich eine ungezehlte Menge von Handschriften in denen grossen europäischen Bibliotheken befindet, worunter mancher alter in der Urschrift verlohrner griechischer Geschichtschreiber stecken mag, wenn sich die der Sprache mächtige wenige Gelehrte die Mühe nehmen möchten, solche durchzulesen.

§. 21.

Es läßt sich aber auch nicht in Abrede seyn, daß die alte und neue Historie theils durch Verstümmlung der Handschriften, theils durch falsche Uebersetzungen und theils durch die Nachläßigkeit der Buchdrucker vieles gelitten haben.

§. 22.

Von denen wenigsten alten Handschriften können wir mit Zuverläßigkeit sagen, ob wir sie ganz haben. Die besten Originalien sind in Rom und Griechenland durch die verwüstenden Kriege

barbarischer Völker verloren gegangen, und die Copien sind theils durch die Unwissenheit der Abschreiber in vielen Stücken verfälscht, theils aus Bosheit ganze Perioden übergangen, und dem ohngeachtet der Zusammenhang dergestalt wieder hergestellt worden, daß man die Lücken nicht bemerkt. Die letzte Art von Betrügerey ist noch in neuern Zeiten Mode gewesen, und vielleicht noch nicht ganz abgekommen. Kranz versichert, daß er von der Historie des Froissard, welche er von denen Jahren 1326. bis 1399. geschrieben, ein mit vortreflichen Mignatur-Gemählden ausgeziertes Manuscript in der Bibliothek der Elisabethen Kirche zu Breßlau gefunden, welches zehen mahl mehr Text enthielte, als die davon zum Vorschein gekommene Abdrücke, weil in letztern alles übergangen worden, was dem französischen Hof hätte misfallen können. Wer weiß, wie viele grosse oder kleine Höfe die Abschreiber der lateinischen und griechischen Handschriften determinirt haben, die ihnen nachtheilig geschienene Stellen zu überspringen, und wenn keine andere, als dergleichen castrirte Exemplarien zu uns gekommen; so erhielten wir auch eine unvollständige Geschichte derselbigen Zeiten. Diß ist bey alten Historien um so unverschmerzlicher, weil die alten Geschichtschreiber mit ihren Begebenheiten ohnehin nur im Grossen handelten, und lediglich die wichtigsten Umstände aufzuzeichnen für würdig

hielten, Kleinigkeiten hingegen, welche öfters das Grosse verständlicher machen würden, ganz übergiengen. Wenn also von diesen wichtigen Begebenheiten uns ganze Stellen vorenthalten worden; so können wir leicht schlüssen, wie weit wir uns auf die alten Geschichtschreiber zu verlassen haben, sonderheitlich, da durch Weglassung oder Verfälschung des Anfangs einer Geschichte das Ende derselben unverständlich wird, oder das gerade Gegentheil daraus gefolgert werden kan. Es ist nicht genug, daß uns von der Römischen Historie des Ammianus Marcellinus 13. Bücher fehlen, welche Chifflet in der Bibliothek des Cardinal Polus gesehen haben will, sondern die noch übrige 18. Bücher sind entweder aus einem Fehler der Abschreiber, oder durch die ungedankte Künsteley der Critiker, dergestalt übel zugerichtet worden, daß man ungewiß wird, was man für ächt oder unächt erkennen soll. Cicero schreibt in seinem Buch von der Erfindung, Aspasia, die Beyschläferin des Pericles, habe der Gemahlin des Xenophon folgende Fragen zur Beantwortung vorgeleget: Wenn das Gold deiner Nachbarin schöner als das deinige ist, würde dir das deinige oder das ihrige besser gefallen? Antwort: Das ihrige. Wenn ihre Kleider und Schmuck reicher als die deinigen sind, würdest du nicht die ihrigen denen deinigen vorziehen? Antwort: Ja. Wenn aber

ihr Mann schöner ist als der deinige, würdest du ihn nicht lieber haben, als den deinigen? Diese Frage habe die Madam Xenophon beschämt gemacht, und sie habe nichts mehr geantwortet. Das nähmliche erzehlet auch Quintilian unter ausdrücklicher Beziehung auf den Cicero. Er macht aber die Aspasia zur Gemahlin des Xenophon. Vt apud Aeschinem Socraticum male respondit Aspasia Xenophontis uxor. Hier liegt ein offenbarer Schreib-Fehler verborgen. Es sollte heissen Aspasiae, und ein halb gelehrter Copist glaubte, er müsse statt des Dativus den Nominativus setzen, und statt diesen Schreib-Fehler einzusehen, hat Voßius den Quintilian beschuldiget, er habe zwey Aspasien auf den Schauplatz geführt.

Vornehmlich bemerken wir in denen Nahmen der Personen eine ausserordentliche Verschiedenheit in denen alten Handschriften. Suidas und Plutarch führen uns einen Anaxandrides und einen Alexandrides auf, welchen sie einerley Caractere zulegen, welche deutlich schlüssen lassen, daß beede einerley Person bezeichnen. Dieser Fehler der Abschreiber hat denen neuern, welche diese Stellen nicht mit critischen Augen betrachtet, die Veranlassung gegeben, zwey Personen daraus zu machen. Wie oft finden wir die Nahmen Crates, Crantes und Crantor

mit einander verwechselt, wenn wir die Schriften des Cicero, des Diogenes Laertius, des Gallienus und des heil. Augustinus vor uns haben? welches nothwendig auf Rechnung der Copisten geschrieben werden muß, wenn wir nicht annehmen wollen, daß sich die Schriftsteller selbst bisweilen keiner genauen Orthographie beflissen haben. Dem Theseus werden von verschiednen Geschichtschreibern auch vier verschiedne Gemahlin zugeeignet, unter den Nahmen Peribea, Eribea, Melibea und Pherebea. Gleichwohlen ist sicher, daß der erste der einige rechte Nahme sey, daß er nicht mehr als eine Gemahlin gehabt, und daß deren Nahme blos durch das Versehen der Abschreiber vervielfältiget worden.

Bey diesen Umständen kommt es öfters darauf an, wir es dem Glück gefallen hat, mit denen Manuscripten zu spielen. Kamen redliche und genaue Abschreiber darüber; so haben sich villeicht richtige Exemplarien auf unsre Zeiten theils noch in der Handschrift, theils durch den Druck fortgepflanzt. Fielen sie aber in die Hände ungeschickter oder zur Verstümmlung gedungener Copisten; so müssen wir eben dasjenige für gute Münze annehmen, was nur für einen Nachschlag gelten sollte, wenn wir von denen wahren Umständen unterrichtet wären. Bisweilen haben die Abschreiber die Lese-Art nach dem Maaße geändert,

dert, wie sie die Sache verstanden oder nicht verstanden haben, und mag es nicht selten kommen, daß durch ein hinzugesetztes oder weggelassenes Wort oder Zeile der ganze Verstand umgekehrt und was in dem Original bejahend stunde, in der Abschrift verneinend ausgedruckt worden. Hieraus läßt sich leicht denken, wie sehr sich mancher alter Geschichtschreiber wundern würde, wenn er wieder aufstehen und Sachen unter seinem Nahmen lesen sollte, woran er nie gedacht hat.

In denen mittlern Zeiten machten sich die Mönche in denen Clöstern eine Beschäftigung daraus, die in denen Closter-Bibliotheken gefundne Handschriften mit Anmerkungen und Zusätzen am Rand zu verbessern, auch ganze Stellen, wo sie vom Gegentheil eine bessere Ueberzeugung hatten, oder welche ihnen und ihrer Parthey anstößig geschienen, auszustreichen. Der erste Abschreiber eines solchen Exemplars hat sodann diese Rand-Glossen mit in seinen Text hineingeschrieben, weil die vermehrt und verbesserten Bücher den Vorzug vor denen ersten Ausgaben haben, und natürlich hat er auch die weggestrichne Stellen übersprungen, und dadurch ist das Original gänzlich verstümmelt worden, und gleichwohlen hieß es ein Manuscript von diesem oder jenem Autor, und dieses also verunstaltete Werk wurde von andern wieder copirt und am Ende in dieser elenden Verfassung abgedruckt. In den Annalen

Anasta-

Anastasius, des Bibliothekars, Sigberts, Marianus Scotus und Martinus Polonus finden wir in einigen alten Manuscripten die berüchtigte Historie von der Päbstin Johanna, in andern finden wir sie wieder nicht, und aus dieser Verschiedenheit ist die grosse Verwirrung in der Geschichte dieser vorgeblichen Päbstin entstanden.

Die Abänderung der Handschriften zog auch eine Abänderung der gedruckten Geschichtbücher nach sich, und wir finden in mancher Ausgabe einzelne Stellen, welche sich in andern nicht finden. Beza erwehnet eines Briefs des Bischoffs Carl von Riez an den König Carl IX. in Frankreich, worinnen er die letzten Stunden des Herzogs von Guise beschreibt. Nach solchem bekannte der Herzog seiner Gemahlin, daß er ihr untreu gewesen und bat um Verzeihung, wogegen er auch ihr die nähmliche Fehltritte vergeben wolle. In der zweyten Ausgabe ist die gegenseitige Vergebung mit Stillschweigen übergangen und nur das Bekenntnüß der eignen Galanterien des Herzogs enthalten. Aber auch diese hat Le Vieil in seiner lateinischen Uebersetzung weggelassen, nnd auf diese Art ist die Geschichte nach dem Maaß der verschiedenen Ausgaben verstümmelt worden. In denen ersten Editionen des Platina heißt es in dem Leben des Pabsts Cletus, er habe eine

Frau

Frau in Bithynien gehabt, in denen folgenden neuern Ausgaben hingegen wurde diese Stelle verneinend ausgedruckt, und dafür gesetzt, er habe keine Frau in Bithynien gehabt.

Kaum trat Riencourts Historie Ludwig XIV. zu Paris ans Licht, als in Holland eine von dieser vielfältig abweichende Edition, wie wohl auch unter der Aufschrift von Paris, veranstaltet wurde. Wenn man die Werke eines noch lebenden Schriftstellers zu verfälschen keinen Scheu trägt, was kan man sich erst für eine Genauigkeit von denen alten versprechen? Es fehlte nie an Leuthen, welche sich eine Angelegenheit daraus machten, die Zukunft in Ansehung der vergangenen Begebenheiten auf Irrthümer zu leiten, und unsre Vorfahren haben so gut dafür gesorgt, uns zu betrügen, als wir in neuern Zeiten nichts an uns fehlen lassen, unsre Nachkommenschaft hinter das Licht zu führen.

Selbst die Bibel blieb von dergleichen Verfälschungen nicht ausgenommen. Der hebräische Text ist von der Uebersetzung der 70. Dolmetscher, besonders was die Lebens-Jahre der Patriarchen anlanget, sehr unterschieden, zum klaren Beweis, daß diese Uebersetzer ein anderes Exemplar vor sich gehabt haben müssen. Wie denn viele Gelehrte diese Uebersetzung dem heutigen Grundtext vorziehen, weil es höchstwahrscheinlich ist, daß die Juden in der Zwischen-Zeit von der Zerstö-

rung Jerusalem bis auf das 12te Regierungs-Jahr des Kaysers Hadrian, in welchem Aquila mit seiner Uebersetzung, die dem noch vor uns liegenden hebräischen Text sehr nahe kommt, herfürgetreten, viele Stellen des Alten Testaments abgeändert haben. Wie hätten auch die bekehrten Juden von denen Christen überführt werden können, daß die im Talmud bestimmte Zeit von 6000. Jahren bis zur Ankunft des Meßias verlaufen seye, wie doch die Geschichtschreiber melden, wenn sie nicht einen andern Text bey dieser Berechnung zum Grunde gelegt hätten? Da wir von Adam bis zur Geburt Christi kaum 4000. Jahre zehlen können.

Endlich muß ich noch eines besondern Fehlers der Franzosen gedenken. Sie verabscheuen nähmlich ihre Sprache, wie sie im 16ten Jahrhundert üblich gewesen, und wenn sie einen Schriftsteller von diesen Zeiten wieder auflegen oder einzelne Stellen von ihm anführen; so verändern sie die Orthographie, und geben vielen Worten einen verneuerten Nahmen, worunter nicht selten der Nachdruck und die Wahrheit des Vortrags leiden müssen.

§. 23.

Ein anderer Fehler, welcher uns die alten Geschichtschreiber verdächtig machet, sind die falschen Uebersetzungen der lateinischen und griechischen

schen

schen Schriftsteller. Perotti hat die ersten 5. Bücher des Polybs übersetzt, er hat aber ganze Zeilen vom Livius eingeschaltet, und die Gedanken des Polybs dadurch verdrängt, auch, in Ermangelung aller tactischen Kenntnisse, die gröbsten Fehler zu Schulden gebracht. Die lateinische Sprache ist auch voll zweydeutiger Ausdrücke, und dahero nicht zu verwundern, wenn der Uebersetzer bisweilen zweifelhaft wird, wohin er sich wenden solle, daferne er nicht andere Schriftsteller, so die nähmliche Sache beschrieben, zu Rath ziehen kan. Id munus Abaridi Hyberporeo ab Apolline concessum est &c. Wer leistet uns Bürgschaft, ob das Beywort Hyberporeo zum Abaris oder zum Apollo gehöret? wenn uns nicht Jamblicus im Leben des Pythagoras in denen Worten Ὑβερπορέοις Ἀπόλλωνος auf die letztere Meynung lenkte. So neunten auch die Lateiner Weibs-Persohnen, welche Kinder und Männer hatten, puellas & virgines, wie Drelincourt in seinem Index Achilleus Art. 370 mit Exempeln bewähret hat. Wenn Eutrop vom Caligula schreibt: Stupro sororibus intulit, ex vna etiam natam filiam cognovit; so ist es immer bedenklich, ob man das Wort cognovit für eine fleischliche Vermischung oder für die Anerkennung dieses Kindes für das seinige ansehen soll. Ersterer Verstand ist möglich, weil cognoscere bisweilen, wiewohl sehr selten, für beyschlafen

schlafen gebraucht wird, die letzte Auslegung hat aber mehr Schein vor sich, weil Eutrop, da er vorhero vom stupro redet, sich hier gewis noch eines derbern Ausdrucks bedient haben würde; und wenn subtile Lateiner einwenden, daß die bloße Anerkennung seiner Schwester Kinder für die seinigen durch agnovit hätte ausgedruckt werden müssen; so ist dagegen zu bedenken, daß Eutrop die Regeln der feinen Latinität nie vor Augen gehabt habe. Plautus im Amphitruo schreibt: Ego idem sum Amphitruo Gorgophones nepos. Die Mamsell de Fevre stützet sich auf die Genealogie des Appollodorus und übersetzt das nepos durch neveu. Es ist aber höchst unwahrscheinlich, daß Plautus das Wort in diesem Verstand genommen, da es in denen guten lateinischen Zeiten nichts anders als ein Enkel bezeichnete. Plinius hat folgende Stelle: et cum Graecos Italia pellerent, diu post Catonem, excepisse medicos. Nach dem Wort Verstand würde man diese Periode so auslegen, als ob man die Aerzte von dieser Vertreibung ausgenommen habe. Gleichwohlen erhellet aus andern Stellen des Plinius und andrer Schriftsteller, daß die Aerzte würklich aus Rom mit vertrieben worden, woraus der Pater Hardouin in seinen Anmerkungen über den Plinius die Folge ziehet und beweiset, daß excipere nicht nur ausschlüssen oder ausnehmen, sondern auch einschlüssen, in sich

begreifen, und somit exceptis medicis auch, mit Inbegriff der Aerzte, bedeuten könne.

So ist auch auf den Sprach-Gebrauch zuruck zu sehen, und nicht alles in dem Verstand zu nehmen, wie es in der teutschen, italiänischen oder französischen Sprache genommen wird, wenn nicht andere Umstände diese Uebersetzungs-Art rechtfertigen. Aus denen Worten: nobilissima familia, splendida familia &c. ist nicht allzeit zu schlüssen, daß einer aus einem adelichen Geschlecht gewesen. Von denen Antoniern heist es, daß sie ex nobilissima familia abgestammet seyen, und doch war Marcus Antonius Tribunus Plebis, zum klaren Beweiß, daß er nicht von Adel seyn konnte. Necessarius heist bisweilen ein naher Anverwandter, bisweilen ein guter Freund. Auf welche Seite soll sich also der Uebersetzer wenden, wenn ihm das Wort vorkommt? Am sichersten wird er gehen, wenn er in zweifelhaften Fällen die erste Bedeutung gelten lässet, er kan aber auch dabey fehlen, und alles dieses würket die Zweydeutigkeit der lateinischen Sprache.

Diß ist auch keine von den geringsten Ursachen, warum öfters die grösten Gelehrten sich schwer entschlossen haben, lateinisch zu sprechen. Von unsern Zeiten mag ich gar nicht reden, wo die lateinische Sprache bald ganz in Vergessenheit gerathen wird. Aber auch in denen letzt vorigen Jahrhunderten, wo wir die grösten Lateiner finden,

den, sind einige bekannt, welche sich in diesem Fall befunden haben. Erasmus erzehlt uns, daß der Florentinische Gelehrte, Oricellarius, der alle Schönheiten der lateinischen Sprache in seiner Gewalt hatte, sich durchaus nicht bereden ließ, lateinisch zu sprechen, und dem Manutius konnte man mit vieler Mühe kaum etliche lateinische Worte abgewinnen. Der Jesuit Maffey betete sein Brevier in griechischer Sprache, weil die lateinische Solöcismen, welche sich in die Vulgata eingeschlichen hatten, und die darinnen herrschende niedrige und einfältige Art des Ausdrucks, seinem eleganten Styl hätte zum Nachtheil gereichen mögen. Thuanus, der mit aller Pracht und Annehmlichkeit eines Titus Livius geschrieben, antwortete auf die an ihn gehaltne lateinische Anreden nie anders, als durch einen Dolmetscher.

Mit der griechischen Sprache gehet es nicht besser. Man weiß oft nicht, ob der angegebene Nahme dem Vater oder dem Sohn zugehöret, und in manchen Perioden kommen 2. bis 3. Personen vor, und am Ende ein Pronomen, welches auf jede dieser 3. Personen mit Recht gezogen werden kan. Strabo schreibt: Τὸ τοῦ Κάστορος βασίλειον τοῦ Σαωκονδαρίου ἐν ᾧ γαμβρὸν ὄντα τοῦτον ἀπέσφαξε Δηόταρος, καὶ τὴν ϑυγατέρα την ἑαυτοῦ. Das Σαωκονδαρίου ziehen einige auf den

den Castor, und nennen ihn Castor Saocondarius, andere halten dieses Wort für den Nahmen seines Vaters und übersetzen es: Castor der Sohn des Saocondarius. Beede können recht haben, beede können fehlen. Clemens Alexandrinus hat folgende Stelle. Ἀλέξανδρος δὲ ἐν τῷ περὶ Πυθαγορικῶν συμβόλων Ναζαράτῳ τῷ Ἀσσυρίῳ μαθητεῦσαι ἱστορεῖ τὸν Πυθαγόραν Ιεζεκιὴλ τοῦτον ἡγοῦνται τίνες οὐκ ἔστι ὡς ἔπειτα δηλωθήσεται. Es sollte die Beurtheilung schwehr fallen auf wen sich das Wort τοῦτον beziehet. Es läßt sich auf den Pythagoras und auf den Nazaratus anwenden, und von jedem kan man sagen, daß er für den Propheten Ezechiel gehalten werde. Plutarch schreibt, da Cicero die Vertheidigung des Ligarius auf sich genommen, habe Cäsar gesprochen: Τί κωλύει διὰ χρόνου Κικέρωνος ἀκοῦσαι λέγοντος? Aus dem διὰ χρόνου wollen einige schlüssen, Cäsar habe damit so viel anzeigen wollen, er habe den Cicero schon lange nicht peroriren hören. Da wir aber aus der Rede vor den Ligarius abnehmen können, daß Cäsar erst etliche Monate vorher der Vertheidigung des Marcellus beygewohnt habe; so ist offenbar, daß sich das διὰ χρόνου nicht auf die vergangene, sondern auf die künftige Zeit beziehe und so viel andeute:

Cäsar wolle ein wenig, eine Zeitlang dem Cicero zuhören. Das Wort κύριος wird von denen 70. Dolmetschern und ihren Nachfolgern für GOtt gebraucht. Aeltere Schriftsteller haben es nie in diesem Sinn genommen. Wenn es also in einem Profan-Scribenten vorkommt; so sollte man es nie auf diese Art übersetzen. Gleichwohlen finden wir es in denen Fabeln des Aesopus, wo die ganze Stelle Jacobi IV. 6. vorkommt, zum klaren Beweiß, daß Aesopus die ihm zugeschriebene Fabeln nicht gemacht haben könne, weil er lang vor dem Apostel Jacobus gelebt hat.

Bey dieser offenbar vor Augen liegenden Zweydeutigkeit beyder Sprachen ist es nicht zu verwundern, wenn auch die geschicktesten Uebersetzer und Ausleger bisweilen auf Irrthümer verfallen, welche sich in der Folge von einem Geschichtschreiber auf den andern fortpflanzen, bis einer aufstehet, der den Grund-Text wieder zur Hand nimmt und die sich in die Geschichte eingeschlichene Fehler verbessert. Diesem Uebelstand sind unsre europäische lebendige Sprachen nicht mehr ausgesetzt, in welcher Rucksicht sie einen ausgezeichneten Vorzug vor der lateinischen und griechischen verdienen.

Bisweilen kan es geschehen, daß man bey Durchlesung eines lateinischen oder griechischen

Autors in Gegeneinanderhaltung mit andern bewährten Geschichtsschreibern Unrichtigkeiten bemerkt. Wenn man sich aber auf eine dergleichen unächte Stelle beziehet; so kan man seine wider die Wahrheit derselben hegende Zweifel mit Gründen bewähren, man muß aber dem ohngeachtet die Stelle getreulich übersetzen und keine Aenderung daran vornehmen, wenn man sich nicht dem Vorwurf einer Verfälschung blos stellen will. Unterfängt sich vollends ein Uebersetzer, manche Stellen zu umschreiben oder nur in Kleinigkeiten von seinem Original abzugehen; so muß er die Materie, wovon gehandelt wird, anders woher gründlich wissen. Ausserdeme setzt er sich einer ihm zum äussersten Nachtheil gereichenden Verachtung um so mehr aus, als seine Leser die von ihm zu Schulden bringende Fehler dem unschuldigen dritten Mann, seinem Original-Scribenten, beymessen würden.

Hieraus läst sich leicht der Schluß machen, wie viel sich auf diejenigen Geschichtschreiber zu verlassen sey, welche sich die Mühe gar nicht nehmen, die Stellen, so sie anführen, in der Grundsprache zu lesen, sondern sich schlechterdings auf die Uebersetzung stützen, und da die wenigsten so viel Sprachen verstehen, als zu einer allgemeinen Welt-Geschichte erfordert wird; so ist es besser, wenn mehrere an einem dergleichen grossen Werk arbeiten, welche aller Sprachen

mächtig

mächtig sind, um einander im Fall der Noth aushelfen zu können.

§. 24.

Als endlich die Buchdrucker-Kunst erfunden worden; so blieb es nicht allein bey den Fehlern der Abschreiber, sondern diese wurden durch die Buchdrucker noch merklich vermehrt, wiewohl wir oft zweifelhaft bleiben, ob der Copist oder der Setzer an dem Fehler Schuld trage, wenn wir das Manuscript nicht bey der Hand haben, welcher Weg zur Entscheidung nur wenigen offen stehet. Unsre erste Buchdrucker waren Gelehrte, welche meist der lateinischen und griechischen Sprache mächtig waren. Im Hause Heinrich Stephanus wurde von denen Druckern und Correctorn nichts als Lateinisch gesprochen, daß auch durch den täglichen Gebrauch die Frauenzimmer und sogar die Mägde im Hause lateinisch reden lernten. Sebastian Gryphius verstund lateinisch, griechisch und hebräisch. Majoragius nennt ihn virum insignem et litteratum, und Vultejus sagt in einem Epigramm: Robert Stephanus corrigirte am besten und Colinet druckte am schönsten, die gelehrte Hand des Gryphius hingegen leiste beydes zu gleicher Zeit. Christian Wechel zu Paris, der schon vor der Mitte des 16ten Jahrhunderts griechische und hebräische Bücher druckte, hatte das Lob, daß

daß man in einem Folio-Band von seiner Arbeit kaum zween Druckfehler finden konnte. Von diesen Männern konnte man schon eher Genauigkeit im Abdruck erwarten, als von unsern heutigen Buchdruckern, welche zum Theil kaum griechisch lesen können. Gleichwohlen sind auch die ältesten Abdrücke nicht von allen Mängeln rein. Eine versetzte Zahl, ein übergangenes Wort, ein verwechselt oder aussengelassenes Comma verändern öfters den ganzen Verstand einer Periode. Die Bequemlichkeit, so wir uns durch die arabischen Ziffern verschafft haben, hat bisweilen unangenehme Folgen. Der Setzer verwechselt sehr leicht eine Ziffer mit der andern, und es ist wieder nichts leichter, als daß der geschickteste Corrector diese Verwechselung übersieht. Dieser Fehler erbt sodann von einer Ausgabe auf die andere, von einem Buch auf das andere, und es bleibt der Druckfehler so lange, bis ein scharf forschender Critiker die Gelegenheit hat, die Stelle gegen ein ächtes Manuscript zu halten und solche daraus zu verbessern. Immittelst haben vielleicht hundert andere diesen Druckfehler nachgeschrieben, und in diesen hundert andern Büchern bleibt er unverbessert. Einige Exempel von Druckfehlern, welche der Geschichte nachtheilig seyn können, werden meine Sätze erläutern. Plinius erzehlt uns, daß Cornelius Gallus während der venerischen

Handlung gestorben sey. In des Tiraquellus Abhandlung von Ehe-Gesetzen wird aus einem Versehen des Druckers Cornelius Balbus gesetzt. Wenn dieser berühmte Consul diese Stelle lesen solte; so würde er wegen seiner dadurch beleidigten Ehre Genugthuung verlangen. Voßius meldet, der Hermolaus Barbarus habe in seinem anno duodevigesimo angefangen Bücher zu schreiben. Der Setzer überspringt das de und druckt duo vigesimo. Dadurch wurden andere verleitet 22. aus diesen 18. Jahren zu machen, und dem Barbarus 4. Jahre an seinem Ruhm zu entziehen, massen uns Gesner, dem Voßius nachgeschrieben, belehret, daß er würklich im 18ten Jahr zu schreiben angefangen habe. Chevillier in dem Ursprung der Buchdrucker-Kunst zu Paris erzehlt uns einen ärgerlichen Kampf zwischen dem Flavigni und dem Abraham Echellensis über das durch Versehen des Druckers in des erstern Bibel-Uebersetzung sich verschobene o in dem Wort oculo. Matth. VII. 3. Der Pater Dů Preul liefert uns folgende Grabschrift des Paul Aemils, welche er in dem mitternächtigen Creuzgang der Kirche Notre Dame abgeschrieben: Paulus Aemilius Veronensis &c. quanta quoque doctrina praestiterit index atque testis erit Historia de rebus gestis Francorum &c. obiit anno Domini 1529. &c. Mr. B. in sei-

ner Beschreibung der Stadt Paris hat die nähmliche Grabschrift. Hier steht aber aus einem Versehen des Druckers: judex statt index und 1526. statt 1529. Thuanus schreibt: Nicolaus Tartaglia habe die mathematischen Schriften des Lucas Burgensis erläutert. Der Drucker machte daraus Brugensis, und daraus ist der Irrthum entstanden, ob seyen die mathematischen Schriften des Lucas von Brügge darunter zu verstehen, da doch dieser Lucas, mit dessen Arbeit Tartaglia sich beschäftigt, zu Borgo in Italien zu Hause war. Georg von Trapezund hat in seiner alten Uebersetzung des Josephus die Worte: atque ille, inquit, Aristoteles Iudaeus erat. Daraus wollten einige den Aristoteles zum Juden machen. Hält man aber den Josephus dagegen; so wird man gleich gewahr, daß das zweyte Comma nach dem Wort Aristoteles stehen sollte, und dadurch ist die Ungereimtheit der aus einem offenbaren Fehler des Setzers gezogenen Folge gehoben. Erasmus dedicirte sein Buch Vidua Christinana 1529. der verwittibten Königin Maria von Ungern, und setzte in der Zuschrift: atque mente illa vsam semper fuisse, quae talem feminam deceret. Der Setzer, welcher auf den Erasmus, wegen einer versprochnen aber zurück gebliebnen Belohnung, erzürnt war, substituirte *mentula* für mente mit Vorsatz, welcher

Druck-

Druckfehler in 1000. Exemplarien zu finden war, wiewohlen durch solchen nicht sowohl die Historie verfälscht, als das Gemüth des Erasmus in Beunruhigung gesetzt worden. Ja wir werden von glaubwürdigen Schriftstellern versichert, daß sich öfters die Correctorn die Freyheit genommen haben, nach dem Verlangen des Verlegers, ganze Stellen in denen Manuscripten auszustreichen, und wieder andere, woran der Autor nie gedacht hat, einzuschieben.

Indessen verdient ein gedrucktes Buch immer mehr historischen Glauben als ein Manuscript. Mancher sammelt sich Nachrichten zu seiner eignen Belustigung. Er kümmert sich dabey wenig um sichere Beweise, weil er nur vor sich und nicht vor das Publicum schreibt. Wenn er aber mit seinen Aufsätzen vor der Welt zu erscheinen den Vorsatz hat; so muß er sich schon besser vorsehen, wenn er mit seinen unsichern und vielleicht offenbar falschen Geschichten nicht ausgeklatscht werden und in die beissende Zucht-Ruthe strenger Critiker verfallen will. Dahero setzen sich diejenigen einer Verantwortung aus, welche Manuscripte, so der Autor nie zum Druck bestimmt hatte, oder freundschaftliche Briefe, welche nicht allezeit mit der strengsten Genauigkeit geschrieben worden, ohne Vorwissen und Gutheissen des Verfassers, oder gar erst nach seinem Tode, durch den Druck bekannt machen. Die Briefe des

Guy

Guy Patin wurden gesammelt und 1683. zu Genf aufgelegt, auch gleich darauf in Holland nachgedruckt. Sie enthalten aber eine Menge von Unrichtigkeiten, weil Patin seinen Freunden vieles geschrieben, wozu er keinen andern Bürgen, als ein bloßes Hörensagen oder ein Conversations-Gespräch, aufbringen konnte, und man bemerkt überhaupt darinnen, daß er weit geneigter war, dasjenige zu schreiben, was seinem Nächsten zum Nachtheil, als was zu seinem Lob gereichet.

§. 25.

Wenn vorhin erinnert worden, daß man sich um eine genaue Kenntnüß der Geschichtschreiber zu bekümmern habe, daferne man seine historische Beweise daraus herhohlen will; so ist solches in neuern Zeiten etwas leichtes, wo wir von manchem Gelehrten und seiner Lebens-Geschichte mehr aufgezeichnet finden, als von manchem alten römischen Kayser. Gehen wir aber auf die alten Geschichtschreiber zurück; so wissen wir von denen wenigsten etwas Zuverläßiges, indeme uns die Römer und Griechen die Historie ihrer Gelehrten in einem erbärmlichen Zustand hinterlassen haben. Es ist leicht gesagt, man solle keine andere, als gleichzeitige Schriftsteller zu Rath ziehen, wenn man nur von jedem bestimmt anzugeben wüßte, wo und zu welcher Zeit er gelebt hat. Quintus Curtius ist ein berühmter Scribent

von

von denen Thaten Alexander des Grossen. Man weis aber heute nicht, wo und zu welcher Zeit er gelebt, und was er für Hülfs-Mittel bey Entwerfung seiner Historie benutzt habe. Kein einiger alter Geschichtschreiber thut seiner Erwähnung, und vor dem 15ten Jahrhundert war er noch ganz unbekannt. Es schlüssen daher einige, daß diese Geschichte erst im 15ten Seculum unter einem erdichteten Nahmen zusammen getragen worden, andere hingegen setzen ihn wegen seines eleganten Styls in die Zeiten des Augustus, des Vespasianus, des Claudius, des Trajanus oder des Hadrianus. Kurz, man weis nicht, wenn und wo er gelebt und geschrieben hat. Manche sind aber gar zu gewissenhaft und machen vielen die Contemporanität aus sehr schwankenden Gründen zweifelhaft. Wenn der Lehrmeister zu gleicher Zeit geblühet hat; so scheinet es ihnen bedenklich, daß auch der Schüler um diese Zeit geblühet haben könne, da doch zwischen dem Alter eines Lehrmeisters und eines Schülers öfters ein sehr geringer Unterschied ist. Wenn freylich der Geschichtschreiber meldet, daß er eine Person selbst gesehen oder gesprochen; so ist es unstreitig, daß er mit ihr zu gleicher Zeit gelebt habe, und wenn er uns versichert, daß er bey denen von ihm beschriebenen Thaten und Handlungen selbst gegenwärtig gewesen; so können wir ihm wohl die Glaubwürdigkeit nicht absprechen, da-

ferne nicht ein erheblicher Verdacht einer auf Eitelkeit gegründeten Prahlerey wider ihn entstehet. König Heinrich IV. schickte noch als König von Navarra eine Gesandschaft an seinen Schwager, König Heinrich III. um wegen der seiner Gemahlin öffentlich zugefügten Beleidigung Genugthuung zu verlangen. Aubigne schreibt, er sey zu dieser Gesandschaft gebraucht worden, und du Plessis Mornay schreibt von sich das nähmliche. Jeder beschreibt seine zweydeutige Aufnahme beym König, und keiner sagt ein Wort davon, daß neben ihm noch ein anderer Gesandter abgeordnet worden, sondern redet nur von sich allein. Beede sind Männer, welche sonst Glauben verdienen, und man würde doch nicht wissen, auf welchen man sich verlassen soll, wenn man nicht durch andere Geschichtschreiber belehrt würde, daß ihnen beyden mit einander diese Gesandschaft übertragen worden. Desto mehr Glaubwürdigkeit verdient Thucidides, welcher uns versichert, daß er nichts aufgezeichnet habe, wo er nicht selbst gegenwärtig gewesen, oder was er nicht von andern auf das genaueste erforscht habe. So lange er also von dem Verdacht einer eitlen Ruhmsucht befreyt bleibt, so lange haben wir nicht Ursache, die Wahrheit seiner Geschichte zu bezweifeln, ohnerachtet auf der andern Seite nicht in Abrede gestellet werden kan, daß seine dunkle Schreibart seinem übrigen Ruhm sehr nach-

nachtheilig sey, welchen Fehler er mit dem Tacitus gemein hat, massen ich mich ohne Scheu zu behaupten getraue, daß in ganz Athen und in ganz Rom kein Mensch von Condition so dunkel und undeutlich gesprochen haben könne, als Thucidides und Tacitus geschrieben haben. Es kan aber auch seyn, daß einer zu gleicher Zeit gelebt hat, und die Geschichte, welche er beschreibt, doch nicht zuverläßig zu beschreiben im Stande ist. Ich beruffe mich auf die Erfahrung, ob nicht mancher in einer grossen Residenz lebt, und dem ohngeachtet von vielen an dem Hof vorgehenden Sachen keinen hinlänglichen Unterricht erlangen kan. Die Geschäfte werden entweder heimlich behandelt, und alsdann wird an einem Hof, wo man die Geheimnüsse zu bewahren weis, ohnehin nicht viel ausdunsten, und was man davon erfährt, das wird bald auf diese, bald auf jene Art erzehlt, auch jede dergleichen Erzehlung, wenn sie einmahl durch den dritten und vierten Mund paßirt ist, mit vielen dazu erdicheten Umständen, nach dem Geschmack eines jeden Erzehlers, erweitert und ausgeschmückt, daß man am Ende nicht weis, auf welche Seite man sich mit seinem Glauben wenden soll, weil uns der Zugang an die Quelle verschlossen ist Oder es gehet eine Geschichte im Angesicht des ganzen Hofs vor; so erfährt man jedoch gemeiniglich zwey und mehrerley Beschreibungen davon, weil jeder

von denen Hofleuthen gegenwärtig gewesen zu seyn sich anrühmet, ohnerachtet die meisten alles nur vom hören sagen haben, und diejenigen, so würklich dabey gewesen, sparen öfters die Wahrheit, und lenken die Erzehlung zu ihrem oder der ihrigen Vortheil ein, bis man von ohngefähr das Glück hat, aus dem Munde eines unbekangenen Zuschauers von der Wahrheit überzeugt zu werden, welche alsdann öfters von denen vorhergegangenen fliegenden Gerüchten himmelweit unterschieden ist. Ein gleiches bemerken wir auch im gemeinen Leben, und hat man sich sonderlich vorzusehen, daß man auf Gesellschafts-Gespräche kein allzugrosses Vertrauen setze, wenn man nicht von dem Vermögen der Erzehler die Wahrheit zu wissen aus hinlänglichen Gründen überzeugt ist. Am allerwenigsten soll man Nachrichten vom bloßen hören sagen in der Geschichte zu verewigen suchen, wenn sie nicht von dem höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit unterstützt sind, oder man die Absicht dabey hat, solche aus Gründen zu widerlegen und in ihrer Blöße darzustellen, denn die mündlichen Traditionen werden über kurz oder lang mit besondern Umständen ausgeziert, welche das wahre davon ganz unkenntlich machen. Paul Jovius ist sehr geneigt, die Volks-Sagen zusammen zu raffen und solche in seinen Schriften auszukramen, wannenhero jede Erzehlung eines andern getreuen

Ge-

Geschichtschreibers das Uebergewicht über seine sonst nicht zu verwerfende Historie verdienet. Hieraus läst sich leicht urtheilen, mit wie vieler Vorsicht man auch bey gleichzeitigen Schriftstellern zu Werk zu gehen habe. In der alten Historie, wo die meisten Fabeln zu Hause sind, müssen wir uns öfters mit einem einzigen Geschichtschreiber behelfen, und hier thun wir am besten, wenn wir ihm blind glauben, daferne das Abentheuerliche seiner Erzehlung nicht auf platter Hand liegt oder mittelst Vergleichung mit andern Geschichten durch Vernunftschlüsse nicht heraus gebracht werden kan. Aber auch in der neuen Historie finden wir zu besondern einzelnen Umständen bisweilen nur einen einzigen Währmann, und wenn man gleich in diesem Fall einen Irrthum bemerkt; so muß man doch in Ermangelung anderer zuverläßiger Hülfs-Mittel die Erzehlung unverändert beybehalten, wenn man nicht eine neue Verwirrung anrichten will. Je mehr wir uns aber denen neuern Zeiten nähern, desto mehrere gleichzeitige Geschichtschreiber fallen uns in die Hände, und wo diese einander widersprechen, da bleibt nichts übrig, als die Wahrscheinlichkeit des einen gegen den andern genau abzuwägen, die Nähe oder Entfernung des Geschichtschreibers in Ansehung des Orts und der Zeit zu ergründen, und seine ganze Beurtheilungs-Kraft anzustrengen, das Wahre von

F dem

dem Falschen zu unterscheiden. Je weiter aber einer von dem Zeit-Punct seiner Geschichte entfernet ist, desto weniger kan er Glauben fordern, wenn er sich nicht auf ältere gleichzeitige und authentische Schriftsteller berufen kan, ohnerachtet heut zu Tage die meisten aus denen neuern Scribenten die alte Geschichte zu erlernen suchen. Jederman wird das Leben des Aesopus, so Planudes beschrieben gleich beym ersten Anblick eher für eine von Lügen und abgeschmackten Erzehlungen zusammen geknüpfte Kette, als für eine Historie ansehen, da er 1800 Jahre nach dem Aesopus gelebt hat, und keinen einzigen tüchtigen Währmann anführen kan. Denn was das Leben eines Privat-Manns betrift; so sind die mündlichen Ueberlieferungen von 100 Jahren schon weit zu alt, als daß sie noch einige Aufmerksamkeit verdienten.

§. 26.

Ein Historienschreiber, der eine Sache zum Haupt-Gegenstand seiner Geschichte erwählt hat, verdient immer den Vorzug vor demjenigen, der einer Sache nur im Vorbeygehen Erwähnung thut, so wie der Original-Scribent vor denenjenigen, welche ihm nachgeschrieben, weil letztere selten bey dem Buchstaben ihres Vormanns bleiben, sondern gar zu gerne nach ihrer Einbildungs-Kraft etwas dazu oder davon thun.

Bringt

Bringt aber einer eine Nachricht nur in allgemeinen Ausdrücken zu Markt, und ein anderer versichert das Gegentheil mit besondern Umständen; so können wir immer mehr auf den letzten als auf den ersten trauen, wenn er kein Mann ist, wider welchen aus andern Umständen ein Verdacht der Partheylichkeit vorblicket. Pierius Valerianus schreibt schlechthin: der Hermolaus Barbarus habe kein ehrliches Begräbnüß erhalten, und man wisse gar nicht, wo sein Leichnam hingekommen. Diß würden wir auf Trau und Glauben annehmen müssen, wenn nicht Jovius uns so gar den Ort nahmhaft machte, wohin er begraben worden. Dieser nähmliche Autor versichert, Antonius Codrus Urceus, ein gelehrter Italiäner des 15ten Jahrhunderts, sey auf Anstiften seiner Feinde meuchelmörderischer Weise ums Leben gekommen. Leander Albert hingegen schreibt, er sey 1516 zu Bologna eines natürlichen Todes gestorben, und in das Closter zu St. Salvator beerdiget worden, welche letztere Nachricht billig mehr Glauben als die erste verdienet.

§. 27.

Da die Zeitungsschreiber alle Geschichten zu der Zeit aufzeichnen, wo sie vorgehen; so sollte man die Zeitungen für die besten historischen Schriften halten, und sie sind nichts weniger.

Der Novellist schreibt gemeiniglich in einer weiten Entfernung von dem Ort, wo sich die Geschichte zugetragen, und muß sich blos auf seine Correspondenten verlassen, was ihm diese zu berichten für gut finden. Geburten, Vermählungen, Todesfälle und dergleichen lassen sich allenfalls aus der Zeitung beweisen, weil dieses gleichgültige Begebenheiten sind, deren Verfälschung zu der Zeit, wo sie vorgehen, niemand etwas nutzen würde, und weil diejenigen, so in der Nähe sind, zuverläßige Wissenschaft davon haben, und einen Zeitungsschreiber auch zuverläßig davon unterrichten können. Es giebt aber gar viele Geschichten, wo dem Novellisten oder seinem Correspondenten, bey dem besten guten Willen die Wahrheit zu sagen, die Hände gebunden sind, von der Wahrheit Gebrauch zu machen. Die entfernten Zeitungen liefern uns bisweilen mehr Gewisheit, als diejenigen, so in der Nähe geschrieben worden, und derjenige Zeitungsschreiber, so eine Begebenheit unter seinen Augen vorgehen siehet, findet sich gezwungen, entweder gar zu schweigen oder die Sache auf der verkehrten Seite vorzutragen. Diß bemerkt man sonderheitlich in Kriegs-Zeiten. Die Zeitungen, welche in der Nähe vom Kriegs-Schau-Platz in denen Landen eines neutralen oder wenigstens nicht hauptsächlich intereßirten Standes geschrieben werden, sind allzeit die unzuverläßig-

läßigsten. Ihre Verfasser müssen beständig auf beede kriegführende Mächte Rucksicht nehmen, weil sie in Gefahr stehen, von diesem oder von jenem, welcher sich durch die Wahrheit beleidigt finden sollte, auf die Finger geklopft zu werden. Mittlerweile schreibt jeder Novellist in denen eignen Staaten der kriegenden Mächte blos von denen Vortheilen seines Herrn. Jeder macht die feindliche Armee geringschätzig, läst sie von Hunger und Mangel abkräftig, und durch Ausreissen und Krankheiten täglich schwächer werden, dahingegen die Armee seines Monarchen sich in denen besten Umständen befindet, jener an der Zahl dreymahl überlegen ist, auf allen Fußtritten von Ehre und Siegen begleitet wird, und dergl. Sobald aber sein Herr eine Schlacht verliert, so bald wird die feindliche Armee zweymahl stärker als die Seinige, man hat nur der Uebermacht weichen müssen, dieser oder jener hat es an seiner Schuldigkeit fehlen lassen, indessen hat man sich in der schönsten Ordnung zurückgezogen, der Verlust ist weit geringer als der feindliche, und es ist noch immer zweifelhaft, welcher Theil am meisten dabey gewonnen habe. Ausser der Schlacht bey Roßbach ist mir keine weder in ältern noch neuern Zeiten bekannt, von welcher die Zeitungsschreiber beeder Mächte anders geschrieben hätten, als ich ihre Nachrichten hier geschildert habe, und wehe dem, der es beurtheilen soll, ob der Novellist vor oder nach der

Schlacht die Wahrheit geschrieben habe! Ich würde gar kein Bedenken finden, mich auf die Seite derjenigen zu schlagen, welche behaupten, er habe sowohl vor als nach der Schlacht die Sache übertrieben und die Umstånde das eine wie das andre mahl falsch vorgetragen.

§. 28.

Es kan auch einem gleichzeitigen Schriftsteller öfters begegnen, daß ihm in Sachen, welche er nicht selbst angesehen, sondern nur von andern anfänglich richtig und zuverlåßig gehört hat, in der Folge das Gedåchtnüß untreu wird, und ihn zu Verfålschung einer Historie verleitet. Diejenigen, welchen man etwas erzehlt, sind mehrentheils gewohnt, auf das Hauptwerk und das Wesentliche einer Sache ihre Aufmerksamkeit zu richten, und dieses behalten sie alsdann am besten. Gleichwie es ihnen aber zu viel Mühe gekostet haben würde, auf alle Neben-Umstände eben so aufmerksam zu seyn; also vergessen sie solche auch wiederum am ersten, und wenn sie nach einiger Zeit eine schriftliche Beschreibung davon machen wollen; so sehen sie sich in die Nothwendigkeit gesetzt, die Umstände, welche sie nicht behalten, nach eigenem Gutbefinden zu ergänzen, wobey sie gemeiniglich dem besondern Character ihres Genie folgen, oder grossen Beyspielen die Wendung geben, welche ihnen dem Gegenstande, den sie behandeln, am angemessensten

scheinet,

scheinet, und daraus entstehen die unendlichen Variationen, welche sich öfters auf die größten Geschichtbücher mit ausdehnen. Plutarchus behauptet, in denen Briefen des Cicero sey die Ursach enthalten, warum sich Pompejus von der Mucia geschieden habe. Wir bemerken hieraus, daß Plutarch ein weitläuftiges aber kein getreues Gedächtnüß gehabt habe. Denn Cicero sagt in der 12ten Epistel des 1sten Buchs weiter nichts, als daß die Scheidung der Mucia sehr gebilliget werde. Paul Freher schreibt, Marcus Musurus sey als Cardinal gestorben, und beruft sich auf das Zeugnüß des Jovius, welcher das gerade Gegentheil sagt und versichert, Musurus sey aus Verdruß, daß er nicht Cardinal worden, gestorben. Thuanus erzehlt, Muretus habe ihm gesagt, unter der Regierung des Sixtus V. sey die Inquisition zu Rom ausserordentlich streng gewesen. Nun starb aber Muretus kurz nach der Wahl des Sixtus 1585. und da Thuanus sich dieses ganze Jahr über in Frankreich aufgehalten; so kan er nicht mit dem Muretus gesprochen haben, folglich erhellet hieraus deutlich, daß ihn sein Gedächtnüß verführt, eine Erzählung von ältern Jahren auf die Regierungs-Jahre Sixtus V. auszudehnen.

§. 29.

Aus der Mannigfaltigkeit der Erzehlungen, oder aus einem herfürleuchtenden Irrthum, darf man aber nicht gleich auf die Unwahrheit der Hauptsache einen Schluß machen, indeme diese wahr seyn kan, obschon die Neben-Umstände sehr verschieden vorgetragen werden. Diß bemerken wir vorzüglich bey Erzehlung der scharfsinnigen Reden und witzigen Einfälle sowohl bey denen alten als neuern. Man hat oft die Hauptsache gut im Gedächtnüß. Es entfallen einem aber die Neben-Umstände, und um nicht ganz davon zu schweigen, ergänzt man das vergessene mit eignen Gedanken, und diß ist der Grund der vielen vorkommenden Varianten. Cicero schreibt, der Anaxagoras habe seinen Freunden auf die Frage, ob er nicht lieber in seinem Vaterlande begraben seyn wolle? sterbend geantwortet: Es ist nicht nöthig, denn der Weg in das Reich der Todten ist allenthalben gleich lang. Diogenes Laertius hingegen behauptet, er habe dieses zu einem seiner Freunde gesagt, der verdrüßlich darüber war, daß er ausser seinem Vaterland sterben sollte. Als Phocion zum Gericht geführt wurde, und ihm unterwegs einer ins Gesicht speyte, fragte er die ihn begleitende Magistrats-Person: ob denn keiner diesem groben Speyer wehren wolle? So erzehlt es Plutarch.

Seneca

Seneca hingegen legt diese Worte, nur mit etwas mehrerm Salz, dem Aristides fälschlich in den Mund. Als Cajus Fabricius Luscinus seinem Todfeind, dem Cornelius Ruffinus, aus der Ursache zum Consulat verholfen, weil er ihn in der damahligen Crisi für den geschicktesten zu dieser Stelle gehalten, und einige seiner Freunde ihn befragt, wie er sich dazu entschlüssen können? gab er ihnen, nach dem Gellius, zur Antwort: ich will mich lieber berauben als verkaufen lassen. Cicero hingegen versichert, er habe diese Worte dem neuen Consul ins Gesicht gesagt. Den Aristippus zogen seine Freunde damit auf, daß er mit der Lais, einer bekannten Hure zu Athen, so viel Geld verschwende, und von ihr doch nicht geliebt würde. Nach dem Amiot gab er ihnen zur Antwort: ich liebe den Wein und die Fische auch nicht und verzehre sie doch mit Vergnügen. Wenn man aber das Original des Plutarchs zur Hand nimmt; so war seine Antwort weit passender: Ich glaube auch nicht, daß der Wein und die Fische mich lieb haben, indessen verzehre ich sie mit vieler Annehmlichkeit. Der Marschall von Marillac wurde wegen eines ihm angeschuldigten Peculats enthauptet. Er sagte am Tag seiner Hinrichtung: Es ist etwas besonderes, daß man mir über Heu, Stroh, Steine und Holz den Proceß macht. Denn alles

zusammen ist nicht so viel werth, daß man einen Bedienten dieserhalb zu prügeln berechtiget wäre. Andere behaupten, es sey ihm vorzüglich zur Last gelegt worden, daß er sich von denen im Krieg erpreßten Geldern auf seinem Landguth ein neues Schloß bauen lassen. Bey seinem Tode seyen weder Thüren noch Fenster daran gewesen, und da einmahl der Prinz von Conde vorbey geritten, habe er gesprochen: Man hat um dieses Gebäudes willen dem Marillac den Kopf abgeschlagen, und ich wüste fürwahr nicht, wie man einen Edel-Knaben deswegen peitschen könnte. Andere legen wieder diese Worte dem Cardinal Richelieu zu der Zeit in den Mund, als ihm das von der Commißion wider den Marschall ausgesprochne Urtheil vorgelegt wurde, und so wird dieser Gedanke spatzieren geführt.

§. 30.

Wir bemerken aber bisweilen, daß ein Geschichtschreiber offenbare Unwahrheiten einstreuet, und darneben doch die Wahrheit sagen kan. Nun machet zwar die Falschheit einer Geschichte auch das übrige, was allenfalls wahr seyn könnte, ebenfalls verdächtig, wie schon anders wo erinnert worden. Daferne wir aber aus der Feder anderer glaubwürdiger Männer von der wahren Geschichte tüchtige Zeugnüsse finden; so hindern uns die mit eingefloßne Lügen keineswegs,

das dareingemischte Wahre für richtig anzunehmen, und wenn ein Scribent, der den andern seiner Unwahrheiten willen angreift und solche widerlegt, einige Umstände mit Stillschweigen übergeht; so ist allezeit zu vermuthen, daß diese unberührt gebliebne Stellen wahr seyen, weil er ihnen zu widersprechen sich nicht getrauet hat. Dorleans erzehlt 1) der General Mongomeri habe alle Plätze der Königin von Navarra wieder erobert, welche ihre Catholische Unterthanen mit Beyhülfe Königs Carl IX. in Frankreich ihr entrissen hatten, er habe dabey in denen Capitulationen vielen Grossen des Reichs alle Sicherheit wegen ihres Lebens versprochen, diese Gefangene aber mit Beystimmung der Königin dennoch hinrichten lassen, 2) Die Königin habe die Gruft ihres Herrn Vaters zu Castelgeloux aufbrechen lassen, und nachdeme die Hugonotten den Sarg aller Kostbarkeiten beraubt, den Leib denen Hunden vorgeworfen, wannenhero die Catholicken die Gebeine gesammelt und sie heimlich wieder begraben hätten. Letzteres ist grundfalsch, und du Pleßis versichert, daß der König Heinrich D'Albert zu Lescar in Bearn beerdiget worden, wo alle seine Vorfahren ruhten, und daß sein Leib und sein Grabmahl daselbst noch unverletzt zu sehen seyen. Die erste Beschuldigung hingegen hat er anzugreifen sich nicht erkühnet, vielmehr hat er über diesen Punct ein

tiefes

tiefes Stillschweigen beobachtet, welches nicht geschehen seyn würde, wenn er nicht von deren Gewisheit überzeugt gewesen wäre. Wie denn Thuanus und Popeliniere auch kein Geheimnüß daraus machen, und ohnerachtet Aubigne sich windet und drehet, um der Sache eine andere Gestalt zu geben; so ist doch ohnschwer zu bemerken, daß er seine genommene Auswege selbst nicht für hinreichend erachtet, die Wahrheit dieser Geschichte auszulöschen. Wenn sich diese schwarze That noch mit etwas entschuldigen liesse; so wäre es das einzige, daß man die Capitulationen um jene Zeit für ein Kinderspiel angesehen und solche mehrentheils zu brechen gewohnt gewesen.

§. 31.

Finden wir aber in denen Neuern besondere Umstände von einer längst verjährten Geschichte, deren die Alten gar keine Erwähnung gethan haben; so ist es ohnehin offenbar, daß der neue Historiker die Umstände dazu gedichtet habe. Daß Constantin der Grosse seine Gemahlin Fausta und seinen Sohn Crispus umbringen lassen, beschreiben Zosimus, Sidonius Apollinaris, Ammianus Marcellinus, Suidas, Zonaras, Hyeronimus, Eusebius und andere. Ihre Erzehlungen sind zwar sehr verschieden, und fast jeder macht eine andere Ursache dieser Hinrichtung nahmhaft, ob sie schon

meist darinnen übereinstimmen, daß Fausta ihren Stiefsohn eines ihr zugemutheten Beyschlafs beschuldiget, und daß in der Folge, da sich seine Unschuld veroffenbaret, der Kayser auch seine Fausta durch ein heisses Bad ums Leben bringen lassen. Die Art und Weise aber, wie die Unschuld des Crispus an den Tag gekommen, übergehen alle mit Stillschweigen. Erst im 17ten Jahrhundert entdeckt der Jesuit Caußin ein Geheimnüß des 4ten Seculums, und versichert uns, nicht in einem Gedicht oder Roman, sondern in einer ernsthaften Geschichte, welche die Aufschrift führt: La coeur sainte, daß Fausta die Boßheit ihrer Verläumdung ihrem Gemahl selbst offenbaret und um ihre Bestrafung gebeten habe. Höher kan es wohl die Verwegenheit eines Scribenten nicht treiben. Von der berühmten Schlacht von Jahr 732. wo Eudo, Herzog von Aquitanien, die Saracenen nach einem siebentägigen Gefecht geschlagen, geben uns die gleichzeitigen Schriftsteller nur kurze Nachrichten von denen Haupt-Umständen, und gleichwohlen wusten Paulus Aemilius und Fauchet so viel Kleinigkeiten davon zu erzehlen, als wenn sie dabey gegenwärtig gewesen wären, worüber sich schon Cordemoi in seiner Französischen Historie aufgehalten.

§. 32.

§. 32.

Die Grabschriften und andere öffentliche Denkmähler werden gemeiniglich kurz nach dem Tod derjenigen Personen, welchen sie gewidmet sind, errichtet, und also ist ihre Glaubwürdigkeit denen gleichzeitigen Schriftstellern zu paralellisiren. Vorzüglich sollten die Tage und Jahre der Geburt und des Absterbens daraus zuverläßig zu entnehmen seyn, und gleichwohlen werden wir bisweilen durch solche hintergangen. Hauptsächlich kommt es darauf an, ob der Schriftsteller, der sich auf ein dergleichen Monument beziehet, es selbst gelesen oder es nur von andern abgeschrieben. Im ersten Fall steiget die Glaubwürdigkeit noch um einen Grad höher als im letzten, und vorzüglich zu diesem Behuf kan einem Geschichtschreiber das Reisen in fremde Länder, wenn er es zweckmäßig benutzt, ein helles Licht aufstecken und ihm viele Vortheile gewähren, deren ein anderer, der beständig auf seiner Studier-Stube sitzet, müßig stehen muß. Ich sage aber mit Vorsatz: wenn er es zweckmäßig benutzt. Denn nicht alle suchen Inschriften, und diejenige, so auf Sonn- und Mondsfinsternüsse, auf Kräuter und Vögel oder auf Muscheln und Schneckenhäuser ausgehen, werden sich wenig um Epitaphien und Monumenten bekümmern. Ihre Schriften müssen von ihrem Geschmack zeugen. Bey alle deme werden wir öfters durch andere

gleich-

gleichzeitige Geschichtschreiber wieder irre gemacht, weil aber die Vermuthung vor denjenigen, der ein öffentliches Denkmahl setzen lassen, streitet, daß er alle Umstände am besten gewust habe; so wird solches immer den Vorzug vor denen Schriften eines Privatmanns verdienen. Deswegen ist es glaublicher, daß die Königin Margaretha von Navarra den 21ten December 1549. gestorben sey, weil diß ihre Grabschrift besaget, wenn gleich der Pater Labbe den 24ten und Tillet den 14ten dieses Monaths zu ihrem Sterbtag angeben. Freher hat sogar das Epitaphium des Zacharias Ursinus ganz abgeschrieben, und bey seinem Tode zwey offenbare Fehler zu Schulden gebracht. Die Inschrift bezeuget, er sey den 6ten Merz 1583. gestorben, und Freher setzt den 11ten Merz 1582. Es fehlt aber doch nicht an Exempeln, daß sich auch in solche Monumente Falschheiten eingeschlichen, welche in Gegeneinanderhaltung der Umstände mit andern genuinen Schriften offenbar in die Augen fallen. In nur berührter Grabschrift der Königin von Navarra heist es, sie habe 59. Jahre gelebt, und gleichwohlen setzen alle Geschichtschreiber ihre Geburt in das Jahr 1492. Entweder in der Historie oder in der Grabschrift steckt ein Irrthum. Vom strittigen Geburts-Jahr des Erasmus, weshalben seine Bildsäule zu Rotterdam und

seine

seine Grabschrift zu Basel um 2. Jahre von einander abweichen, mag ich gar nichts gedenken, weil niemand sein wahres Geburts-Jahr kannte, und er vermuthlich solches selbst nicht wuste. Wir haben aber Beyspiele, wo Kinder und andere nahe Bluts-Freunde die Inschriften besorgten, welchen von allen Umständen die genaueste Wissenschaft beywohnen muste, und doch falsche Zahlen zum Vorschein gekommen sind, welches auf Rechnung des Bildhauers oder Gießers geschrieben werden muß. Pope Blount führt die Grabschrift des berühmten Englischen Arztes Thomas Linacer an, nach welcher derselbe den 7ten October 1624. gestorben, und doch macht derselbe, vermuthlich aus bessern Nachrichten, den 20sten October zu seinem Sterbtag. Chiträus beruft sich auf eine Grabschrift des Politianus, welche in der Sct. Marcus-Kirche zu Florenz stehen, und den 24sten September 1509. zu seinem Sterbtag angeben soll. Mabillon hingegen versichert, daß das Grabmahl des Politianus gar keine Aufschrift habe, und Voßius zeiget aus unumstößlichen Gründen, daß er 1494. gestorben, welches auch Crinitus, ein Schüler des Politianus, bezeuget, indeme er seinen Tod in das Jahr setzet, wo Carl VIII. in Italien eingefallen. Am allerschlimsten aber ist es, wenn man eine Grabschrift nur in einem Geschichtschreiber liest, und nicht dabey ausgedruckt ist; ob und

wo sie in Erzt gegossen oder in Stein gehauen zu lesen sey? welches uns in Zweifel setzt, ob sie würklich irgendswo aufgestellt worden? oder ob sie nur aus dem Genie eines müßigen Kopfs geflossen sey, in welchem Fall gar kein historischer Glaube daran haftet. Hondorff in seinem historischen Schau-Platz versichert uns, es sey zu Erfurt ein Monument eines Grafen von Gleichen zu sehen, welcher im 12ten Jahrhundert im gelobten Land in die Saracenische Gefangenschaft gerathen, durch Beyhülfe einer Prinzeßin des Sultans seines Herrn aber wieder entkommen sey, worauf er, ohnerachtet er eine Gemahlin zu Hause gehabt, seine Erretterin zur Dankbarkeit geheurathet habe, und nachdeme er mit ihr auf seine Güther gekommen, habe er diese beede Gemahlinnen zusammen behalten, welche friedlich mit einander gelebt, und mit ihm, nach ihrem allerseitigen Ableben, in eine Gruft gelegt worden. Auf dem Stein sey er in der Mitte und auf beeden Seiten die Gräfinnen und zwar die Prinzeßin zum Unterschied mit der Crone auf dem Haupt abgebildet. Wenn man diese Gräflich Gleichische Abentheuer mit nichts als mit diesem Stein beweisen kan; so wird man nicht weit damit kommen. Man findet in keinem gleichzeitigen Schriftsteller das mindeste von dieser Geschichte, und wenn das Monument auch einem Grafen von Gleichen angehöret; so folget

Bayerische Staatsbibliothek München

doch bey weiten noch nicht, daß er in einer Bigamie gelebt, da sich auch andere grosse Herren auf Epitaphien mit ihren mehrern succeßiven Gemahlinnen abbilden lassen, am allerwenigsten aber läst sich die wunderbare Befreyung aus der Saracenischen Gefangenschaft, noch die vom Pabst zu dieser Bigamie ertheilte Dispensation daraus erproben, und Hondorff ist ein in der gelehrten Welt wenig geachteter Schriftsteller, auf dessen Wort so wenig als auf die Erzehlung eines Zeiler, Dresser, Beckenstein und anderer neuer Scribenten sich eine so wichtige Historie für wahr annehmen lässet.

In der Cathedral-Kirche zu Ferrara findet sich ein Denkmahl des Paul Sacratus. Diß bemerkt, daß er in seinem 65sten Jahr gestorben, zeigt aber nicht an, in welchem Jahr er mit Tod abgegangen sey. Diß ist etwas ganz besonders, wenn die Epitaphien uns in diesem Stück in Ungewisheit lassen, da uns bey Untersuchung der Wahrheit mehr an dem Sterbtag eines Gelehrten, als an denen Jahren seines Alters gelegen ist.

§. 33.

Auch auf denen Kupferstichen der! Gelehrten, welche sie ihren Büchern vorsetzen lassen, schleichen sich nicht selten Irrthümer ein. Johann Barclaius hat sein Bildnüß einem Buch, so er unter dem Titul Argenis herausgegeben, ein-

verlei-

verleiben lassen. Unter diesem steht, er sey den 28sten Jenner 1682. gebohren, ohnerachtet er gerade 100. Jahre vorhero zur Welt gekommen. Dahingegen aus einem Kupferstich des Philipp Pareus, welchen er seinem Lexicon Criticum vordrucken lassen, erhellet, daß er damahls 70. Jahre alt gewesen, und daß sich somit Freher und Witte geirret, welche vorgegeben, er sey 1643. im 67sten Jahr gestorben.

§. 34.

In Ansehung der Geburts- und Sterb-Jahre sind die Kirchen-Register die sichersten Urkunden, man muß aber den Ort, wo einer gebohren worden, oder wo er begraben liegt, genau wissen; und bey allen deme fehlt es bisweilen an sichern Addressen, sich dieser Zeugnüsse zu bemächtigen, sonderheitlich wenn von einer 100. und mehr Meilen entfernten Kirche die Rede ist.

§. 35.

Wenn wir einem gleichzeitigen Schriftsteller etwas nachschreiben; so müssen wir uns genau an seine Worte halten, wenn unsre Erzehlung Glauben verdienen soll. Denn nichts auf der Welt kan mehr Irrthümer über die Historie verbreiten, als wenn man sich die Freyheit nimmt, den Sinn seines Währmanns über den Werth seiner gebrauchten Worte auszudehnen, so wie schon Cartesius sehr wohl anmerket, daß der Kitzel,

mehrere Sachen in unser Urtheil einzuschlüssen, als uns unsere deutliche Ideen vorstellen können, die fruchtbarste Mutter aller philosophischen Irrthümer sey. Diodor von Sicilien und Herodotus erzehlen, der König Pheron von Egypten sey blind gewesen, und zu seiner Heilung habe ihm das Orackel den Urin von einer Frau, welche mit niemand als mit ihrem Mann zu schaffen gehabt, angerathen. Der Urin seiner eignen Gemahlin sey ohne Frucht geblieben und er habe sich dieses Mittels von vielen andern Frauen ohne Nutzen bedient, bis er endlich eine gefunden, welche seine Augen wieder geheilt habe. Diese habe er geheurathet und die Königin mit allen denen Weibern, deren Urin die gewünschte Würkung nicht herfür gebracht, habe er verbrennen lassen. In denen St. Evremonianen (welche jedoch St. Evremont nie für seine Arbeit erkennet) ist diese Geschichte mit verschiednen Zusätzen vorgetragen worden. Dort heist es z. E. Pheron habe, um eine keusche Frau zu finden, Gesandte in fremde Länder schicken müssen, seine geheurathete keusche zweyte Gemahlin habe als Königin ihre Sitten geändert, und da er sie gefragt, warum sie denn ihrem ersten Mann treu geblieben? habe sie geantwortet: sie habe in ihrer ersten Ehe von niemand einige Anfechtung gehabt ꝛc. ꝛc. Von allen diesen sagen Herodot und Diodor kein Wort. Diß bleibt immer ein Feh-

ler

ler. Ein Romanschreiber hat sein eignes Feld, worauf er pflanzen und bauen kan, was er will. Wer aber eine Historie erzehlt, welche man in denen besten aus dem Alterthum geretteten Büchern aufgezeichnet findet, dem ist es nicht erlaubt, solcher ein neues Gewand umzuhängen und sie mit selbst erfundenen Umständen von heute und gestern auszuschmücken. Kempius in seiner Abhandlung von Küssen schreibt: Cato der Censor habe durch ein Gesetz verboten, daß kein Mann seine Frau in Gegenwart einer manbaren Tochter küssen solle; und Manlius sey aus dem Rath gestossen worden, weil er dieses Gesetz übertreten. Er beruft sich dabey auf das Zeugnüß des Plutarchs. Dieser sagt aber nichts von einem Gesetz, sondern nur daß Manlius aus dieser Ursache seiner Senators-Stelle entsetzt worden. Diß that Cato Kraft seines Censor-Amts, keinesweges aber in Verfolg eines Gesetzes, welches nie existirt hat. Kempius irret sich auch darinnen, wenn er diesen Censor zum Stoiker macht. Er hielt sich nicht zu dieser Secte, sondern sein Urenkel Cato von Utica. Gellius erzehlt, der junge Papirius sey mit seinem Vater vom Rathhause heimgekommen, und da ihm seine Mutter sehr zugesetzt, er solle ihr eröffnen, was heute beschlossen worden; habe er ihr die Lüge gesagt: Man habe darüber berathschlaget, ob es für die Republick besser wäre, wenn einem

Mann zwey Weiber oder wenn einer Frau zwey Männer zu nehmen erlaubt würde? dadurch sey die Mutter niedergeschlagen worden, und zu allen Weibern gelaufen, welchen sie das Geheimnüß entdecket. Diese hätten sich sogleich zusammen rottirt, seyen vor das Rathhaus gezogen, und hätten mit Thränen gebeten, lieber einer Frau zwey Männer als einem Mann zwey Weiber zuzubilligen. Er beruft sich auf das Zeugnüß Cato des Censors, welcher diese Geschichte in einer Rede an die Soldaten wider den Galba angeführt, woraus wenigstens so viel erhellet, daß dieses eine ernsthafte und keine zum Spaß ersonnene Historie sey. Macrobius, der im übrigen den Gellius Wort für Wort copirt hat, setzt noch hinzu, der Rath habe dieses unverschämte Anbringen der Weiber für ein böses Wahrzeichen, so schlimme Folgen prophezeyhe, angesehen. Der spanische Jesuit Torres verbessert die Geschichte noch mit zwey Umständen, daß die Senatoren selbigen Tages später als gewöhnlich vom Rathhaus gegangen, wodurch eben die Neugier der Mutter des Papyrius erregt worden, und daß der Sohn ihr angefänglich geantwortet hätte: die Sache, so heute behandelt worden, sey ein grosses Geheimnüß und dürfte nicht offenbar werden, bis man an einem andern Tag zum vollständigen Entschluß darüber kommen würde. Von beeden Umständen schweigen Gellius und

Macro-

Macrobius, welche doch Torres citiret hat. Er beruft sich zwar auch auf den Alexander ab Alexandro, Vollateran und Carl Stephanus. Wenn aber auch diese sothane Zusätze bezeugten; so sind sie doch die Männer nicht, welche einen Gellius und Macrobius überwiegen könnten, weil sie aus diesen die ganze Geschichte erhohlt haben. Strabo erzehlt uns die Schicksahle der Werke des Aristoteles: Er hinterlies sie mit seiner ganzen Bibliothek an seinen Schüler Theophrastes, dieser an den Neleus, und dieser seinen Erben, welche unwissende Leuthe waren, und da sie hörten, daß die Könige von Pergamus, deren Unterthanen sie waren, mit vielem Eifer Bücher suchten; so verbargen sie solche in die Erde. Nach langer Zeit zogen sie ihre Erben wieder aus der Gefangenschaft, und ohnerachtet sie von der Feuchtigkeit und denen Würmern sehr beschädiget waren; so verkauften sie jedoch die Werke des Aristoteles und Theophrastes um ein theures Geld an den Apellicon, welcher sie wieder abschreiben lies. Weil aber seine Copisten die von der Nässe und denen Würmern angegriffene Stellen nicht mehr gut lesen konnten; so musten diese Abschriften nothwendig fehlerhaft ausfallen. Nach dem Tod des Apellicon brachte Sylla dessen Büchersammlung von Athen nach Rom. Der Bibliothekar des Sylla erlaubte dem Grammatiker

Tyrannion, die Werke des Aristoteles zu sich zu nehmen, welcher neue Abschriften davon nehmen lies, die aber mit dem Original nie verglichen, und somit in diesem Stück das Uebel zu Rom grösser als vorhin zu Athen wurde. Atheneus weicht bey dieser Erzehlung in einem Haupt-Umstand vom Strabo ab. Er sagt nähmlich, Neleus habe die Aristotelische Bibliothek ganz an den Ptolomäus Philadelphus verkauft, da doch Strabo versichert, er habe sie seinen Erben hinterlassen, welche sie unter die Erde verborgen hätten. Der gelehrte Franciscus Patritius sucht diesen Widerspruch dadurch zu heben, daß villeicht Neleus viele Bücher doppelt gehabt, und diese Doubletten an den König von Egypten verkauft habe, welche Meynung sich gar wohl hören lässet. Wenn uns aber der Pater Rapin diese Historie vorträgt; so finden wir Umstände in seiner Erzehlung, welche weder im Strabo noch im Atheneus vorkommen; z. E. Aristoteles habe seine Büchersammlung unter der ausdrücklichen Bedingung dem Theophrastes überlassen, daß sie niemahlen als eine öffentliche Bibliothek aufgestellt werden solle, Neleus habe noch vor seinem Tode seinen Erben den Werth dieser seiner Verlassenschaft begreiflich gemacht, die Lehrer an dem Lyceum hätten den Apellicon ersucht, ihnen die Werke des Aristoteles eine Zeitlang zu leihen, so auch geschehen sey, Tyrannion haben den

Werth

Werth der Aristotelischen Schriften nicht gekannt, nach dem Tod des Tyrannion sey Andronicus von Rhodus nach Rom gekommen, und habe die Werke des Aristoteles von dessen Erben erkauft, und endlich schränkt er dasjenige, was Strabo von der ganzen Bibliothek des Aristoteles, welche Neleus seinen Erben hinterlassen, schreibet, nur auf dessen eigne Schriften ein. Da wir von allen diesen Umständen weder beym Strabo, noch beym Atheneus und Plutarchus etwas finden, Rapin auch sonst keinen Autor, woraus er solche genommen hätte, citirt hat; so ist offenbar, daß er sie selbst erfunden, und seine Erzehlung weit über den Inhalt der Original-Schriftsteller ausgedehnet habe. Der Philosoph Leontius zu Athen hatte eine einzige Tochter, welche er enterbte, und sein ganzes Vermögen seinen beyden Söhnen vermachte, unter dem Vorwand, daß ihr ihre Schönheit und die unter seiner Anführung erlangte Geschicklichkeit zu einem ausreichenden Heuraths-Guth dienen könnten. Sie hies Athenais, und wurde durch den mit ihren Brüdern über die väterliche Erbschaft geführten Proceß am Kayserlichen Hof bekannt, und bey dieser Gelegenheit die Gemahlin des Kaysers Theodosius. Der Pater Garasse verunstaltet diese Geschichte. Er schreibt: Leontius habe drey Töchter gehabt, davon eine schön, die andern aber mehr als häßlich gewesen. Er habe dahero

denen beyden letztern sein Vermögen, mit Ausschluß der ersten, durch ein Testament verschafft, mit dem Beysatz, jene würden mit allem ihrem Reichthum schwerlich eine Heurath finden, diejenigen Felder hingegen, welche an sich schön, gut und fruchtbar wären, hätten keine weiter e Beyhülfe nöthig. Alle ältere Scribenten reden von zwey Söhnen und nur von einer Tochter. Die zwey Schwestern der Athenais und ihre Häßlichkeit sind also offenbar dazu gedichtet.

Martial gedenket in seinen Epigrammen der Gebürge von Tibur und bemerket dabey, daß sie das Elfenbein weiß erhielten und das schon veraltete wieder bleichten. Bloyd suchet daraus zu erweisen, daß auf denen Tiburtinischen Gebürgen Elfenbein wachse. Vermuthlich hat er nicht gewust, daß die Elephanten-Zähne die Materie des Elfenbeins liefern. Naudäus verwundert sich, daß Claudian mit so vieler Hitze wider den Rufin, einen Günstling des Käysers Theodosius, geschrieben, da ihn doch Zosimus, Zonaras, Eutropius und Paulus Orosus so sehr gelobt hätten. Man muß sich im Gegentheil verwundern, wie Naudäus dergleichen Dinge schreiben mögen. Orosus sagt nichts als Böses vom Rufin, und die Historie des Eutropius reicht nicht bis auf die Regierung des Theodosius. In denen Annalen des Zonaras kommt

kein

kein Buchstabe von diesem Rufin vor, ohnerachtet er eines andern Rufins gedenket, welcher zu der Zeit, da Pyrrhus mit denen Römern Krieg führte, Consul zu Rom gewesen. Und was endlich den Zosimus anlanget; so hat er ihn zwar in verschiednen Stellen als den Urheber vieler unerträglicher Uebel und offenbaren Beschädigungen der Republick beschrieben, auch seinen erlittnen Tod für eine wohl verdiente Strafe seiner Schandthaten gehalten; daß er ihn aber gelobt, kan ich nirgends finden. Gregorius von Tours schreibt, Childerich habe die Basine, Königin von Thüringen, geheurathet, er sagt aber nichts davon, daß er sie ihrem Gemahl, der ihn, während seiner Vertreibung aus seinen Staaten aufgenommen, entführt habe, wie in der Folge Paquier und andere unter Beziehung auf den Gregorius vorgebildet, und dadurch zugleich den ersten Christlichen König Clodovåus zu einem aus einem Ehebruch oder Polyandrie erzeugten Prinzen gemacht haben. Appollonius versichert, die Mosynienser, ein Barbarisches Volk, so die waldigen Gebürge am Pontus Euxinus bewohnt, hätten ihre Könige aus ihrem Mittel gewählt, und wenn sie ein ungerechtes Urtheil gefällt hätten, sie noch selbigen Tages eingesperrt und verhungern lassen. Pomponius Mela sagt nur, sie bestraften ihre Kö-

nige

nige mit einem Tag fasten, wenn sie in ihrer Regierung einen grossen Fehler begangen. Appollonius war vom Mela unrecht verstanden oder mit Vorsatz übel benutzt. Paul Jovius erzehlt, der Cardinal Bessarion sey durch die Tummheit seines Conclavisten Perotti, der drey Cardinäle, welche ihn eiligst sprechen wollten, nicht zu ihm gelassen, von der ihm nach dem Absterben Paul II. zugedachten päbstlichen Würde ausgeschlossen worden, und als er es erfahren, habe er nichts gesagt, als: Du hast mich durch deine unzeitige Emsigkeit um die päbstliche Crone und dich um den Cardinals-Hut gebracht. Varillas beschreibt die nähmliche Geschichte aus dem Jovius, er vermehrt sie aber mit vielen besondern Umständen, welche im Original-Scribenten nicht vorkommen. Brantome schrieb blos vom Hörensagen, der Baron des Adrets habe seine Kinder zur Grausamkeit erzogen, und sie dieserhalb in Blut baden lassen. Er war so ehrlich, und gab nicht mehr aus, als er empfangen hatte, es mochte nun wahr oder falsch seyn, ohnerachtet er sonst mehrentheils Gasconaden macht, und seinen angewohnten Hyperbolen den Zaum allzu sehr schiessen lässet. Der Pater Maimburg thut aber dem Baron den Gefallen, und setzt dazu, er habe seine Kinder im Blut der Catholiken baden lassen. Wenn auch die erste Erzehlung noch einigen Glauben verdiente; so ist doch der

letzte Zusatz verdächtig. Können sie sich nicht in Ochsen- oder Kälber-Blut gebadet haben? muß es denn nothwendig Menschen-Blut gewesen seyn? Guicciardini tadelt den Paul Jovius nebst dem Laurentius Surius und andern, welche dem Jovius nachgeschrieben, daß sie, ohne vorhero die Sache gründlich untersucht und andere darüber zu Rath gezogen zu haben, so dreuste vorgeben mögen, der Albrecht Pighius sey 1530. da bey der Crönung Carl V. die hölzerne Brücke zu Bologna eingebrochen, im Fluß ertrunken. Guicciardini verfällt aber in den nähmlichen Fehler, welchen er an andern tadelt. Jovius und Surius schreiben in denen citirten Stellen nichts davon, und ersterer schreibt an einem andern Ort: der Einsturz dieser Brücke habe mehr Geschrey als Schaden veranlasset. Er nennt dabey den Pighius ausdrücklich unter denenjenigen, welche bey dieser Gelegenheit ins Wasser gefallen, er sagt aber nicht, daß er ertrunken sey, und da er den Einfall der Brücke als eine Sache von unbedeutenden Folgen beschreibt; so läst sich eher vermuthen, daß Pighius gerettet worden, als daß er umgekommen, wie denn Surius, den im übrigen Jovius getreulich copirt hat, an einer andern Stelle meldet, daß Pighius erst im Jahr 1543. gestorben sey. Hieraus folget offenbar, daß Guicciardini weder den Jovius noch den Surius selbst gelesen, sondern

einem andern Schriftsteller, der sothane Nachricht diesen beeden Autorn fälschlich zugeeignet, blindlings nachgeschrieben habe.

Patin giebt zur Ursache der Ungnade und Enthauptung des jüngern Thuanus an, weil sein Vater in seinen Annalen die Worte gebraucht habe: Antonius Richelius, vulgo dictus Monachus &c. Es ist wider alle Wahrscheinlichkeit, daß der Cardinal Richelieu diese ihm villeicht mißfällig gewesene Stelle in denen Schriften des Vaters auf eine so grausame Art an dem Sohn rächen wollen. Man hatte auch diese Ursache gar nicht nöthig, da der wahre Beweggrund auf platter Hand lag. Cinqmars hatte die Absicht, den Cardinal zu stürzen und ihn umzubringen. Thuanus war ein vertrauter Freund und Mitverschworner des Cinqmars. Alles dieses war offenbar. Was hatte man also nöthig, seinen Fall auf eine unschuldige Phrasin seines Vaters zu gründen?

§. 36.

Unter denen neuern, besonders unter denen Franzosen, haben einige die Gewohnheit angenommen, gar nicht mehr zu citiren, sondern sie verlangen, daß man ihnen auf ihr ehrliches Gesicht glauben, und vermuthlich habe sie die ehrgeitzige Absicht dabey, daß man sie selbst citiren soll. Wer ihnen trauet, mag sie citiren. Ich

würde

würde mich wenig auf ihre Erzehlungen verlassen, wenn sie uns unbekannte Umstände von denen verfloßnen Jahrhunderten aufbinden wollen, ohne dabey zu erwähnen, aus welcher Quelle sie geschöpft haben. Denn wenn auch der Geschichtschreiber nur von einem zur Zeit unbekannten Manuscript seine Nachrichten erhohlt hat; so muß er solches anzeigen, und uns den Autor nennen, um von der Glaubwürdigkeit seiner Geschichte urtheilen zu können, ausserdeme wird er es uns aber auch nicht übel nehmen, wenn wir ihm schlechterdings allen historischen Glauben absprechen. Hat man aber einmahl einen Geschichtschreiber selbst verdächtig gemachet und ihn eines Irrthums oder Betrugs beschuldiget; so kan man in andern Fällen sich mit Ehren nicht mehr auf ihn beruffen, weil sein Zeugnüß dem Leser vor beständig zweydeutig bleiben wird, und so bald wir offenbare Unwahrheiten und öftermahlige Widersprüche in einem Geschichtschreiber wahrnehmen, so bald müssen wir ihn durchgängig wie einen bankeruten Kaufmann behandeln, dem niemand mehr auf sein Wort trauet, wenn er nicht Bürgen und Unterpfänder aufbringen kan.

Wie ich denn auch kein Bedenken finde, jedes historisches Buch, so ein anderer grosser Geschichtschreiber nie zu citiren gewürdiget hat, unter die apocryphischen Schriftsteller zu rechnen.

§. 37.

§. 37.

In Ansehung der Nahmen hat man sich bey den alten und neuen wohl vorzusehen, daß man nicht aus einerley Nahmen allzeit einerley Person mache. Amphilochus war nach dem Euripides ein Sohn des Alcmeon und nach andern war er ein Sohn des Amphiaraus. Einige machen aus demselben eine, andere zwey Personen, welche letzte Meynung wohl die wahrscheinlichste ist, weil die hie und da zerrißne Geschichte des Amphilochus sich gar füglich auf zwey verschiedne Personen anwenden lässet. Plutarch beziehet sich auf einen Vers des Theognis, welcher einen Bezug auf den Philosophen Bio haben soll, der ohngefähr in der 120sten Olympiade gelebt hat. Da aber dieser Theognis viel älter als dieser Bio war; so liegt offenbar am Tage, daß er auf einen andern Bio gezielt haben müsse, zu welchem Irrthum Plutarch, der ohnehin eine schlechte Chronologie im Kopf hatte, durch die Aehnlichkeit des Nahmens verleitet worden. Der Nahme Hanno kommt in der alten Historie öfters vor. Einer davon war ein Feldherr der Carthaginenser und hinterlies eine Beschreibung seiner Reisen, welche Plinius meist für Fabeln erklärt. Voßius hält ihn für denjenigen, welcher im 22sten Buch des Justins vorkommt, und glaubt, diejenigen

deren im 20sten Buch des Justins, im 8ten Buch des Plinius und während des zweyten Punischen Kriegs gedacht wird, seyen von ihm unterschieden. Er wird aber von andern, welche ich nicht weitläuftig abschreiben mag, dieserhalb critisirt. Wir haben zwey Mopsus in der alten Historie. Der eine war unter denen Argonauten, der andere war ein Sohn oder Enkel des Tiresias, welcher zu Zeiten des Trojanischen Kriegs lebte. Beyde vermengt Ammianus Marcellinus mit einander und macht eine Person daraus, wie Valesius deutlich gezeigt hat. Meursius kennt nur einen Pygmalion, ohnerachtet ein König von Cypern und ein König von Tyrus, ein Bruder der Dido, diesen Nahmen geführt haben, deren Geschichte er mit einander vermischt, und unter andern den letzten zum Schwieger-Vater des Cinyras machet, durch welche einzige Stelle er seinen Irrthum hätte beurtheilen können, wenn er die Chronologie hätte zu Rath ziehen wollen. Appianus nennt den Mörder des Dolabella (wenn man anders denjenigen, der einen mit seinem Willen und auf seinen Befehl umbringt, einen Mörder nennen kan) Marsus, und Dio nennt ihn Octavius. Usserius wurde durch diese Variation bewogen, zwey Personen daraus zu machen, welchen Irrthum er hätte vermeiden können, wenn er die 11te Philippische Rede des

Cicero gelesen hätte, wo er Marsus Octavius genennt wird.

Am allerwenigsten aber muß man von der blossen Aehnlichkeit der Nahmen auf eine und die nähmliche Person den Schluß machen. Accursius schreibt, der grosse Peter Baillard habe aufrichtig bekennet, daß er den Legem Quinque pedum nicht verstehe. Es ist mir unbegreiflich, wienach Franciscus von Amboise diese Worte auf den Peter Abelard, der nie ein Jurist und zu dessen Zeiten die Römischen Rechte in Frankreich gar noch nicht bekannt gewesen, ziehen mögen. Gleichwohlen hat ihn Monnoje zu vertheidigen gesuchet, und Jacob Thomasius hat sich dadurch verleiten lassen, in dem Leben des Peter Abelard zu versichern, er sey auch Bajalard genent worden.

§. 38.

In denen letzt vorigen Jahrhunderten war es nichts seltnes, daß Gelehrte und andre ihre Nahmen veränderten. Man findet also manche Person unter zweyerley Nahmen, welche Nahmen man wissen und kennen muß, wenn man nicht aus einer Person zwey machen will. Bisweilen haben sogar grosse Herren über dergleichen Nahmens Veränderungen Diplomen ausgefertiget. Ludwig XI. legte seinem Leib-Balbier Mauvais den Nahmen Le Dain, und Heinrich

rich IV. dem Jacob Miette den Nahmen Lauberie bey, und liesen ihnen gesiegelte Briefe darüber einhändigen.

Wilhelm Le Rat verwandelte seinen Nahmen in Lesrat, der Professor Disnemandy in Dorat, und der Pater Cannire den seinigen in Cannere. Wir haben einen lateinischen Poeten in Frankreich, der sich am Hof Franciscus I. aufhielt, und den wir unter gar verschiednen Nahmen finden. Er hies eigentlich Johann Maigret. Varillas nennt ihn Mitron, und weil ihn der König wegen seines magern Ansehens scherzweise Macrinus nennte, so schrieb er sich Johann Macrinus. Als in der Folge seine Frau den Nahmen Johann nicht leiden konnte; verwandelte er solchen in Salomon und schrieb sich Salomon Macrinus. Hier ist es kein Wunder, wenn man irre wird, und 4 bis 5 Personen aus einer macht.

Hiernächst wurde es auch zur Gewohnheit, besonders die Gelehrten nach gewissen Städten besonders nach ihren Geburts-Orten, oder auch nach ihren Facultäten zu benennen, und manche haben selbst diese Nahmen angenommen und sich also geschrieben. Johann Maugin war unter dem Nahmen Angevin bekannter als unter seinem Geschlechts Nahmen, weil er von

Angevin gebürtig war. Augustin Niphus war zu Jopolis in Calabrien geboren, weil er sich aber zu Suessa eine zeitlang aufgehalten und daselbst ein Weib genommen, schrieb er sich Suessanus. Bartholomäus Platina hies nach seinem Geschlechts-Nahmen Saccus, er verwandelte ihn aber von seinem Geburts-Ort Piadena in Platina. Peter Martyr nennt den Arzt Georg Blandrata schlechthin Georgius Medicus, und den Johann Paul Alciat, Johannes Paulus Pedemontanus. Der Bischoff zu Madaure Martin Merispe kömmt öfters unter dem Nahmen Sieur de Madaure vor. Der Philosoph Franciscus Sylvester wird mehrentheils Ferrariensis genennt. Der Bayerische Geschichtschreiber Johann Thurnmayr war von Abensperg gebürtig, und nahm dahero den Nahmen Aventinus an. Er wird vom Lambecius und andern dieserhalb getadelt, weil Abensperg in denen alten römischen Geschichtschreibern, besonders in den Reisen des Kaysers Antonin nicht Aventinium sondern Abusina genennt wird. Abusiniensis hätte aber nicht so prächtig geklungen, als ein von denen römischen Bergen entlehnter Nahme.

So haben auch viele darinnen etwas besonders

ders gesucht, daß sie statt ihrer Geschlechts-Nahmen griechische und lateinische Nahmen angenommen haben, theils sich darunter zu verstecken, theils die in ihrem wahren Nahmen gelegne Zweydeutigkeit beyseite zu schaffen und theils aus einer Affection, unter dieser neuen Benennung gelehrter in der Welt zu erscheinen. Der Leibarzt Franciscus I. Königs in Frankreich, hies Sans Malice, und veränderte diesen Nahmen in Akakia. Der französische Mönch Franciscus Lambert, ein guter Freund von D. Luthern, nannte sich nach seinem Uebergang zur Evangelischen Religion Johann Serranus. Der Jesuit Jacob Keller, schrieb sich Fabius Hercynianus, und der Geschlechts-Nahme des David Paräus war eigentlich Wängler. Arnold Arlenius nahm den Nahmen Paraxylus an. Theophilus Raynaud schrieb sich auf dem Titul seiner Bücher Anselmus Solerius, und der Medicus Lando zu Mayland Philalethes. Urban Regius, ein Gelehrter des 16ten Jahrhunderts und Professor zu Ingolstadt, hies vorhero König. Weil aber dieser Nahme zu verschiedenen Scherzen Anlaß gab; so verwandelte er ihn in Regius. Marcus Antonius Coccius erhielt in der Academie des Pomponius zu Rom den Nahmen Sabellicus, und Johann Wesselus von Gröningen bekam we-

gen seiner in Griechenland gemachten Reisen vom Cardinal Bessarion den Nahmen Basilius. Dieser Gelehrte kommt überhaupt unter verschiedenen Benennungen vor, welche theils auf seinen Vater und Groß-Vater, und theils auf sein Vaterland ihren Bezug haben. In den Lebens-Beschreibungen der Gröningischen Professorn heist er Wesselus Groningensis, in der Urspergischen Chronick Johanes Wesselus Groningensis, in dem Sterb-Register der Kirche zu Gröningen, wo er begraben liegt, Wesselus Hermanni, beym Pelantinus Wesselus Gosvoert, beym Albrecht Hardenberg Goesvort, und beym Geldenhauer Gansfort. Die drey letzten Nahmen bedeuten einerley und bezeichnen vermuthlich den Ort, aus welchem seine Voreltern entsprossen sind, wie denn noch heute ein Westphälisches Städtlein den Nahmen Ganßforth führen soll. Jacob Molzer aus Straßburg verwechselte seinen Nahmen mit Micyllus, welchen ihm einige gelehrte Zuhörer beylegten, als er in einer zu Erfurth von denen Studenten gespielten Comödie die Person des Micyllus aus einem Gespräch des Lucians sehr gut vorstellte. Noch besonderer sind die verschiedenen Nahmens-Veränderungen des Majoragius. Er hies ursprünglich Antonius Comes, obwohlen schon sein Vater den Nahmen Majoragius führte, und

den Nahmen Comes erst von seiner Frau Magdalena de Comitibus annahm, und diesen Nahmen, gleich seinen Schwägern, die Comes für schicklicher hielten, als Comitibus, in Comes verwandelte. Seinem Tauf-Nahmen Antonius setzte seine Mutter aus besondrer Devotion gegen die heilige Jungfrau noch den Nahmen Maria hinzu, und er schrieb sich Antonius Maria Majoragius. Als er anfieng Bücher zu schreiben, nannte er sich Marcus Antonius Majoragius. Darüber suchten ihm seine Feinde Verdrüßlichkeiten aufzuhalsen, er entschuldigte sich aber, daß in der alten lateinischen Sprache das Wort Maria nie vorkomme, er habe somit als ein guter Lateiner sich bewogen gesehen, solches in Marcus zu verwandeln, und weil er auch Antonius Marcus nirgends gefunden; so sey er dadurch gezwungen worden, das Marcus dem Antonius vorzusetzen. Janus Parrhasius hatte den nähmlichen Kizel, lieber einen Heydnischen als einen Christlichen Nahmen zu führen. Er hies eigentlich Johannes Paulus Parisius und schrieb sich Aulus Janus Parrhasius. Die Florentiner Tucellai, welche viele geist- und weltliche Würden bekleidet, und mit dem Hause Medices in Verwandschaft stunden, finden wir öfters unter dem Nahmen Oricellarius.

Dahingegen Phöbadius, der im vierten Jahrhundert Bischoff zu Agen in Gascogne war, seinen Nahmen von andern Gelehrten verstümmeln lassen muste. Der heilige Hieronymus heist ihn Föbadius, Sulpitius Severus nennt ihn Fegadius, und beym heiligen Ambrosius kommt er unter dem Nahmen Figadius vor.

§. 39.

Bey denen Nahmen der Geschichtschreiber hat man auch alle Vorsicht anzuwenden, weil man sonst leicht auf Rechnung des einen schreiben könnte, was einem andern gebührt. Unter denen neuen ist dieser Verstoß so leicht nicht zu fürchten und die vielen Gelehrten-Lexicons können uns leicht aus dem Irrthum helfen. Weil aber diese Hülfs-Mittel denen Alten fehlten; so hat sich schon Demetrius Magnus, der mit dem Cicero zu gleicher Zeit lebte, darüber gemacht, ein Verzeichnüß von homonymen Autorn zusammen zu tragen, dessen Diogenes Laertius und Plutarchus, wiewohl letzterer unter einem andern Nahmen, Erwähnung thun. Diesem hat im vorigen Jahrhundert Johann Moller nachgeahmt, und unzehlige Fehler von falschen Zueignungen gewisser Schriften an Autorn, welche mit dem wahren Verfasser

ser

ser nichts als den Nahmen gemein hatten, angezeigt. Will man aber einen Geschichtschreiber, zu Vermeidung aller Irrthümer, durch seine Eltern oder Anverwandte caracterisiren; so müssen diese entweder in der grossen Welt oder in der Gelehrten-Republick bekannt seyn. Ein andres ist, seine Eltern und Freunde in seiner Lebens-Beschreibung nahmhaft machen, ein andres ihn, durch solche caracterisiren. Caspar, der Bruder des Melchior, würde uns den Caspar schlecht bekannt machen, wenn der Melchior ein unbekanntes Subject wäre.

§. 40.

Ich wiederhohle nochmahlen, was ich schon einmahl gesagt habe, daß wir uns durch das Ansehen der Persohnen nicht blenden lassen, sondern so weit es thunlich auf die ersten Quellen hinein gehen sollen, wenn wir etwas mit Zuverläßigkeit behaupten wollen. Darinnen versehen es öfters die grösten Gelehrten, daß sie sich die Mühe nicht nehmen, diejenigen Geschichtschreiber nachzuschlagen, welche andre zu Zeugen der Wahrheit angeführt haben, wodurch sie nicht selten die Hinfälligkeit dieser Beweis-Stellen einzusehen, Gelegenheit finden würden. Zum Beweis, daß der König Alfonsus I. von Neapel ein keusches Leben geführt, wird sich auf den Panormitan berufen. Dieser sagt nichts, als

daß der König nie ein obscönes Wort von sich hören noch vor jemanden einen sonst bedeckten Theil seines Leibes sehen lassen. Ein unregelmäßiges Betragen ist aber nicht allezeit ohne Gränzen, und die Unverschämtheit dehnt sich nicht immer auf die Zunge und auf die Augen aus. Alfonsus hatte bey Lebzeiten seiner Gemahlin eine Beyschläferin, mit welcher er Kinder zeugte und um derentwillen er von seiner Gemahlin geschieden seyn wollte, wenn sich der Pabst nicht widersetzt hätte. Barth schreibt, Ovidius habe die Argonauten drey Jahre auf der Insel Lemnos verweilen lassen, und diß beweist er aus dem Vers:

tertia messis erat, cum tu dare vela coactus.

Wenn er auf den vorhergehenden Vers acht gehabt hätte:

hic tibi bisque æstas bisque cucurrit hiems;

so würde er bey zwey Jahren geblieben seyn. Den 3. Ernden machen so wenig 3. Jahre, als 3. Sontage 3. Wochen. Der Pater Noris sucht aus dem Strabo zu erweisen, die Berenice habe sich dem Archelaus selbst zur Gemahlin angeboten. Bey Nachschlagung der citirten Stelle wird man nichts weniger als dieses finden, ohnerachtet Dio keineswegs aber Strabo solches berichtet. Paul Pellison soll als ein Freygeist oder als ein Ketzer gestorben seyn und

die zum Beweiß angeführte Stellen besagen nichts, als daß er vor seinem Ende nimmer gebeichtet habe. Villeicht hat er sich nicht so kranck geglaubt als er würcklich gewesen und ist vom Tod übereilt worden. Denn ohnerachtet Riencourts Geschichte Ludwig XIV. nach der holländischen Ausgabe, so viel besaget, daß Pellison auf seinem Sterb-Bette weder an dem Sacrament der catholischen Kirche Theil nehmen, noch für einen Hugonotten gehalten seyn wollen; so ist doch diese ganze Stelle in der Pariser als der ächten Edition nicht zu finden.

§. 41.

Um aber der Spur der zum Beweiß angeführten Schriftstelle desto leichter folgen zu können, ist es nicht genug, daß man sich nur auf einen gleichzeitigen Schriftsteller berufet, sondern man muß auch zugleich den Tom, das Capitel, den Paragraphen oder die Seite des Buchs citiren, um den Leser nicht vorsetzlich zu ermüden oder den Verdacht auf sich zu laden, daß man falsch allegirt habe. Desto unschicklicher ist es zu schreiben: ein gewisser Autor habe dieses gesagt. Wenigstens kan man diesem Zeugniß keinen mehrern Glauben geben, als wenn man sich auf die gemeine Sage berufen hätte.

§. 42.

Vorzüglich hat man sich in acht zu nehmen,

daß

daß man nicht aus denen Worten eines Schriftstellers gefährliche Folgen ziehe, woran derselbe nie gedacht hat. Wenn man in diesem Fall die treffende Stelle redlich und unverfälscht anführt; so kan man zwar die Folgen bemerken, welche sich aus dieser Stelle ziehen liessen, man muß aber nicht gleich behaupten, daß der Autor, da er dieses geschrieben, das nähmliche dabey gedacht habe. Im Grund ist wohl so viel richtig, daß die Person nach ihren Lehrsätzen und nicht die Lehrsätze nach der Person beurtheilet werden sollten. Es kan uns aber doch bisweilen die allgemeine Menschenliebe veranlassen, das Gegentheil zu statuiren, und wenn wir die Person nach ihrer wahren Situation betrachten, die Lehrsätze nach dieser Lage der Person zu beurtheilen. Wenn dahero Arnobius in seinem wider das Heydenthum geschriebnen Buch offenbare Irrlehren mit einfliessen lässet; so muß man ihn dieserhalb nicht für einen Ketzer ausschreyen, weil er zu einer Zeit geschrieben, wo er von denen Lehrsätzen der Christlichen Religion noch nicht hinlänglich unterrichtet gewesen, und wenn man dagegen einwenden wollte, warum er von einer Sache die er nicht verstanden, geschrieben habe? so fällt alle Schuld auf die Bischöffe zurück, welche ihn nicht eher taufen wollten, bis er etwas wider die Heyden geschrieben hätte. Nun behauptet zwar Aristo-

teles

teles in seiner Metaphysik, es sey keine Folge, daß einer alles glaube, was er sagt oder schreibt. Da aber der Glaube ein unsichtbares Ding ist; so muß es sich auch jeder gefallen lassen, wenn er nach seinen Schriften beurtheilt wird, und mag er es sich selbst zuschreiben, daß er seine Meynung nicht deutlicher an den Tag gegeben hat. Dabey hat man auf den Sprach-Gebrauch die nöthige Ruckſicht zu nehmen, und die Verbindung des vorhergehenden mit dem nachfolgenden nicht zu vergessen. Wenn dahero Augustinus von sich schreibt: Crapula nonnunquam surrepit servo tuo; so muß man das Wort crapula nicht in dem strengen Verstand einer ausserordentlichen Berauschung nehmen, wie es die heutigen Critiker auszulegen pflegen, sondern man kan den niedrigsten Grad der Betrunkenheit darunter verstehen, besonders da er in denen nächst vorhergehenden Worten sagt: ebrietas longe est a me, welches einen offenbaren Widerspruch verrathen würde, der von diesem gelehrten Mann nich zu vermuthen ist. So läßt sich auch aus der Vertheidigung eines Autors gegen die Angriffe eines andern nicht allzeit auf seine wahre Meynung ein sicherer Schluß machen, weil man nicht gewis ist, ob derselbe nicht vieles in der Hitze geschrieben, was er bey einer andern Gelegenheit nicht gesagt haben würde. Auf gleiche Art werden aus

mancher

mancher Geschichte gute Folgen gezogen, welche andere nicht darinnen finden können. Homer erzehlt uns, die Andromache habe die Pferde ihres Hectors so gut besorgt, daß sie eher zu fressen und zu sauffen bekommen, als ihr Mann selbst. Dieses wird vom Tiraquell als ein Beyspiel einer rechtschaffenen Frau angeführt, die sich um ihr Haußwesen bekümmert. Ich würde mehr davon halten, wenn sie ihren Mann zuerst, und hernach seine Pferde besorgt hätte.

§. 43.

Am allerwenigsten soll man zu unbestimmten Erzehlungen gleich die Person hinzu dichten, welche der Autor zu nennen Bedenken getragen, weil man sich hierinnen leicht irren und unvermerkt eine Unwahrheit verbreiten oder gewisse Dinge auf Rechnung einer daran ganz unschuldigen Person schreiben kan. Plantius in dem Leben des Leib-Arzt Fernel berichtet in allgemeinen Ausdrücken, Fernel sey an den Hof berufen worden, um einer Dame von hohen Adel (mulieris nobilissimae) welche dem Dauphin sehr werth war (cui illa charissima erat) in einer gefährlichen Krankheit (calamitoso morbo) beyzustehen, und es sey ihm gelungen, sie beym Leben zu erhalten und gleichsam aus dem Schlund der Hölle wieder heraus zu reissen. Aus dieser Dame machen einige

nige die Catharina von Medices und glauben Heinrich II. habe noch als Cron-Erbe den D. Fernel an den Hof rufen lassen, um der Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin abzuhelfen. Ich finde aber nichts, was uns zu diesen Gedanken berechtigen könnte, es müsten denn die Worte seyn: Henrico Regi designato charissima erat. Alles übrige hat keinen Bezug auf die Heilung einer Unfruchtbarkeit, und der Ausdruck mulier nobilissima ist viel zu niedrig für eine französische Dauphine. Gleichwohlen scheint das charissima auf niemand als auf die Gemahlin zu passen. Wenigstens sollte es so seyn. Alleine eben deswegen, weil Plautius den Nahmen der Kranken verschwiegen, kommt man auf die gegründete Vermuthung, daß der Dauphin ausser seiner Gemahlin noch eine Allerliebste gehabt habe, welches man damahls noch nicht öffentlich sagen wollen. Vielleicht hätte man sich in der Folge weniger Bedenken gemachet, sie Diana von Poitiers oder nachmahls Herzogin von Valentinois zu nennen. Der Herzog von Guise war nach dem Tod Heinrich II. in die Herzogin von Valentinois verliebt, und man glaubte, er würde sie heurathen. Der Admiral Coligni lies sich einstmahlen gegen den Herzog im Ballen-Spielen heraus: es wundre ihn, daß ein kluger Herr von so fürtreflichen Eigenschaften sich

entschlüssen könnte, eine Hure zu heurathen. Daß diß dem Herzog schwehr aufgefallen, ist leicht zu erachten, daß aber diese Rede, wie einige wollen, die Pariser Blut-Hochzeit veranlasset, weil der Herzog von Guise gesprochen, die Sache sey weiter getrieben worden, als anfänglich die Meynung war, indeme alles nur auf den Admiral gemünzt gewesen wäre, ist ein offenbarer Irrthum. Man vermengt den Vater mit dem Sohn. Jener war in die Herzogin von Valentinois verliebt, er war aber zur Zeit der Bartholomäus Nacht schon 9. Jahre tod.

§. 44.

Einen gemeinen Fehler finden wir in denen neuen Geschichten, wo sich die Schriftsteller allzu unbestimmter Ausdrücke in Ansehung der Zeit, worinnen sich eine Geschichte zugetragen, bedienen. Sie setzen z. E. vor 10. Jahren, in diesem Jahr, jetzo und dergleichen. Wenn man wissen will, welches Jahr sie darunter verstehen; so muß man auf die erste Edition mühsam zurück gehen, und wenn man auch diese in der Hand hat; so ist man doch noch nicht sicher, weil zwischen dem Jahr wo etwas geschrieben wird, und dem Jahr wo es die Presse verläst, öfters ein weiter Zeitraum verlaufen kan. Ein genauer und ordentlicher Geschichtschreiber wird diesen Fehler niemahlen begehen, sondern bey seiner

Erzehlung jedesmahlen das Jahr, wo die Sache geschehen, deutlich bemerken, wenn es auch das nähmliche Jahr wäre, in welchem er diese Stelle aufzeichnet. Es ist schon verdrüßlich genug, daß die gedruckten Briefe der Gelehrten meist falsch datirt sind, woraus öfters erhebliche Widersprüche in die Historie sich einschleichen.

Wenn man aber von dem Leben eines berühmten Mannes spricht; so sollte man nie sagen, er habe in diesem oder jenem Jahr gelebt, wenn man nicht zugleich zeigen kan, in welchem Alter oder in welchen Umständen er in diesem Jahr gelebt habe, und ist es dahero eine sehr unbestimmte Erzehlung des Plinius, wenn er schreibt, der Mahler Zeuxis habe im 4ten Jahr der 95sten Olympiade gelebt. Ist er in diesem Jahr geboren? oder hat er darinnen angefangen berühmt zu werden? oder ist er darinnen gestorben?

§. 45.

In dem Leben grosser Männer ist man begierig den Ort und den Tag ihrer Geburt und ihres Todes zu wissen, auch ihre Eltern kennen zu lernen. Diß ist besonders bey denen Alten oft grossen Schwürigkeiten ausgesetzt. Beym Suetonius sehen wir uns in diesem Stück mehrentheils verlassen, und Dionyßius von Halicarnaß beschwehrt sich schon über den Deme-

trius, den Callimachus und andre Grammatiker von Pergamus, daß sie in der Lebens-Beschreibung des Dinarchus diese Umstände übergangen haben. Indessen muß sich doch der Geschichtschreiber keine Mühe verdrüssen lassen, so weit es möglich, auf den Grund zu kommen, um seine Leser hierunter zu frieden zu stellen. Wenn der Geburts-Ort ein schlechtes Dorf oder ein unbedeutendes Städtlein gewesen; so hält es ungemein schwer, sichere Nachrichten davon zu erlangen. Dazu kommt noch hauptsächlich, daß sich einige dieser Dunkelheit zu ihrem Nutzen bedienen, und bisweilen verschiedene Orte sich die Ehre zueignen wollen, einen dergleichen grossen Mann herfürgebracht zu haben, in der schmeichelhaften Hoffnung, daß bey der vorliegenden Unsicherheit niemand sie zu widerlegen im Stande seyn werde, und daraus sind die vielen leeren Streitigkeiten über das Vaterland des Homers entstanden. Nicolas ein berühmter Arzt von Ferrara, schrieb sich bisweilen Vicentinus, und daraus schlossen viele, er sey zu Vicenz geboren. Sein wahrer Geburts-Ort hies aber Lunigo im Vicentinischen, lateinisch Leonicum, weshalben er auch gemeiniglich Nicolaus Leonicenus genennt wird.

Ist aber ein grosser Mann von geringen Eltern erzeugt worden; so suchen die meisten ihre Abstammung möglichst zu verheimlichen, und bey man-

manchem sollte man fast glauben, er habe weder einen Vater noch einen Groß-Vater gehabt, ohnerachtet es würcklich ihre Ehre erhöhet, wenn sie aus einem niedrigen Hause entsprossen sind, und ohne einen Vorzug der Geburt sich blos durch ihre eigne Verdienste empor geschwungen haben. Isaack von Benserade, einer von denen grossen Geistern des 17ten Jahrhunderts, verschwieg seinen Vater bey allen Vorkommenheiten sorgfältig, und bis diese Stunde weis man nicht, wer seine Eltern gewesen. Dagegen macht er sich mit seinen Voreltern groß, davon einer Cammerherr in Frankreich und ein anderer Castellan in Mäyland war. Vermuthlich ist seine Familie in Verfall gekommen, und er schämte sich der nächsten Ursache seines Daseyns, weil sie in der Dunkelheit lebten. Eine gegenseitige Gesinnung äusserte der berühmte Astronom Christian Logomontanus in Dännemark. Er war eines armen Handwerksmanns Sohn. Er suchte aber durch seinen Nahmen auch den Nahmen seines in der Dunkelheit verstorbenen Vaters zu verewigen, und setzte auf den Titel seiner Bücher: Christianus Longomontanus, Severini filius; und Agathockles lies, nachdeme er zur königlichen Würde gelangte, neben dem silbernen, auch irdenes Tafel-Geschirr täglich auftragen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß er eines Töpfers Sohn sey. Es machen sich

aber auch die Geschichtschreiber bisweilen kein Bedenken, die Ahnen grosser Herren und anderer in hohen Würden stehender Persohnen, wider die offenbare Notorität auf viele Jahrhunderte hinaus zu bestimmen. Jacob Muzzo Attendolo war der Stammvater des berühmten italiänischen Geschlechts der Sforza. Es mag nun seyn oder nicht seyn, daß er eines Bauern Sohn gewesen; so ist doch so viel richtig, daß er von geringen Eltern erzeugt war und erst im Krieg sein Glück machte. Es fanden sich aber gleich Leuthe, und besonders Sansovino, welche ihn aus einem alten venetianischen Geschlecht abstammen liessen, und es scheint, daß er damit wohl zufrieden war, weil diese Genealogisten bey ihm ihr Glück machten. Vespanius hingegen, der eines Zöllners Sohn war, lachte darüber, daß man seine Genealogie von einem Gefährten des Hercules, dessen Monument noch in einer Strasse von Rom zu sehen war, herleitete. Nur von der zu Nürnberg und Augspurg noch blühenden Welserischen Familie haben wir einen Stammbaum des Cardinals Stephanus Colonna, welcher dieses Geschlecht vom Belisarius, dem berühmten Feldherrn des Kaysers Justinians herführet, und vom Jahr 545. seinen Anfang nimmt. Er ist auf Befehl Kaysers Ludwig IV. entworfen

fen, und alle Beweise sind aus Acten und Urkunden erhohlt worden, welches Vorzuges sich wenig adeliche Häuser anrühmen können. Es ist aber auch meist ihre Schuld, weil ihre Vorfahren sich um die Geschichte ihres Geschlechts und die Ahnen-Probe ihrer Eltern nicht bekümmert oder wenigstens nichts davon aufgeschrieben haben.

In den fabelhaften Zeiten trug man kein Bedenken, grosse Herren von denen Göttern abstammen zu lassen, und diese Mode wurde so allgemein, daß bald dieser, bald jener der Sohn eines Gottes seyn muste. Die Olympias rühmte sich, Jupiter habe ihr in der Gestalt einer Schlange beygewohnt und den Alexander gezeuget. Als sich aber dieser damit groß gemachet, und sich selbst einen Sohn des Jupiters genennet; hat sie darüber gescherzt und ihm geschrieben, er möchte damit zuruck halten, und die Juno, welche ihr leicht schaden könne, nicht eifersüchtig machen. Auf gleiche Art haben die Messinienser vorgegeben, ihr Aristomenes sey von einem gewissen Gott, der sich in eine Schlange verwandelt, erzeugt worden, welches auch die Sicyonier von ihrem Aristodamus und die Römer von ihrem Scipio behauptet haben. Der Kayser Galerius, der eines Bauern Sohn war, und mit einer hohen Abstammung von väterlicher Seite nicht aufkommen konnte,

 wollte

wollte dieses Verdienst auf seine Mutter wälzen, unter der Vorbildung, sie habe ihn mit einem Drachen, dessen Figur eine Gottheit angenommen, erzeuget. Sueton erzehlt aus einem Buch des Asclepias Mendes: die Atia sey um Mitternacht in den Tempel des Apollo zu einem grossen Fest gekommen, und weil alle Weiber geschlafen; so sey sie in ihrer Senfte auch eingeschlummert, worauf ein Drache schleunigst über sie hergefallen, und als sie erwachet, habe sie geglaubt, ihr Gemahl habe ihr beygewohnt. Sie habe aber sogleich an ihrem Leib einen Flecken, der einem gemahlten Drachen ähnlich gewesen, wahrgenommen, und von dieser Stunde an sich der öffentlichen Bäder enthalten, damit niemand ihren blossen Leib sehen möge. Aus diesem Beyschlaf sey der Kayser Augustus erzeugt worden. Alle diese Erzehlungen fielen bald nach ihrer Entstehung in die Federn der Poeten, oder, wenn man es anders haben will, sie hatten denen Poeten ihre Entstehung zu danken, und die Schmeicheley wuste zu Gunsten bald dieser, bald jener neue Copien davon zu zeichnen.

In denen neuern Zeiten, wo es nicht mehr angieng, die Götter zu Vätern grosser Herren zu machen, fielen manche auf den Gedanken, wenigstens etwas Uebernatürliches in ihre Genealogien einzuflechten, und dadurch ihrem Geschlecht ein besonders Ansehen zu geben. Der Marschall

schall von Bassombiere versichert in seinen Denkwürdigkeiten, seine Stamm-Mutter habe mit einem Geist zu schaffen gehabt, und aus diesem Beyschlaf sey seine Familie entstanden. Nach meinem Bedünken hätte er von einem alten Edelmann mehr Ehre, als von einem Geist gehabt, und die Nachkommen des Romulus mochten sich immer etwas darauf zu guten thun, daß Mars ihr Stamm-Vater gewesen. Die Vernünftigen waren doch bey sich überzeugt, daß einem römischen Officier oder gar einem gemeinen Soldaten die Ehre zu Theil worden, einer Priesterin der Vesta zu gefallen, und dadurch des Stifters des römischen Colossus Vater zu werden.

Auf der andern Seite haben sich wieder verschiedene Leuthe ein Verdienst daraus gemacht, die Abstammung gewisser in die Höhe gestiegner Personen, der Wahrheit entgegen, zu erniedrigen. Man darf dahero nicht gleich jedem fliegenden Blat in diesem Stuck Glauben beymessen, sondern es ist wohl der Mühe werth, auch öfters der Ehre dieser und anderer Personen daran gelegen, glaubwürdige Schriftsteller hierunter zu Rath zu ziehen, ehe man dergleichen falsche Nachrichten abschreibet und sie für Wahrheiten anzubringen suchet. Wie weit man in Frankreich die Cardinäle Pelleve und Mazarin, nebst dem Connetable von Luynes heruntergesetzt, ist bekannt.

kannt. Brantome giebt die Maria Touche, Maitresse des Königs Carl IX. in Frankreich, für eine Apothekers-Tochter aus, und Papyrius Masso sagt, ihr Vater sey ein Parfümeur gewesen. Laboureur hingegen zeiget ihre bessere Herkunft mit Gründen. Ihr Vater war ein Rath des Königs, und Lieutenant der Balley und des Präsidial-Sitzes zu Orleans, ihr Großvater war ein angesehener Burger zu Orleans, ihr Urgroßvater Rath und Advocat daselbst, und dessen Vater ein Kaufmann zu Parthai im Lande Beausse. Aus der Madam Valiere machte man eine gemeine Bürgers Tochter von Tours, gleichwohlen war sie mit dem Geschlecht von Beauvau-Le-Rivau, einer der vornehmsten Familien dieser Provinz, nahe verwandt, und schon unter Heinrich III. vermählte sich ein Herr von Valiere mit einer Hof-Dame seiner Gemahlin, welches nicht hätte geschehen können, wenn er nicht von gutem Adel gewesen wäre.

§. 46.

Hiernächst bringen es die Pflichten eines ordentlichen Geschichtschreibers mit sich, daß er keinen Umstand, der einen Bezug auf das Vergangene oder auf das Zukünftige hat, überspringe, und den Leser dadurch nicht in die verdrüßliche Nothwendigkeit setze, die zerrißne Kette durch

Vernunftschlüsse erst wieder zusammenzuhängen. Es ist ganz natürlich, daß man eine wieder eroberte Vestung vorhero verloren haben müsse. Es wäre aber doch ein Fehler, wenn man schreiben wollte, die Spanier oder Franzosen hätten sich dieser oder jener Vestung wieder bemächtiget, dafern aus dem vorhergehenden nicht abzusehen, wenn oder wie nach sie derselben entsetzt worden. Aventinus schreibt, der Bischoff Virgilius zu Salzburg sey vom Erzbischoff Bonifacius zu Maynz beym Pabst angeklagt worden, daß er Gegenfüßler glaube, weshalben ihn der Pabst Zacharias seines Priesterthums entsetzt und ihn nach Rom geladen habe, sich dort zu verantworten. Weitere Umstände verschweigt der Geschichtschreiber, und läst uns über den Ausgang dieses kindischen Processes in Ungewisheit. Blancus versichert zwar in seiner Bayerischen Historie, die beyden heiligen Männer Bonifacius und Virgilius hätten sich durch die kluge Vermittlung des Pabsts und des Herzogs Ottilo von Bayern wieder mit einander vereinigt, nachdeme sie die Urheber dieser Verleumdung an den Tag gebracht hätten. Blancus ist aber der Mann nicht, der hier vollen Glauben verdienet. Er giebt öfters eine Sache für richtig aus, die er nur vermuthet hat, wie es mehrere zu machen pflegen. Indessen erhellet aus der Erzehlung des Aventins, daß Virgilius um diese Zeit noch nicht Bischoff gewesen,

wesen, und da er in der Folge noch zu dieser Würde gelanget; so läßt sich daraus schlüssen, daß diese Sache am Ende noch zu seinen Gunsten ausgeschlagen.

§. 47.

Vorzüglich hat sich ein Geschichtschreiber zu hüten, nicht allen fliegenden Gerüchten von gewissen, hohen oder niedern Personen nachtheiligen Umständen, Glauben beyzumessen und sie ungeprüft in das Publicum zu verbreiten. Das Publicum verdient schon an und vor sich Respect und Hochachtung und will nicht mit Lügen unterhalten seyn, und die Beleidigung der Ehre eines jeden Privat-Manns ist ein Verbrechen, welchem die Gesetze mit denen empfindlichsten Strafen begegnen. Sollte sich aber ein Schriftsteller aus Uebereilung haben hinreissen lassen, eine dergleichen falsche Nachricht zu debitiren; so gereichet es ihm mehr zur Ehre als zur Schande, ist auch seine Schuldigkeit, solche öffentlich zu widerrufen, und seinen Irrthum zu bekennen, so bald er davon überzeugt ist. Der Pater Bouhours versichert in einem seiner Briefe vom Jahr 1668. Blaise Pascal habe vor seinem Ende den Jansenismus abgeschworen, und beruft sich auf das Zeugnüß des Geistlichen, der ihm im sterben beygestanden. Da er aber in der Folge von dem Gegentheil überführt worden; so hat er sein Vorgeben zwar nicht ausdrücklich widerrufen,

gleich-

gleichwohlen aber, da er diesen Brief in seine kleine Werke 1684. eindrucken lassen, die Stelle von der Abschwörung ausgestrichen. In denen Menagianen steht, der Parlaments-Rath Peiresc habe dem Gassendi 100. Bände von seinen Büchern vermacht, welche dieser in der Güte nicht heraus bringen können, sondern sich gezwungen gesehen habe, seinen Sohn dieserhalb gerichtlich zu belangen. Da aber Gassendi in dem Leben des Peiresc versichert, daß er nie eine Frau oder ein Kind gehabt; so war es billig, daß dieser Fehler in der 2ten Ausgabe der Menagianen verbessert worden. Erasmus schrieb ohne Scheu, Luther habe wenig Tage nach seiner Hochzeit taufen lassen. Er erfuhr aber kaum die Falschheit dieser Geschichte, als er am 13 Merz 1526. sein Unrecht bekannte, und die Niederkunft der Catharina für ein leeres Gerücht erklärte. Hält der Geschichtschreiber gewisse Umstände selbst für fabelhaft; so kan er sie zwar anführen, er muß aber nur in keinem entscheidenden Ton reden, sondern sich allenfalls mit einem man sagt, dieser oder jener sagt, zu verwahren suchen. Setzt aber ein Scribent das Wort villeicht zu seiner Erzehlung; so ist es ohnehin kein Beweiß, daß er selbst an der Sache gezweifelt habe. Nur muß man die Würkung dieses villeicht nicht zu weit ausdehnen. Wenn Martial schreibt:

Sic *forsan* tener ausus est Catullus
magno mittere passerem Maroni;

so läst sich wohl dieses forsan auf die Hauptsache ziehen, keinesweges aber mit dem Scaliger daraus vermuthen, daß Martial daran gezweifelt habe, ob Virgil und Catull zu gleicher Zeit gelebt hätten. Vielmehr scheint mir dieses Epigramm die Contemporanität beyder Dichter vollkommen zu erweisen.

§. 48.

Es giebt auch gewisse Dinge in der Welt, wo es besser ist, wenn ein Geschichtschreiber davon schweigt, als wenn er sie kund machet, daferne sie auch auf einer untrüglichen Gewisheit beruheten. Wenn man uns die Gottlosigkeiten und Bubenstücke eines Ajax beschreibt; so sollte man die für viele gefährliche Nachricht mit Stillschweigen übergehen, daß ihm in seinem ganzen Leben nichts widriges begegnet, und daß er in einem glücklichen Alter gestorben ist, oder wenn man diese letzten Umstände berühren wollte; so sollte man seiner Bosheiten nicht erwähnen. Eben so gefährlich scheint mir die Geschichte von grossen Damen, welche ihre Jugend in der unmäßigsten Ausgelassenheit und Unkeuschheit zugebracht, in ihrem Alter hingegen sich der Andacht gewidmet und dadurch sich noch das Lob frommer und tugendhafter Frauen erworben haben oder gar canonisirt worden. Diß kan vielen die Hoffnung machen, daß ihnen noch ein guter Nahme ohne Flecken zu theil werden müsse,

se, wenn sie gleich in der äussersten Unordnung leben, daferne sie nur im Alter, so bald sie häßlich werden, den äusserlichen Schein der Andacht annehmen. Ja wenn wir auf das böse Exempel und die schlimme Folgen, so andere junge Frauenzimmer daraus ziehen, Rucksicht nehmen; so sollte man fast sagen, es wäre besser, daß diese Buhlschwestern ihr schändliches Leben fortgesetzt und mit ihrer schlechten Renommee gestorben wären, als daß sie sich durch ihr häufiges Communiciren und durch ihre affectirte Ergebenheit gegen die Kirchen und Clöster das Lob der Tugend und Frömmigkeit erworben haben. Wenn in jedem Jahrhundert nur eine solche unzüchtige Frau in ihrem Alter fromm würde; so dürfte dieses den Geist der Sicherheit bey andern nicht so sehr anflammen. Wenn aber die Anzahl dieser Magdalenen groß ist; so wird dadurch der Saame der Verwegenheit und des guten Zutrauens zu sich selbst dergestalt ausgestreuet, daß man mit Recht sagen kan, diese alte Betschwestern seyen wider ihre eigne Absicht die stärksten Säulen des Venus-Tempels, ohnerachtet sie sich selbst daraus zuruck gezogen haben. Freylich sagt das Evangelium, die Engel im Himmel würden grössere Freude haben über einen Sünder der Busse thut, als über 99. Gerechte, so der Busse nicht bedürfen, und bey der Zuruckkunft des verlornen

Sohns

Sohns wird das Vergnügen des Vaters und seines ganzen Hauses ausserordentlich geschildert. Diese Verheissungen sind aber nur denen Bußfertigen zum Trost geschrieben, in Rücksicht auf andere hingegen bleibt das Exempel immer gefährlich, und bey denen wenigsten werden diese biblische Stellen in der Jugend den kräftigen Eindruck machen, welchen die bösen lebendigen Beyspiele an die Hand geben.

§. 49.

Das Stillschweigen eines sonst seiner Glaubwürdigkeit halber berühmten Geschichtschreibers von besondern merkwürdigen Umständen ist keiner der geringsten Bewegungs-Gründe, die Wahrheit einer Geschichte in Zweifel zu ziehen, und dieser von einer Verneinung hergeholte Beweiß verdient in gewissen Fällen alle Aufmerksamkeit. Besonders ist von einem National-Schriftsteller nie zu vermuthen, daß er Begebenheiten von einiger Wichtigkeit verschwiegen haben werde, und daher kan ich dem Tacitus nicht glauben, daß der Land-Pfleger Felix, während der Zeit als er in Judäa commandirte, die Drusilla, eine Enkelin des Antonius und der Cleopatra, zum Weibe gehabt habe, weil Josephus davon nichts gedenkt, vielmehr dieses meldet, daß er gleich nach seiner Ankunft in Judäa eine andere Drusilla, die Schwester Agrippa II. geheurathet.

rathet. Hätte er aber wohl dieses thun können, wenn er schon mit einer so nahen Baaße des Kaysers verehliget gewesen wäre? wenigstens müste er vorhero die erste verstossen haben, und diesen Umstand hätte gewis Josephus nicht verschwiegen, weil er dabey Gelegenheit gefunden hätte, den ohnehin verabscheuten Felix noch verhaßter zu machen, da er sich von seinem ersten Weibe geschieden, um die andre ihrem Mann zu entreissen. Es giebt zwar gewisse Umstände, wo sich gleichzeitige Geschichtschreiber ein Bedenken machen müssen, solche in das Publicum zu verbreiten, wenn sie sich nicht der Ungnade oder wohl gar der Rache ihres Fürsten, seiner Minister oder seiner Anverwandten muthwillig aussetzen wollen. Wenn die Geschichte von dieser Art sind; so kan man aus dem Stillschweigen eines Contemporaneus auf die Falschheit derselben noch keinen sichern Schluß machen, vielmehr ist es in diesem Fall an einem Geschichtschreiber eher zu loben, wenn er ganz schweigt, als wenn er die wahren Begebenheiten, um dieser bedenklichen Rücksichten willen, mit untermischten Erdichtungen verunreiniget. Wollte aber ein Geschichtschreiber Haupt-Umstände, welche alle Menschen wissen und die niemand ein Geheimnüß sind, ohne zu besorgende Gefahr und lediglich zu Schonung seines Helden verschweigen; so wäre dieses ein unverzeyhlicher Fehler.

§. 50.

Gesetzt auch, daß es schmutzige Handlungen wären, welche man nicht gerne vor das Publicum erzehlet; so erfordern es jedoch die Pflichten eines getreuen Geschichtschreibers, daß er sich über diese Bedenklichkeiten hinaussetzet, sonderheitlich, wenn schon andere vor ihm das nähmliche geschrieben haben, massen sich nicht leicht eine weitläuftige Historie schreiben lässet, ohne infame und verabscheuungswürdige Handlungen der Menschen mit aufzuzeichnen. In diesem Fall hat ein Autor kein Recht mehr zu schonen, sondern er muß die Wahrheit schreiben, und sich über Dinge, welche die Leser eben so leicht bey einem andern finden können, keinen kindischen Scrupel machen. Wenn jemand eine Historie des Diogenes schreiben wollte; so erforderte es seine Pflicht, auch alle Obscönitäten mit anzuzeigen, welche einen wesentlichen Einfluß auf seine Grundsätze hatten, soferne er die Beweise hiezu in ältern gleichzeitigen Schriftstellern finden kan, dahingegen neue Zusätze, welche zu Auszierung seiner Lebens-Geschichte dazu gedichtet worden, unbedenklich mit Stillschweigen übergangen werden können. Denn daß er einstmahlen auf öffentlicher Strasse ein Weibsbild im Arm gehabt, und auf Befragen, was er hier mache? geantwortet haben solle: ich pflanze Menschen, ist in keinem Alten zu lesen und kan

dahero, ohne die Gesetze der Historie zu beleidigen, immer verschwiegen bleiben. Als die Mayländer wider die Catharina Sforza rebellirten, und sich des Schlosses Arimini bemächtiget hatten, suchte sie die Herzogin auf andere Wege zu leiten, und gab ihnen während der Unterhandlung ihre Kinder zu Geiseln. Gleich darauf drohte sie, denenjenigen, welche diesen Aufruhr erregt hatten, die Köpfe abschlagen zu lassen, und da man sie dadurch zu schröcken suchte, daß man ihre Kinder auch umbringen würde, hob sie ihr Hemd auf und zeigte ihren bloßen Bauch, mit denen Worten: Hier ist noch das Model, worein wieder andere geformt werden können. Verschiedene Geschichtschreiber suchten diese Begebenheit zu unterdrücken oder sie wenigstens in einem andern Lichte vorzustellen. Bey dergleichen Gelegenheiten läßt sich aber nicht heucheln, und die Gerechtigkeit der Sache erfordert es, tadelnswürdige Sachen als tadelnswürdig vorzustellen, und diß hiesse die Nachwelt betrügen, wenn man ihnen das Böse in der Aufführung der Menschen vorenthalten oder solches zum Nachtheil der Wahrheit verkleinern wollte Ein anders ist die Historie, ein anders sind Gesellschafts-Gespräche. In letztern würde manches einer erbaren Frau schwehr auffallen, was sie an ihrem Putz-Tisch in einem Buch, ohne darüber zu erröthen, mit Vergnügen liest. Zudeme

hängt es von eines jeden Wilkühr ab, ob er dieses oder jenes Buch lesen will oder nicht, in einer Gesellschaft hingegen muß jeder anhören, was einem Zotenreißer vorzubringen beliebt.

Muretus, Tillemont und andere rechnen es dem Sueton zum Verbrechen an, daß er die lasciven Handlungen einiger römischer Kayser z. E. des Tiberius, des Nero, des Caligula ꝛc. so unumwunden beschrieben, und sind der Meynung, daß er in diesem Stuck so frech und infam gehandelt habe, als diese Prinzen, deren Leben er aufgezeichnet. Da Plinius dem Sueton das Zeugnüß giebt, daß er nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein tugendhafter und wohl gesitteter Mann gewesen; so fällt wohl die letzte Beschuldigung beyseite. Uebrigens zeugt auch sein Vortrag nicht von Frechheit und Unverschämtheit, sondern von Aufrichtigkeit und Redlichkeit, dann von seiner Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines Geschichtschreibers erfordere, alles, was er von seinem Gegenstand entdecken kan, frey und treulich zu erzehlen, und wenn man nicht aus andern Umständen den Caracter eines Autors besser kennt; so müssen wir allezeit das Urtheil fällen, daß er nicht zu seinem Vergnügen und Belustigung, sondern aus einem Antrieb seines aufrichtigen Naturells dergleichen Dinge aufgeschrieben habe. Es läßt sich auch dabey vermuthen, daß seine Absicht dahin

hin gegangen sey, das Laster so arg zu züchtigen, als es einem Geschichtschreiber möglich ist, und das Andenken dieser Ungeheuer von Menschen zu brandmarken und sie in dieser Gestalt, mit aller wohl verdienten Vermaledeyung beladen, denen künftigen Jahrhunderten vorzustellen und denen nachfolgenden Regenten für dergleichen Brutalitäten einen Abscheu zu machen. Es ist auch unwidersprechlich, daß Suetonius und Lampridius mehr Eindruck von denen Abscheulichkeiten ihrer Prinzen in denen Herzen der Leser machen, als die klügsten und ernsthaftesten Historienschreiber. Dergleichen Stellen machen oft den grösten Theil von dem Leben dieser Kayser aus und, warum soll man lieber nichts als die Wahrheit sagen? da die Bibel selbst unter unzehligen heiligen Exempeln und Anweisungen, doch die anstößige Geschichte der Thamar, der Tochter des Loth, des Davids, und der Batseba und anderer mit Stillschweigen nicht übergehet. Dergleichen Unsauberkeiten und Grausamkeiten, als uns Sueton beschreibt, können dazu dienen, daß die gegenseitige Tugenden in der Zukunft desto mehr geliebt und ausgeübt werden, wie denn die Lacedämonier, um ihren Kindern die Trunkenheit desto verhaßter zu machen, ihre Sclaven bisweilen berauschen und ihnen solche in dieser Situation zur Belustigung auftreten liessen.

Dabey bleibt es aber allezeit räthlich, bey dergleichen Erzehlungen die Redensarten in so weit zu mäßigen, als es, ohne der Geschichte Eintrag zu thun, oder den Vortrag unverständlich zu machen, geschehen kan. Obschon auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß durch eine übertriebne Zärtlichkeit dem Laster eine Schminke aufgelegt wird, unter welcher solches nicht so abscheulich hervorsticht, als wenn man es bey seinem rechten Nahmen genennt, und dadurch von der Abscheulichkeit desselben eine desto stärkern Eindruck zu machen gesucht hätte.

Diejenigen, so die Geschichte einer heidnischen oder christlichen Secte, welche offenbare Unreinigkeiten in ihre Lehrsätze vermischt hat, beschreiben wollen, sehen sich in einer unvermeidlichen Nothwendigkeit, diese angenommene und ausgebreitete Meynungen derselben getreulich zu erzehlen, und die mit der grösten Vorsichtigkeit hiezu ausgesuchten Worte können die obscönen und abscheulichen Gegenstände nicht rein und untadelich machen. Dů Moulin ereifert sich gegen die Legende, daß sie kein Geheimnüß daraus macht, wie die heil. Maria aus Egypten, denen Schiffern statt der Fahrt-Kosten ihren Leib angeboten, und diese Fracht damit abverdient habe. Er glaubt, es käme eben so heraus, als wenn man die Absicht hätte, die Heiligen lächerlich zu machen. Wenn er aber erwogen hätte,

daß

daß diese Erzehlung sich noch auf die Zeiten vor ihrer Bekehrung beziehet, und daß es eine desto grössere göttliche Gnade gewesen, eine so offenbare Sünderin wieder auf den rechten Weg zu leiten; so würde er sich über diese vorgetragene historische Wahrheit, wenn anders die Geschichte wahr ist, nicht entrüstet haben.

Die Stoicker, welche aus der Moral ihr Haupt-Studium machten, waren die einzigen, welche die Unsauberkeiten der Cynicker billigten, und diß dient uns zu einem abermahligen Beweiß, daß der Mensch ein höheres Licht der Offenbahrung nöthig hatte, um die Fehler der aus der Philosophie alleine herfür leuchtenden Wahrheiten zu ersetzen, und den Paulinischen Ausspruch zu rechtfertigen: da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden.

§. 51.

Ist das Object einer Historie von keiner gefährlichen Bedeutung, oder es sind die Zeiten vergangen, welche der Gemeinmachung einer Geschichte Furcht und Schrecken entgegen setzten, oder der Autor hat seinen Aufenthalt in fernen und sichern Landen, wo er keine Rache zu besorgen hat, und gleichwohlen nach seiner Lage sich im Stande befindet, eine wahre Historie zu schreiben; so wird sein Stillschweigen schon bedenklicher, und wenn andere lange nach ihm oder denen die Hülfs-Mittel

Wahrheit zu schrieben nicht so wie ihm zu statten gekommen, besondere Umstände erzehlen, die er übergangen hat; so wird ihre Geschichte dadurch verdächtig, und bisweilen steigt dieser Argwohn so hoch, daß man sie ohne Anstand für falsch erklären kan. Vor dem 11ten Jahrhundert finden wir nichts von einer Päbstin Johanna, welche im 9ten regiert haben soll. Dem Marianus Scotus, welcher in jenem Seculum gelebt hat, wird die erste Erfindung davon zugeschrieben, wiewohl sie einige auf Rechnung des Sigberts stellen, welcher im Jahr 1113 gestorben ist, und bey allen dem finden sich Exemplarien des Marianus und Sigberts, worinnen nichts von dieser Päbstin vorkommt, wovon die Ursache vorhin angegeben worden. Anastasius der Bibliothekar hingegen, welcher um und kurz nach dieser Zeit gelebt hat, schweigt auch davon und schreibt ausdrücklich: gleich (mox) nach des Pabst Leo IV. Ableben sey der Pabst Benedikt III. erwählt, und sein Wahl-Decret an die Kaysere Lotharius und Ludwig geschickt worden. Da nun die Päbstin Johanna zwischen denen Päbsten Leo IV. und Benedikt III. auf dem Stuhl zu Rom gesessen seyn soll; so erhellet deutlich, daß dieses nicht seyn könne, weil Benedikt gleich nach dem Tode des Leo erwählt worden, und von diesem Contemporaneus keiner andern Person, welche zwischen diesen Päbsten regiert hätte, Meldung

dung geschiehet. Ja wenn man auch annehmen wollte, daß sie nur eine kurze Zeit regiert hätte, obschon die meisten sie zwey Jahre regieren lassen; so stehet doch die Gesandschaft an den Kayser Lothar entgegen, welcher schon am 29sten September 855. mithin nur 74. Tage nach dem Pabst Leo gestorben ist. Dieses Stillschweigen des Anastasius würket also eine sichere Ueberzeugung bey uns, daß die ganze Historiette von der Päbstin Johanna eine Fabel sey; sonderheitlich da 200. ganzer Jahre nach ihr verflossen, ehe noch ein Buchstabe von dieser Geschichte ins Publicum gekommen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß sich in einige Exemplarien des Anastasius dieses Mährlein mit eingeschlichen, es ist aber von andern schon sonnenklar bewiesen, daß dieses ein Zusatz aus einem neuen Scribenten sey, und Blondel, welcher in der Königlichen Büchersammlung zu Paris ein Manuscript von Anastasius gefunden, welches die Historie dieser Päbstin enthalten, versichert uns, daß sie fast mit denen eignen Worten des Martinus Polonus beschrieben sey, welcher bey 400. Jahre nach dem Anastasius gelebt hat, und ohnerachtet sich sonst einige Unrichtigkeiten in dem Anastasius finden; so hat doch dieses nur auf solche Begebenheiten einen Bezug, welche er von andern abgeschrieben, aber nicht auf diejenigen welche unter seinen Augen vorgegangen sind, und was das

meiste ist; so stehet in der untergeschobenen Stelle des Anastasius, bey der Historie der Päbstin, man sagt, welcher Ausdruck einem gleichzeitigen Schriftsteller, der um jene Zeit zu Rom gelebt, gar nicht zu verzeyhen wäre und niemahlen vermuthet werden kan. Die Leipziger Acta Eruditorum vom Jahr 1686. enthalten eine abgekürzte Lebens-Beschreibung des Rabbi Abrabanel wo sie von Jahren zu Jahren seine Geschichte verfolgen. Sie sagen aber so wenig, als der Pater Bartolocci in der Historie der verschiedenen Abentheuer dieses Rabbinen, nur ein Wort davon, daß er Professor zu Padua gewesen sey. Die Uebergehung dieses merkmürdigen Umstandes in dem Leben eines Gelehrten bringt uns dahero auf den Gedanken, daß diejenigen, welche ihn zum Professor machen, mit falschen Nachrichten hintergangen worden. Josephus und andere schreiben den Marsch des Alexander durch das pamphylische Meer bey Phasalis einem ausserordentlichen Wunderwerk zu, weil während seines Durchzugs dieses Meer trocken gewesen, ja Josephus, der als ein Jud ohnehin Wunderwerke zu glauben leicht geneigt war, vergleicht diesen Uebergang dem Durchgang der Israeliten durch das rothe Meer. Alexander selbst schreibt aber von diesem Zug seiner Armee sehr einfach und natürlich, und wenn sich etwas wunderbares zugetragen hätte; so

würde

würde er gewis zu seinem Vortheil viel Aufhebens davon gemacht haben, weil dieses vorgebildete Wunder seiner gewünschten Göttlichkeit ein grosses Gewicht beygelegt haben würde. Launoi hat die Geschichte des Collegiums von Navarra zu Paris beschrieben, und der Wohlthaten, welche der Cardinal D'Ailli demselben erzeigt, nicht vergessen. Er sagt aber nichts davon, daß er seine Bibliothek dahin vermacht habe, und daraus schlüsse ich, daß sich Miräus in Ansehung dieser Stiftung geirret habe, ohnerachtet er versichert, daß er diese Bibliothek einstmahlen mit Augen gesehen habe. Vermuthlich hat ihn in der Zwischenzeit das Gedächtniß verlassen und ist ihm der Nahme des Stifters entfallen. Denn einem Geschichtschreiber, der ein dergleichen Collegium historisch beschreibt, kan wohl der Umstand, wer die Büchersammlung desselben durch milde Stiftungen so ansehnlich vermehret, unmöglich entgehen. Varillas erzehlt, der Cammerdiener Macrin des Königs Franciscus I. habe sich ersäuft, weil der König ihm gedrohet, daferne er gewis wüste, daß er der neuen Religion anhienge, so wolle er ihn henken lassen, er aber bey seinem Ausgang aus dem Schloß eine Leiter, womit die Büttner die Weinfässer in die Keller befördern, für einen Galgen angesehen habe. Varillas bezieht sich auf den Bouillaud, einen Landsmann des Macrin. Scevola von St. Martha war aber auch

ein Landsmann von ihm, und lebte näher an den Zeiten des Macrin als Bouillaud. Da nun dieser so wenig als Thuanus dieser Geschichte Erwähnung thun, vielmehr behaupten, daß er zu Loudün alt und Lebens satt gestorben sey; so wird es uns niemand verdenken, wenn wir die Erzehlung des Varillas für apocryphisch erklären. Kein einziger Geschichtschreiber behauptet, daß der Cardinal Aleander ein Jud von Geburt gewesen, und als sich derselbe dieserhalb auf dem Reichstag vertheidiget hatte; so getraute sich sein ärgster Feind, Ulrich von Hutten, der ihm den Tod geschworen hatte, nicht, ihn zu widerlegen, sondern er schrieb nur: es würde ihm dieses niemand vorwerfen, wenn er nur sonst ein ehrlicher Mann wäre. Luther war dahero offenbar irrig, wenn er ihn zum gebohrnen Juden machte, und aller Wahrscheinlichkeit nach mochte dieses falsche Gerücht, so Luthern zu Ohren gekommen, sich auf die Worte des Paul Jovius gründen, wo er versichert, wie Aleander in der hebräischen Sprache es soweit gebracht hätte, daß selbst die Juden keinen Anstand fänden, ihn für einen Abkömmling ihrer Nation zu erkennen. Diese Stärke in denen morgenländischen Sprachen mag auch die Gelegenheit gegeben haben, daß man den Professor Rittangel zu Königsberg für einen getauften Juden angegeben, welches er nicht nur selbst widersprochen, sondern auch

von

von andern das Gegentheil gezeigt worden. In der Fortsetzung der Annalen des Baronius wird beym Jahr 1469. angeführt: Mahomed II. habe ein Gelübd gethan, seinen Kopf nicht sanft zu legen, bis er alle Götter, welche die Christen von Holz, Erzt und Gold verehren, nebst allen ihren gemahlten Bildern, mit denen Füssen seines Pferdes zertreten, ihre Gottlosigkeiten vom Orient bis in Occident ausgerottet und es dahin gebracht hätte, daß das Lob des wahren Gottes und seines Propheten in aller Welt erschallen müste. Kein einziger griechischer Schriftsteller, die es am besten wissen konnten, sagt ein Wort davon, und die lateinischen Geschichtschreiber sollten es am wenigsten behaupten, da sie bey allen Gelegenheiten von der Verachtung seiner eignen Religion so viel Aufhebens und ihn zum Atheisten machen. Zu geschweigen, daß auch der Erfolg wider dieses Gelübde zeuget. Sanderus ist der einzige, welcher wider alle Gesetze der Historie behauptet, die Anna Boleyn sey eine leibliche Tochter Königs Heinrich VIII. gewesen, sie habe sich schon in ihrem 15ten Jahr von dem Haushofmeister ihres vermeyntlichen Vaters, Thomas Boleyn, beschlafen lassen, sie habe an dem Hof Franciscus I. eine ärgerliche Lebensart geführt und schändliche Beynahmen erhalten, selbst der König habe sie der letzten Gunstbezeugungen gewürdiget, und nach ihrer Zuruckkunft

kunft nach Engelland habe ein gewisser Biat gerichtlich ausgesagt, daß er mit ihr zu schaffen gehabt, ehe er noch geglaubt habe, daß sie der König heurathen würde. Von allen diesen Lügen findet sich keine Sylbe in denen gleichzeitigen Schriftstellern, und alle diejenigen, so ein gleiches erzehlet, haben dem Sanderus ohne Ueberlegung nachgeschrieben. Dieses Stillschweigen ist uns Beweiß genug, daß Sanderus seine Geschichte selbst erfunden habe, und der Herr von Larry hat solche in dem ersten Band seiner englischen Historie in ihrer ganzen Blöse dargestellt. Dieser nähmliche Sanderus schreibt, der Bischoff Poinet von Winchester habe eines Fleischers Frau entführt, und auf Befehl des Parlements habe er ihm solche wieder zuruck geben müssen, sonderheitlich, da er selbst schon verheurathet gewesen. Wenn dieses seine Richtigkeit hätte; so würde es der D. Martin gewis nicht verschwiegen haben, da er eine Schrift des Point, worinnen die Priester-Ehen vertheidigt waren, widerlegt und ihn nicht geschont, vielmehr sich der unbescheidensten Ausdrücke wider ihn bedient hat. Johann Lätus und Huber zwey Professoren zu Franecker erzehlen, die Königin Mütter habe nach der Pariser Blut-Hochzeit mit allen ihren Damen, den Cörper des Baron du Pont, der wegen des Unvermögens zum ehelichen Beyschlaf verklagt gewesen, nackend besichtiget, und

sich

sich solchen in dieser Absicht mit vieler Mühe aus denen übrigen Leichen heraus suchen lassen, auch nach vollbrachter Besichtigung ein helles Gelächter aufgeschlagen. Thuanus, Aubigne und Varillas sagen davon nichts, ohnerachtet letzterer die Königin in keiner Sache von grösserer Wichtigkeit geschont hat, und diß macht die Erzehlung der beyden Professorn billig verdächtig. Platina versichert, Corario ein Bruders Sohn Pabst Gregorius XII. habe einen jungen Condelmerio, der sein guter Freund, und gleich ihm ein Cölestiner-Mönch gewesen, in der Folge aber unter denen Päbsten als Eugen IV. bekannt worden, zum ersten mal mit nach Rom genommen. Er gedenkt aber dabey mit keiner Sylbe, daß Gregorius auch ein Vetter des Condelmerio war, welches er vom Corario ausdrücklich saget, und dieses Stillschweigen ist uns ein sichrer Bürge, daß Eugen IV. kein Neveu von Gregorius XII. gewesen, wie Rochepozai, Spondanus und andere vorbilden wollen. Valerius Andreas schreibt, der Professor Hyperius zu Marpurg sey vor seinem Uebergang zur reformirten Religion ein Dominikaner-Mönch gewesen. Da aber sein Leichen-Redner Wigand Orth nichts davon erwähnt, ohnerachtet er sonst die geringfügigsten Kleinigkeiten seines Lebens mit angeführt, dieser Umstand auch gar keiner Verheimlichung bedurft hätte, da man

ja aus dem Closter-Leben anderer zur protestantischen Kirche übergegangenen Theologen, kein Geheimnüß gemacht hat; so liegt offenbar am Tage, daß obige Stelle falsch sey.

§. 52.

Wenn vollends gute Freunde rühmliche Handlungen ihrer guten Freunde mit Stillschweigen übergangen haben; so wird mir alles was andere davon geschrieben haben, auf einmahl verdächtig. Thuanus, ein vertrauter Freund des Franciscus Baudoin, den er ausserdeme in seinen Annalen mit Lobsprüchen überhäuft, machet eine umständliche Beschreibung von der pohlnischen Gesandschaft, die dem Herzog von Anjou ihre Crone angetragen, dann von ihren gehaltnen Reden und darauf ertheilten Antworten. Er sagt aber nichts davon, daß der Professor Baudoin von Angers dazu gebraucht worden, oder daß er den Dolmetscher im Nahmen des Herzogs bey dieser Gesandschaft gemacht habe, wie uns Bullart solches mit vielen Umständen erzehlt. Er nennt vielmehr den Canzler Chiverni, der der Gesandschaft im Nahmen des Herzogs antworten müssen, und alle diese Betrachtungen zusammen genommen, überzeugen uns, daß Bullart mit unsichern Nachrichten hintergangen worden. Destoweniger kan aber das Stillschweigen guter Freunde von tadelnswürdigen

würdigen Handlungen ihres Gegenstandes die aus der Feder unpartheyischer Historicker geflossne Erzehlung derselben entkräften. Wenn dahero auch die französischen Geschichtschreiber die siebenmalige Religions-Veränderung des nur benannten Professors Baudoin verschweigen; so ist doch solche aus andern untadelhaften Schriftstellern sonnenklar zu beweisen.

Auf der andern Seite begründet das Stillschweigen der Feinde von einer ihrem Feind nachtheiligen Geschichte deren offenbare Unwahrheit. Kein einziger Catholischer Geschichtschreiber zu Zeiten der Reformation sagt ein Wort davon, daß Calvin zu Noyon wegen seines sodomitischen Verbrechens gebrandmarket worden, ohnerachtet sie einen Umstand, der ihren Absichten, die neuen Reformatorn so verächtlich als möglich zu machen, so angemessen gewesen wäre, gewis nicht verschwiegen haben würden. Bertelier und Bolseck, die einzigen so dieses Mährlein ausgestreuet, verdienen also keinen Glauben, wenn sie schon ihr Vorgeben mit gerichtlichen Acten und Protocollen bestärken wollen. Die übrigen Feinde des Calvins würden dieser Beweiß-Mittel sich so gut wie Bertelier haben bemächtigen können, wenn sie sich nicht geschämt hätten das Publicum mit falschen Urkunden zu hintergehen.

§. 53.

Wenn man aber einen Schriftsteller beschuldigen will, er habe gewisse Umstände verschwiegen; so muß man ihn ganz gelesen haben, indeme manche Materie in einem und dem nähmlichen Buch bisweilen öfters als einmahl vorkommt, und somit die anfänglich unberührt gebliebne Umstände in einer andern Stelle villeicht nachgehohlt worden. Der Jesuit Bisselius tadelt am Diodor von Sicilien, daß er bey Erwähnung der Euridice ihres Kinder-Mords keine Meldung gethan habe. Wenn aber derselbe bis auf das 15te Buch fortgelesen hätte; so würde er von dem Gegentheil überzeugt worden seyn. Deñ ohnerachtet der Geschichtschreiber nicht wörtlich erzehlet, daß sie ihre beyde ältesten Söhne habe umbringen lassen; so ist doch solches aus dem Zusammenhang ohne Schwürigkeit abzunehmen. So muß man auch alle Ausgaben eines Buchs bey der Hand haben, wenn man dem Autor eine Unterlassungs-Sünde zur Last legen will, weil in denen folgenden Editionen öfters ganze Stellen übersprungen werden, welche in denen ersten gestanden, wozu der Herausgeber seine besondere Ursachen hat, und wenn diese zur Zeit einer spätern Ausgabe beyseits fallen; so wird diese auch bisweilen aus der ersten Edition wieder ergänzt, wie wir hievon ein ausgezeichnetes Exempel an der italiänischen Historie des

Guicci-

Guicciardini finden, welche auch in das teutsche, französische, spanische und holländische, wiewohl meist schlecht, übersetzt worden.

§. 54.

Im Gegentheil ist aus dem Stillschweigen eines einzigen glaubwürdigen Geschichtschreibers auf die Falschheit seiner Geschichte kein Schluß zu machen, wenn sie viele andere, die auch keinen Verdacht einer Untreue auf sich geladen, vor und nach ihm beschrieben haben. Ist aber die Historie an und vor sich von der Beschaffenheit, daß sie ein richtig denkender Mann nicht wohl glauben kan, wohin besonders die meisten Wunderwerke der Kirche zu rechnen sind; so kan man es einem redlichen Geschichtschreiber nicht verdenken, wenn er stillschweigend darüber hinweg siehet. Paulus Aemilius übergeht die Geschichte der heiligen Oehlflasche zu Rheims, welches ihm dů Verdier für eine Boßheit auslegt, vom Voßius aber sehr gebilliget wird.

§. 55.

Die Geschichtschreiber unterhalten uns auch bisweilen mit Weissagungen von noch ungeschehenen Dingen. Sie versichern öfters dieser oder jener habe 10, 20, 100. und mehr Jahre vorhero merkwürdige Begebenheiten prophezeyet, welche sich zu gesetzter Zeit würklich zugetragen hätten. Dergleichen Erzehlungen finden bey

einem Mann von Einsichten schwehren Glauben und sie werden jedem so lange zweifelhaft bleiben, bis man ihn aus gerichtlichen und unverdächtigen Protocollen und Urkunden, welche zu der Zeit gefertiget worden, da die Weissagung geschehen seyn soll, überführen kan. Daher kommt es auch, daß die meisten dergleichen Weissagungen schlechthin abläugnen, weil sie in der Philosophie keinen Grund davon finden können, und nach theologischen Principien triftige Ursachen zu zweifeln finden, daß Gott einem Astrologen seine Geheimnüsse offenbaren und ein auf lautern Chimären ruhendes impertinentes Studium mit ähnlichen Gnaden-Zeichen belohnen sollte. Wenn wir freylich gewis wüsten, daß die Weissagung des Nigidius von der Grösse des Kaysers August, welche er am Tage seiner Geburt gestellt haben soll, würklich an diesem Tage gestellt worden; so würde unser Unglauben in diesem Stück ziemlich erschüttert werden. Da aber Dio und Suetonius sich auf keine gleichzeitige Beweißstellen berufen; so ist wahrscheinlich, daß dieser Prophezeyhung nicht eher gedacht worden, bis Augustus schon auf dem höchsten Gipfel seines Glücks gestanden.

Plutarchus erzehlt, man habe dem Pericles einstmahlen den Kopf von einem Widder gebracht, der nur ein Horn gehabt, und auf einem seiner Land-Güther erzeugt worden. Der Wahrsager

Lam-

Lampon habe dieses für ein Zeichen angesehen, daß die zwischen dem Pericles und Thucydides getheilte Macht der Athenienser demjenigen zu Theil werden solle, auf dessen Güthern sich dieses Wunder zugetragen. Anaxagoras hingegen habe diese Misgeburt anatomirt und gezeigt, daß die Hirnschale eine eyförmige Figur gehabt und viel kleiner gewesen als sie seyn sollen, wannenhero es ganz natürlich zugegangen, daß aus dem Kopf nur ein einziges Horn wachsen können. Man bewunderte anfänglich diese Demonstration des Anaxagoras. Als aber nach einiger Zeit die Parthey des Thucydides gestürzt worden, und Pericles die ganze Autorität in seine Hände bekommen; bewunderte man die Weißheit des Lampons und Plutarch glaubt, es könnten beyde recht gehabt haben, indeme der Philosoph die Ursache, der Wahrsager hingegen die Würkung gezeigt habe. Wenn dieser letzte Satz bestehen sollte; so müßte erst erwiesen werden, daß die Revolution in Athen eine Würkung von diesem Horn gewesen. Da sich aber dergleichen Begebenheiten niemanden als Gott zuschreiben lassen; so folgte daraus, daß Gott diese Hirnschale von darum so gebildet habe, damit nur ein einziges Horn zu einer Weissagung für die Athenienser daraus wachsen können. Nun wäre es aber Gott nichts unmögliches gewesen, ein Horn aus der Mitte des Kopfs wachsen zu lassen, ohne dieserhalb

serhalb eine Veränderung im Hirn vorzunehmen, und dieses wunderbare Horn würde sich zu einer Weissagung weit besser geschickt haben, als dasjenige dessen natürliche Ursachen sich so leicht erklären lassen, mithin scheint es, Plutarch habe sich geirrt, wenn er die Vereinigung dieser beyden Aussprüche für so leicht angesehen hat.

Indessen finden wir ein sehr scheinbares Beyspiel einer eingetroffnen Prophezeyhung in dem Lotichischen Gedicht, von der Belagerung von Magdeburg, worinnen er die 1631. erfolgte gräuliche Verheerung dieser Stadt durch den Kayserlichen General Tilly fast mit allen Umständen vorausgesaget. Dieses Gedicht ist schon im 16ten Jahrhundert unter andern Lotichischen Gedichten im Druck erschienen, und also nicht erst zu einer Zeit, wo die Eroberung und Plünderung von Magdeburg schon vorüber war, niedergeschrieben worden. Er giebt vor, er habe alles dieses in einem Traum gesehen. Es ist aber wahrscheinlich, wenn anders der Traum nicht auch dazu gedichtet ist, daß dieser Traum in der feurigen Einbildungskraft des Poeten, der zu der Zeit, wo die Kayserlichen auch in denen Jahren 1551. und 1552. Magdeburg belagerten, unter der Armee des Schmalkaldischen Bundes als Soldat diente, und sich die Möglichkeit, daß Magdeburg auf die nähmliche grausame Art behandelt werden dürfte, leicht vorstellte, seinen Grund gehabt, und ohnerachtet der

Erfolg

Erfolg seiner Einbildung damahlen nicht entsprochen, solches jedennoch um der Schönheit willen, denn es ist unstrittig das schönste unter seinen Gedichten, der Welt nicht vorenthalten wollen.

§. 56.

Die Gesetze der Historie erfordern auch von einem soliden Geschichtschreiber, daß jede Erzehlung mit allen wahrhaften Umständen des Orts, der Zeit und der dabey intereßirt gewesenen Personen vorgetragen werden. Denn ohne diese Eigenschaft ist die Historie ein Cörper ohne Seele, und einer zerbrochnen Maschine ähnlich, ohnerachtet die wenigsten diese Regel zu befolgen pflegen. Suidas erzehlt, der General Phönix der Agrigentiner habe in dem mit denen Syracusanern geführten Krieg das Grabmahl des Poeten Simonides niederreissen lassen, und die Steine davon zu Erbauung eines Thurns angewendet. Er begeht aber dabey den Fehler, daß er nicht bemerkt, wohin dieser Thurn gebaut worden. In denen öffentlichen Nachrichten von 1702. wurde verkündet, dem am 1ten Hornung dieses Jahrs zu Cremona gefangenen französischen General Villeroi sey auf dem Schloß Ambras ohnfern Inspruck das nähmliche Zimmer angewiesen worden, worinnen der König Franciscus I. seine Gefangenschaft ausgehalten.

Hier ist in Ansehung des Orts offenbar gefehlt. Denn Franciscus kam niemahlen nach Teutschland, sondern er blieb im Mayländischen auf dem Schloß Pizigitone.

§. 57.

Es ist bekannt, daß dem Zeugnüß der sterbenden besonders viel Glauben beygelegt wird, weil die meisten dafür halten, daß sich die Menschen in diesen bedenklichen Augenblicken demasquiren, und, nach dem Ausspruch des Lucretius, alsdann erst die Wahrheit aus dem innersten des Herzens herausgeworfen wird, wenn die Person abtritt und die Sache hier bleibt. Gleichwohlen ist bey Beurtheilung dieser Zeugnüsse viele Behutsamkeit nöthig, und es wäre zu wünschen, daß gar niemahlen in der Historie ein sonderliches Gewicht darauf gelegt würde, weil man bey dem frömmsten, dem man am meisten Wahrheit in diesen Stunden zutrauet, nicht zuverläßig überzeugt seyn kan, ob er kein Heuchler gewesen. Zudeme haben wir viele Beyspiele, wo besonders grosse Männer von der Ruhmsucht oder von der Rache bis ans Ende begleitet werden, und wenn eine von diesen beyden Leidenschaften ihre Sprache vor ihrem Absterben noch in Bewegung setzt; so läst sich leicht urtheilen, wie weit ihre Aussage von ihren eignen Thaten oder von denen Handlungen ihrer Feinde

de einigen Beyfall verdiene. Franciscus Herzog von Guise hat in seinem ganzen Leben widersprochen, daß er von dem Blutbad zu Vassi der Anstifter gewesen. Es war dahero kein Wunder, daß er noch auf dem Sterb-Bette gegen diese Anschuldigung protestirt, da er wohl einsahe, daß der Ruhm nach dem Tode, als der Götze, dem er jederzeit geräuchert hat, unter dem Bekentnüß dieser schändlichen That gewaltig leiden, und ihn zugleich dem gerechten Vorwurf aussetzen müsse, daß er zu allen Unglückseeligkeiten, welche das Königreich betroffen, den Grund gelegt habe, und er somit noch in der Gruft der Gegenstand der allgemeinen Vermaledeyung seyn würde. Zugeschweigen daß er sich dadurch vor dem ganzen gesitteten Europa zum Lügner gemacht hätte. Diese Aussage eines sterbenden kan die unverwerflichen dagegen streitenden Zeugnüsse nicht entkräften. In der Geschichte der vom Titus Oates entdeckten Englischen Verschwörung finden wir eine Menge angeklagte, welche ihre Unschuld noch auf dem Richtplatz behauptet, und noch eine grössere Menge von Zeugen, welche vor ihrem Tode das Gegentheil versichert haben. Tacitus schreibt vom Tiberius, daß ihn auch in der Todes Stunde die ihm Zeit Lebens eigen gewesne Verstellungs-Kunst nicht verlassen habe, und der Herzog von Epernon der sich ein Geschäft

daraus machte, allen seinen Reden und Handlungen dem Stempel der Kühnheit aufzudrücken, antwortete seinem Beichtvater, der vor seinem Ende ein Bekenntnüß von ihm verlanget, daß er allen seinen Feinden, und Hausgenossen vergeben habe, ohnerachtet er von einer langwürigen Krankheit und hohen Alter äusserst entkräftet war: Ich habe in meinem Leben nicht gehört, daß ein Herr, um gut zu sterben, verbunden sey, seinen Bedienten eine Abbitte zu thun. Malherbe hörte seinem Beicht-Vater lange zu, da er ihm auf dem Todenbette von der Süßigkeit des ewigen Lebens vorpredigte, er fiel ihm aber endlich mit diesen Worten in die Rede: sagt mir nichts mehr davon, denn euer elender Styl macht mir alles eckelhaft. Gesetzt nun Tiberius, Epernon, Malherbe und ihres gleichen hätten auf ihrem Sterbbette gewisse historische Begebenheiten bezeugt, sollte man ihnen wohl von darum, weil sie dem Tod nahe waren, mehr Glauben als bey ihren gesunden Tagen beymessen, da sie im sterben übrigens nicht die mindeste Aenderung ihrer sonstigen Denkungs-Art zu Tage gelegt haben? zu geschweigen, daß wir auch bisweilen wider einander laufende Zeugnüsse von Sterbenden haben, welche verschiedne Schriftsteller von verschiednen Personen anführen, wo man nicht weis, welches man annehmen oder welches man verwerfen soll. Diß ist aber noch nicht alles,

was

was die Aussagen der Sterbenden verdächtig machet. Der Haupt-Einwurf beruhet auf dem davon abgelegten Zeugnüß meist verdächtiger Personen. Mehrentheils sind es die nächsten Anverwandte oder die besten Freunde des Verstorbenen, welche ihm nach seinem Tod alles in den Mund legen, was zu seiner und ihrer Ehre gereichet. Wenn diese Worte das Publicum interessiren, so ist eine Stunde hinlänglich, sie durch alle Quartiere einer grossen Stadt bekannt zu machen, jeder schreibt sie an seine gute Freunde, niemand sucht auf den Grund zu kommen, die Zeitungsschreiber verlieren keinen Tag sie durch ganz Europa zu posaunen, und so lange die Welt Welt bleibt, so lange werden die Vertheidiger des Verstorbenen diese seine letzte Worte in ihren Schriften anführen und dadurch wird eine neue Lüge verewiget, welche sich kein anderer Geschichtschreiber, wenn er auch ihren Ungrund einsiehet, mehr zu widerlegen getrauet.

Wenn vollends das Religions-Interesse mit einschlägt; so fangen diejenigen, zu deren Vortheil die letzten Reden gereichen, solche mit offnen Munde auf und suchen sie so eilig als möglich weiter zu verbreiten. Bey der vorhin angeführten Protestation des Herzogs von Guise war es denen Catholicken sonderlich darum zu thun, seine Unschuld zu retten, weil sie von denen Calvinisten wegen des Blutvergiessens zu Vaßi täglich mit denen bittersten Vorwürfen überladen wur-

den, und daher war es kein Wunder, daß die catholischen Schriftsteller diesen Worten eines Sterbenden ein so grosses Gewicht zugeschrieben haben.

§. 58.

Desto weniger Glauben würde ein Geschichtschreiber bey mir finden, wenn er sich auf die Erscheinung eines Geistes stützen, und sein Vorgeben daraus beweisen wollte. Er müste mich erst überführen 1) daß ein Geist sichtbarlich erscheinen und 2) reden könne, auch 3) nothwendig die Wahrheit sagen müsse. So lange ich aber an einer dieser drey Eigenschaften zweifle, so lange wird auch dieses Geister-Gespräch eine schlechte Ueberzeugung bey mir würken, vielmehr mich auf den Gedanken bringen, der Autor habe im hitzigen Fieber geschrieben.

§. 59.

Man muß sich aber auch keine Angelegenheit daraus machen, historische Wahrheiten in Zweifel zu ziehen, welche mit tüchtigen und unverwerflichen Beweisstellen unterstützt sind. Dieser Pyrrhonismus fällt ins lächerliche und kommt mir wie jener vor, der dem Isaack Vossius versichert, er habe ein Werk unter der Feder, worinnen er aus unumstößlichen Gründen zeigen wolle, daß alles was in denen Commentarien des Cäsar von seinen Kriegen in Gallien vorkomme, grundfalsch, und daß Cäsar nie über die Alpen

pen gegangen sey. So hat auch der Pater Morin drey Jahre nach der Einnahme von Rochelle solche geläugnet, und alle davon sich verbreitete Gerüchte für einen Roman erklärt.

Guevara dieser boshafte Vergifter der ältern und neuern Historie hat alle Schriften der Alten für Romane angegeben, damit er sich die Freyheit nehmen konnte, wider deren klaren Inhalt selbst erfundne Thatsachen unter zu schieben, und seine Erdichtungen dem Publicum für Wahrheiten aufzuheften. Diß ist keinem Schriftsteller zu vergeben, wenn er sich selbst neu erfundne Regeln in der Historie macht. Wir haben alte öffentliche von allen Vernünftigen gebilligte Gesetze, welche sich ohne Gefahr, seinen guten Nahmen aufs Spiel zu setzen, nicht überschreiten lassen.

Ehrlichen Leuthen dasjenige was sie selbst gesehen und gehört, sophismatisch widersprechen und abstreiten wollen, zeugt von Bosheit oder einem angewohnten Contradictions Geist. Damit ist aber nichts ausgerichtet, und der vernünftige Theil des Publikums wird sich dadurch nicht irre machen lassen. Die französische Gelehrten-Republick vom Monath April 1685. berichtet, wie ein berühmter und fürchterlicher Logicker einem Edelmann der den Herzog von Epernon zu Plassack gesehen zu haben versichert, dreust widersprochen und aus vier unumstößlichen Gründen zu beweisen gesuchet, daß

er

er noch in London seyn müsse, unter welchen Gründen dieses der vornehmste gewesen, daß sich die Augen eher betrügen können, als der Verstand. In der Historie traue ich aber denen Augen eines redlichen Erzehlers mehr zu, als denen Vernunftschlüssen des grösten Philosophen.

§. 60.

Wenn man einen andern widerlegen und die von ihm vorgetragene Begebenheiten verneinen will; so muß man bisweilen eine ungeheure Menge von Schriften gelesen haben, daferne man anders die Gefahr scheuet, eine vergebliche Arbeit zu unternehmen. Denn man findet öfters eine Geschichte in einem Buch, wo sie niemand sucht, oder der Scribent gründet sein Angeben auf ungedruckte sichere Nachrichten, und in solchem Fällen ist es sicherer, seinen Gegner zum Beweiß aufzufordern, und nur so lange bis er damit herfür tritt, seine Erzehlung für zweifelhaft zu erklären, als solche schlechterdings abzuläugnen, und einen ehrlichen Mann öffentlich zum Lügner zu machen. Joseph Hall widerspricht die Existenz eines Briefs des Erasmus, worinnen er vorgegeben, daß Luther gleich Tags nach seiner Hochzeit zum Vater geworden, aus der Ursache, weil er ihn in der Sammlung seiner gedruckten Briefe nicht gefunden. Hätte er aber die Annalen des Chyträus gelesen; so würde

er

er gefunden haben, daß Erasmus dieses würklich an seinen Freund Daniel Mauchius zu Ulm geschrieben, daß er es aber auch, sobald er das Gegentheil erfahren, widerrufen habe, wie schon oben angeführt worden.

§. 61.

Auf gleiche Art ist es gefährlich solche Geschichte, welche einer gewissen Person oder einer ganzen Nation oder Gesellschaft zum Nachtheil gereichen, auf die bloße Erzehlung eines vermuthlichen Feindes oder Novellisten getrost nachzuschreiben, ehe man diejenigen Schriften zu Rath gezogen hat, welche diese Historie mit Gründen widerlegt haben. In denen Holländischen Zeitungen des vorigen Jahrhunderts wurde berichtet, die Jesuiten hätten durch einen verstellten Geist und eine nachgemachte Stimme vom Himmel den Churfürsten von der Pfalz zu hintergehen und ihn wider die Lutherische Lehre aufzubringen gesucht, welcher Betrug endlich entdeckt worden. Die Jesuiten liessen sich aber ein von vier protestantischen Churfürstlichen Räthen unterzeichnetes Attestat ertheilen, daß dieses Vorgeben eine pure Erdichtung sey, worauf sich der Pater Tellier in seiner 1687. herausgekommenen Vertheidigung der neuen Christen beziehet, und gleichwohlen läßt der Verfasser der 1689. edirten Religion der Jesuiten diesen Pfälzischen

Geist

Geist wieder auf den Schauplatz treten, welchen Fehler er vermieden haben würde, wenn er den Pater Tellier gelesen hätte.

§. 62.

Das Vermögen die Wahrheit zu schreiben, wird manchem Schriftsteller durch die schon oben beklagte Widersprüche in denen gleichzeitigen Schriften und die gegen einander laufende Nachrichten oft sehr erschwehrt, und man hat alsdann durch Vernunftschlüsse sich erst mühsam aus diesem Labyrinth herauszuarbeiten, weil sich alle Sachen nach dem System, welches man einmahl auf Wahrscheinlichkeiten gegründet hat, verschiedentlich erklären lassen. Die Historie des Phlegon ist in 16. Bücher abgetheilt, und die Unter-Abtheilung nach denen Olympiaden von der ersten bis auf die 229ste gemachet. Wir haben aber nichts davon, als was wir in andern Schriftstellern finden, und wenn einige behaupten wollen, er habe in jedem Buch 15. Olympiaden beschrieben; so ist dieses eine blosse Vermuthung, welche aller Wahrscheinlichkeit widerstreitet, massen ihm in denen ältern Zeiten nicht so viele Hülfsmittel, wie in denen neuern zu statten gekommen seyn werden, und dahero eher zu vermuthen ist, daß jedes der ersten Bücher 20. bis 30. Olympiaden in sich fasset, und daß diese Anzahl nach dem Maaß, wie sie sich denen neuern Zeiten genahet, abgenommen, und

zuletzt

zuletzt villeicht eine einzige Olympiade ein ganzes Buch gefüllet, so wie Mezerai den ersten Theil seiner Historie in einem Zeitraum von 518. Jahren auf 31. französische Könige ausdehnet, im zweyten Theil hingegen nichts als das Leben Heinrichs IV. beschreibt. Salmasius hat sich dahero offenbar verirret, wenn er glaubt, Phlegon habe des Olympejums, so die Athenienser auf Kosten des Kaysers Hadrian erbaut, nicht in seinem 15ten Buch gedenken können, weil sich seine Geschichte nicht weiter als auf diesen Kayser ausdehnte, und somit was auf ihn einen Bezug habe, im 16ten Buch vorkommen müsse. Ich glaube aber sicher, daß das 15te und 16te Buch vom Kayser Hadrian gehandelt, und da nach dem Zeugnüß des Pater Pagi und anderer Gelehrten die Historie des Phlegon die ganze 229ste Olympiade in sich begreift; so müssen auch die ersten Regierungs Jahre des Kaysers Antonin darinnen beschrieben seyn.

Dieser nähmliche Phlegon gedenket auch einer totalen und noch nie gesehenen Sonnen-Finsternüß und eines grossen Erdbebens, welches sich im 4ten Jahr der 202ten Olympiade eräugnet habe. Ohnerachtet er nun nicht ausdrücklich dazu setzt, daß die Sonne während des Vollmondes verfinstert worden, und ohnerachtet er nicht deutlich saget, daß die Sonnenfinsternüß und das Erdbeben an einem und dem nähmlichen Tag

zu

zu sehen und zu verspüren gewesen; so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß dieses die Finsternüß und das Erdbeben waren, so bey der Creutzigung Christi wahrgenommen worden, wie Eusebius und andre Kirchen-Väter dafür gehalten haben. Denn die Uebergehung einiger wichtiger Umstände kan der Hauptsache nicht schaden. Die Alten haben sich, wie wir schon öfters angemerkt, mit ihren Historien selten auf besondere Umstände eingelassen und villeicht setzte Phlegon voraus, daß man die Finsternüß und das Erdbeben ohnehin auf einen Tag verstehen würde, weil er beede Erscheinungen in einen Perioden zusammen gefasset und sie mit einem und verbunden hat. Villeicht war er auch kein grosser Astronom, daß er eine Sonnen-Finsternüß bey vollem Mond für etwas Auserordentliches gehalten und da er kein gleichzeitiger Schriftsteller gewesen, sondern diese Nachrichten von andern abgeschrieben; so ist es ihm, wie allen denenjenigen ergangen, welche eine weitläuftige Geschichte ins engere zusammen ziehen, daß sie nur die Haupt-Umstände beybehalten und Neben-Umstände, welche öfters zur Erläuterung der vornehmsten Begebenheiten dienlich seyn könnten, mit Stillschweigen übergangen haben. Oder villeicht hat eben derjenige, welchem er nachgeschrieben, diesen nur gerügten Fehler begangen und er konnte somit nicht mehr schreiben, als er bey seinem Währmann gefunden hat. Strabo schreibt, auf der Insel Ceos müsten sich

sich alle Einwohner, welche das 61ste Jahr erlebt hätten, vergiften und beruft sich auf ein Landes-Gesetz. Heraclides und Aelian schreiben das nähmliche, bestimmen aber kein gewisses Alter, sondern sie sagen nur, alle alte und unvermögende Leuthe müsten, um ihren Tod zu beschleunigen, Mohnsaamen und Schierling zu sich nehmen. Dieses Gesetz oder Gewohnheit ist der Natur zuwider und schwehr zu glauben, dahingegen die Erzehlung des Valerius Maximus, der selbst auf dieser Insel gewesen, mehr Beyfall finden wird, wenn er schreibt, es sey denen dortigen Einwohnern erlaubt, wenn sie ihres Lebens überdrüßig wären, sich mit Gift umzubringen, doch müsse solches jederzeit vorhero von der Obrigkeit gebilliget werden. Diß klingt ganz anders, als die ersten Nachrichten. Aramont wurde vom König Heinrich II. als Gesandter an die Pforte geschickt, um die Abfertigung der Flotte welche mit der französischen mit vereinigten Kräften auf Corsica los gehen sollte, zu betreiben. Auf seiner Reise stieg er auf der Insel Malta aus, und wurde vom Großmeister ängstlich ersucht, die türkische Belagerung von Tripoli abzuwenden. Er verfügte sich ins Lager und weil alle dem Sinon Bassa dieserhalb gemachte Vorstellungen vergeblich waren; so wollte er nach Constantinopel gehen, um beym Kayser dasjenige auszuwürken, was er von seinem General

M nicht

nicht erhalten konnte. Der Bassa lies ihn aber nicht von dannen reisen, bis sich Tripoli ergeben hatte. Er muste also so lange hier still liegen und seine Gegenwart erwürkte allen in diesem Platz mitgefangenen Franzosen die Freyheit. So erzehlen es die französischen Scribenten und beziehen sich auf einen Brief des Großmeisters an ihren König, welchen er durch seine Gesandten an allen europäischen Höfen bekannt machen lassen, und worinnen dem Herrn von Aramont das Zeugnüß ertheilet wird, daß er sich alle Mühe gegeben habe, den Bassa zu Aufhebung der Belagerung zu vermögen. Wenn man aber die kayserlichen und spanischen Berichte dagegen hält; so wird diesem Gesandten alle Schuld von der Eroberung von Tripoli beygemessen, und Carl V. war ein weit zu grosser Staatsmann, als daß er diese Begebenheit sollte auf die Erde fallen lassen, ohne sie zum Nachtheil der Franzosen zu benutzen. Wahrscheinlicher Weise geschahe dem Herrn Aramont zu viel, und der Brief des Großmeisters, welcher im 7ten Buch des Thuanus zu lesen, scheint mir ihn wider die spanische Anschuldigungen sattsam zu rechtfertigen. Fra-Paolo erzehlt, der Nuntius Vergerio habe seiner vom Pabst erhaltnen Instruction gemäs, den D. Luther durch Versprechungen und Schmeichelenen wieder in den Schoos der Kirche zuruck zu führen gesuchet,

chet, Luther habe aber mit einer heiligen Verachtung darauf geantwortet, und einen unvergleichlichen Muth und Standhaftigkeit gezeiget. Pallavicini im Gegentheil versichert, der Nuntius habe D. Luthern nur zufälliger weise beym Commendanten von Wittenberg gesprochen, und befunden, daß er barbarisches Latein spreche, und weil er ihm auf 10. Worte kaum eines geantwortet; so habe er ihn für einen hochmüthigen, boshaften und unverständigen Mann gehalten. Pallavicini bestärket seine Erzehlung mit dem Schreiben des Vergerio an den päbstlichen Geheimen Sekretär, und da der Bericht des Fra-Paolo sich sonst nirgends findet, auch selbst der Herr von Seckendorf nichts davon erwähnt; so wird Pallavicini immer mehr Glauben verdienen als Fra-Paolo. Dem Bischoff William zu Winchester wurde öffentlich Schuld gegeben, er habe aus der Beicht geschwatzt, und die Philippa Gemahlin Eduard III. in Engelland verrathen, daß sie ihm gebeichtet, Johann Herzog von Lancaster sey der Sohn eines Teutschen, welchen sie für eine königliche Tochter untergeschoben, und wenn dieser Herzog dereinst nach der Crone streben sollte; so könne es der Bischof denen Grossen des Reichs offenbaren. Wickams Lebensbeschreiber widerspricht aber diesem Vorgeben, und führet folgende Gründe an, welche die Unwahrscheinlich-

keit desselben deutlich vor Augen legen: 1) Die glänzende Tugend der Königin, und 2) die Einigkeit, welche jeder Zeit zwischen dem König und seiner Gemahlin geherrscht hat, 3) das Stillschweigen glaubwürdiger Geschichtschreiber und der öffentlichen Protocollen, 4) den merkwürdigen Umstand, daß dem Bischof diese Ausstreuung nicht ungeahndet hätte hingehen können, und 5) daß Wickam, welcher vorhero mit dem Herzog von Lancaster in Feindschaft gelebet, sich wieder mit demselben versöhnet, wozu der Herzog gewis nie die Hand geboten haben würde, wenn er ihm einen solchen öffentlichen Schandfleck anzuhängen gesucht hätte. Diese 5. Gründe werden in Ewigkeit das Uebergewicht über die leeren und unerwießnen Ausstreuungen der Wickamischen Feinde behaupten.

§. 63.

Es ist auch bisweilen unvermeidlich, daß man von denen Sitten und Gebräuchen der Völker und einzelner Gesellschaften genau unterrichtet sey, wenn man von der Wahrheit einer Geschichte zuverläßig zu urtheilen im Stande seyn will. Diese Kenntnüß giebt uns die Hülfsmittel an die Hand, die Falschheit der von ausschweifenden Lobrednern oder von unwissenden Satyrenschreibern selbst erfundenen Erzehlungen aus denen Umständen, worunter sie solche vorgestellet ha-

haben, mit vieler Gewißheit zu schlüssen. Wenn in der Sorbonne disputirt wird; so werden keine andere Opponenten zugelassen, als welche den Doctor-Huth der Facultät tragen, und in der gewöhnlichen Kleidung und Ornat erscheinen. Daferne der Panegyrist des berühmten reformirten Predigers Alexander Morus von dieser Ceremonie Wissenschaft gehabt hätte; so würde er nicht wider allen Schein der Wahrheit hingeschrieben haben, Morus habe einstmahlen einer Disputation beygewohnt und auf erhaltene Erlaubnüß sich zum Opponenten aufzuwerfen, die ganze Sorbonne zum Stillschweigen gebracht, nachdem er aber gesehen, daß niemand mehr etwas antworten können, sey er abgegangen, und weil ihn niemand gekannt, hätten sie ihm jemand nachgeschickt, um sich zu erkundigen, wer dieser Mann sey, der mehr wüßte als die ganze Sorbonne, und da er diesen seinen Verfolger bemerkt, habe er sich gegen ihn umgewendet und nichts gesprochen, als: memento mori, woraus sie gleich geschlossen, daß es Alexander Morus gewesen.

§. 64.

Vor einen National-Schriftsteller streitet allezeit die Vermuthung, daß er die Sachen, welche in seinem Lande vorgehen, am besten wissen könne, und er behauptet immer den Vorzug vor ei-

nem fremden, weil nach aller Wahrscheinlichkeit ihm bessere Hülfsmittel als letztern bey Beschreibung seiner Historie zu statten gekommen. Diß ist doppelt richtig, wenn er die Geschichte seiner Zeit schreibt, wo er dem Schauplatz am nächsten ist, und nicht nur die sichersten Nachrichten einziehen kan, sondern auch nach der ihm am besten bekannten Verfassung dieses Staats von allen Umständen am gründlichsten zu urtheilen vermögend ist. Zu geschweigen, daß auch ein Autor der ihm nahe und gleichzeitige Geschichte beschreibt, sich selbst vor seinen eignen Landesleuthen in acht nehmen muß, daß er von ihnen auf keiner Unwahrheit ertappt werde. Denn wunderbare Begebenheiten machen in der Ferne immer mehr Aufsehens als in der Nachbarschaft oder in dem Ort selbst, wo sie sich zugetragen haben sollen. Wahrhafte Geschichte hingegen müssen an letztern Ort immer am bekanntesten seyn, und dieserhalb werden auch diejenigen, welche das Publicum mit Lügen zu beschmieren willens sind, lieber eine entfernte Scene wählen, damit man so leicht nicht auf den Grund kommen kan. Suchen sie aber den Schauplatz zu ihren erdichteten Umständen in der Nähe auf; so stehen sie in Gefahr durch Augenzeugen beschämt zu werden.

Gleichwohlen geschieht es nicht selten, daß wir von National-Schriftstellern, ohne daß sich an ihrem Willen, die Wahrheit zu sagen, zweifeln liesse, hintergangen werden, weil sie es an

ihrem

ihrem Fleiß fehlen lassen, sich von denen Gegenständen ihrer Beschäftigung hinlänglich zu unterrichten. Oernhielm, ein schwedischer Geschichtschreiber, meldet in dem Leben des Pontus von Gardie, Jacob Typot sey wegen seiner Schmähschriften, die er wider die Könige von Schweden und wider den von Gardie ausgestreuet, zum Tod verurtheilt, auf die Vorbitte des Königs von Dännemark aber sey diese Strafe in eine schimpfliche Landes-Verweisung verwandelt worden. Dieser letzte Umstand ist ganz ungegründet, und aus einem Brief des Zacharias Palthenius an den Typot, welcher mit einem seiner Bücher 1595. abgedruckt worden, ist zu ersehen, daß es der König Johannes III. verhindert habe, daß Typot von seinen Feinden nicht gänzlich unterdrückt worden, und daß ihm König Sigmund III. von Pohlen und Schweden seine Freyheit wieder geschenkt habe. In seinem Buch, so er vom Glück geschrieben, dessen Vorrede von Würzburg im Christmonath 1595. datirt ist, und welches er Sigmund III. zugeeignet hat, rühmt er gleich im Anfang die vielen Gnaden-Bezeugungen, welche er von diesem König genossen habe. Diß alles läßt sich mit einer schimpflichen Landes-Verweisung nicht vereinigen.

§. 65.

Bisweilen wird es gefährlich einzelne Stellen eines Buchs zu citiren, wenn man das Buch nicht ganz gelesen hat, weil zum öftern aus andern Stellen der ganze Verstand der angeführten Stelle sich verändert. Diß widerfährt gemeiniglich denenjenigen, welche den Autor nicht selbst lesen, sondern sich auf die in andern Büchern daraus entnommene einzelne Stellen beziehen. Aus einer Stell le des Tacitus im 2ten Buch seiner Annalen könnte man, ohne wider den lateinischen Sprach-Gebrauch anzustossen den Schluß ziehen, die Urgulania, eine Favoritin der Kåyserin Livia, welche sich geweigert, zu Ablegung einer Zeugschaft vor versammelten Rath zu erscheinen, sey eine Vestalin gewesen. Da aber Tacitus an einem andern Ort schreibt, daß sie die Großmutter eines römischen Prätors war, der eines an seiner zweyten Frau begangenen Mords beschuldiget worden; so fällt deutlich in die Augen, daß die erste Stelle anders ausgelegt werden müsse, weil eine Vestalin vor dem 37ten Jahr nicht heurathen durfte, welcher Umstand bey der Großmutter eines Prätors ein ausserordentliches Alter voraus setzte, dessen Erwähnung der Geschichtschreiber gewis nicht übergangen haben würde. Dü Boulay, der sie zur Vestalin macht, hat vermuthlich die hiezu benutzte Stelle des Tacitus nicht in seinen Annalen, sondern in des

Tira-

Tiraquells Commentarien über den Alexander ab Alexandro gelesen, welche er bey einer andern Gelegenheit citirt hat.

§. 66.

Der Erzbischof Heinrich Ußher zu Armach in Irrland arbeitete viele Jahre an einem Werk wider den Cardinal Bellarmin. Man sagt aber seine Frau habe das Concept ins Feuer geworfen, unter dem Vorwand, daß zwischen einem mit Familie und Nahrungs-Angelegenheiten beladnen, und einem von allen Sorgen dieser Welt befreyten Mann, niemahlen ein gleiches Verhältnüß statt finden könne. Daraus folgte, daß sich ein lediger Gelehrter besser zum Autor schicke, als ein verheuratheter. Diese Maxime hat einige Wahrscheinlichkeit, sie ist aber in der Anwendung doch irrig. Denn man kan mit unzehligen Exempeln beweisen, daß unter denen grösten Schriftstellern viele verehliget, und mit Kindern reichlich geseegnet waren. Ein verheuratheter ist gemeiniglich fleißiger, und hat mehr Knochen-Kraft als ein unverehligter, und dadurch ist er für die Zerstreuung, welche die kleinen häußlichen Sorgen veranlassen, entschädiget. Er ist eifriger in seiner Arbeit, wenn er einmahl seine Familien-Angelegenheiten berichtiget hat. In 4. oder 5. Stunden des Tags kan er mehr vollbringen, als ein Mann der vie-

le übrige Zeit hat, und dahero gemeiniglich träg und ruhig arbeitet. Die letzten studieren meist nach ihrer Bequemlichkeit, sie ruhen von Zeit zu Zeit aus, und suchen nicht wie ein andrer durch unermüdete Application die unnütze Verschwendung einiger Stunden zu vermeiden. Sind vollends die äusserlichen Glücks-Umstände eines verehligten besser als eines unverehligten, hat er eine zahlreichere Bibliothek, oder kommt ihm eine ausgezeichnete Beurtheilungs-Kraft oder Gedächtnüß vor letztern zu statten, oder genüsset er einer dauerhaftern Gesundheit als dieser; so hat er einen grossen Vorzug vor dem unverheuratheten, der wegen seines kummervollen Lebens, in Ermanglung der unentbehrlichen Bücher, und der so nöthigen Seelen- und Leibes-Kräfte dem verehligten weit nachstehen muß. Kurz, der Grundsatz der Frau Erzbischöfin von Armach ist vielen Einschränkungen unterworfen, und eine Regel, die so viele Ausnahmen leidet, verliert dadurch die Kraft einer Regel. Zudeme macht man sich einen falschen Begriff von denen Closter-Geistlichen, wenn man glaubt, sie seyen von aller Arbeit und Sorge frey. Der Chor und das Brevier rauben denenjenigen, welche sich denen Studien widmen, schon viele schöne Stunden. Hat sich ein Mönch durch Gelehrsamkeit und Gottesfurcht einmahl ausgezeichnet; so ist des Beichtens bey ihm kein Ende. Er

wird

wird zum Gewissens-Rath erwählt, und dadurch nicht nur häufig von seinem Studier-Tisch entfernt, sondern er muß auch täglich viele Andächtige über die lächerlichsten Gewissens-Scrupel anhören, und sie auf eine schickliche Art abfertigen. Dabey bleiben ihm nicht viel ruhige Stunden zum studieren übrig. Der Cardinal Bellarmin hat dieses am besten empfunden, und er wurde dadurch veranlasset, einstmahlen zum Cardinal von Rochefoucault zu sagen: Ich bin täglich von Leuthen und Besuchen geplagt, und muß ich gestehen, daß ich glaube, die Anzahl der Christen sey zu groß auf dieser Welt.

§. 67.

Bey denen vielen über die Geschichte sich ausgebreiteten Irrthümern, würde sich einer ein grosses Verdienst um die Historie erwerben, wenn er sich mit einem Zusammentrag aller in denen Geschichtbüchern aufgefundenen Irrthümer beschäftigen wollte, so wie sich derjenige einem gegründeten Vorwurf aussetzet, der die Irrthümer anderer getrost nachschreibet, ohne dabey zu gedenken, daß er sie für das halte, was sie würklich sind. Tillemont wird von einigen getadelt, daß er die Fabel der Epheser, welche sie dem heiligen Augustin für eine Wahrheit erzehlt, daß nehmlich der Evangelist Johannes nicht

nicht gestorben sey, sondern in seinem Grabe nur schlafe und sichtbar Odem hohle, nachgeschrieben habe. Da er sie aber nicht für eine Wahrheit ausgiebt, sondern die Sache nur so erzehlt, wie sie dem heiligen Augustin vorgetragen worden; so dürfte er, meines Bedünkens, diese Censur nicht verdienen. Am allerempfindlichsten muß es aber einem Geschichtschreiber fallen, wenn er von Leuthen censirt wird, die selbst in ihrem Leben nichts geschrieben, sondern vom Müßiggang Profeßion gemacht haben. Schriftsteller sind allzeit billiger und nachsichtiger als andere, weil sie die Mühe und Arbeit kennen, welche besonders bey einem grossen Werk zu überwinden sind, und dahero besser zu beurtheilen wissen, wie leicht sich, aller angewandten Vorsicht ohngeachtet, ein Fehler einschleichen könne.

§. 68.

Bis hieher wurden hauptsächlich die Fälle untersucht, in welchen ein Historicus die Wahrheit zu schreiben vermögend sey oder nicht? und was uns an dem Vermögen die Wahrheit zu sagen, aus Gründen zu zweifeln berechtigen könne? Diß ist aber noch nicht genug, daß einer nach seiner Lage die Wahrheit sagen kan, sondern er muß auch den Willen haben solches zu thun, und es ist schon im Eingang erinnert worden, daß uns die Ueberzeugung von dem Vermögen und dem Willen

len eines Geschichtschreibers die Wahrheit zu erzehlen, zugleich von der Gewisheit seiner Geschichte überzeugen müsse. Wenn wir denen Lehrsätzen der Rechtsgelehrten folgen wollen; so streitet vor jeden ehrlichen Mann, der die Wahrheit zu schreiben im Stande ist, die Vermuthung, daß er auch den Willen habe die Wahrheit zu schreiben, bis wir das Gegentheil erweisen und gründlich darthun können, daß er gelogen habe. Diese rechtliche Vermuthung kan aber bey einem Geschichtschreiber um so weniger Platz greifen, als es hier nicht, wie in denen Gerichtshöfen, darum zu thun ist, einen wegen seiner Handlungen oder Streitigkeiten zu verdammen oder loszusprechen, sondern die Critik hat ganz andere Gesetze, nach welchen auch auf einen bloßen Verdacht, unter Verbindung der mit einschlagenden Umstände, ein Urtheil zu sprechen erlaubt ist. Denn wir betrachten hier den Historiker weder für einen peinlich Angeklagten, noch für einen Kläger oder Beklagten in bürgerlichen Fällen, sondern lediglich als einen Zeugen, gegen welchen auch die Rechtsgelehrten Ausreden anzubringen und ihn aus erheblichen Präsumtionen verdächtig zu machen erlauben.

§. 69.

Die erste Eigenschaft eines Geschichtschreibers soll die Redlichkeit seyn, und sind diejenigen

sehr

sehr irrig, welche dafür halten, jeder geschickter Mann, der eine zierliche Rede oder ein schönes Trauerspiel entwerfen könne, sey auch im Stande eine gute Historie zu schreiben. Denn da die Wahrheit die Seele der Historie ist; so ist eine wesentliche Erfordernüß, daß sich keine Lügen in dieselbe einschleichen und wenn sich alle übrige Vollkommenheiten darinnen finden; so ist es doch keine Historie, sondern eine Fabel oder Roman, wenn die Wahrheit daran fehlet. Diß verhält sich bey denen Werken eines Redners oder Dichters ganz anders. Daraus schlüsse ich weiter, daß das Gewissen eines Geschichtschreibers ein so grosser Feind der Lügen seyn müsse, daß es uns nicht zu lügen erlaubt, wenn es auch zum Vortheil unsrer Religion und unsrer besten Freunde oder zum Nachtheil der gottlosesten Secte oder unsrer unversöhnlichsten Verfolger gereichet. Ich verstehe aber unter dem Lügen nicht nur die neue Erfindung falscher Begebenheiten, sondern auch die Unterdrückung oder Zusetzung gewisser Umstände, welche zur Entschuldigung oder zur Belästigung gewisser Personen gereichen können. Diejenigen, welche mit dieser Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit nicht ausgerüstet sind, werden sich für der Betrügerey bey Entwerfung einer Historie nicht hüten können, bald um Personen, welche ihnen gute Dienste leisten können ein Vergnügen zu machen, bald um andern nicht zu misfallen,

len, welche sie an Erlangung einer Ehrenstelle oder eines Gnaden-Gehalts zu hindern vermögend sind. Dem ohngeachtet wird fast niemahlen darnach gefragt, ob der Geschichtschreiber ein ehrlicher Mann sey, sondern man ist schon befriediget, wenn er Verstand und Beurtheilungs-Kraft verräth, und einen angenehmen, zierlichen und fliessenden Styl schreibt.

§. 70.

Das Zeugnüß eines offenbaren Feindes gegen den andern, wird nirgends einen Glauben verdienen, und wir können also auch in der Historie kein Gewicht darauf legen, wenn solches etwas nachtheiliges enthält. Desto eher läst sich aber auf dergleichen Erzehlungen bauen, wenn sie zum Vortheil der angefeindeten Person gereichen. Dů Maurier belegt den Holländischen Gesandten Franciscus Aarsens in seinen Memoires mit denen anzüglichsten Schmähungen, ohnerachtet er von jedermänniglich für einen der geschicktesten Staats- und Geschäfts-Männer ausgegeben wird. Daferne er verlangt hätte, daß man seinem Vorgeben einigen Glauben beymessen möchte; so hätte er den Umstand verschweigen sollen, daß sein Vater und Aarsens jederzeit Todfeinde gewesen, daß zwischen beeden eine unüberwindliche Abneigung herrsche, und daß dieser grosse Widerwille, statt sich zu vermindern, täglich höher anwachse. Peucer ein

Tochtermann des Melanchton, und abgesagter Feind Pabst Paul II. schrieb öffentlich: dieser Pabst sey im Beyschlaf mit einer unbenannten Weibs-Person vom Teufel erdrosselt worden. Diesem Zeugnüß wird ohnehin niemand einiges Gewicht beylegen, zumahlen in neuern Zeiten, wo das Teufel-hohlen aus der Mode gekommen ist. Diese Mord-Geschichte widerlegt sich aber am besten aus dem Platina, der auch kein guter Freund von diesem Pabst war, und viele unschuldige Verfolgungen von ihm ausstehen muste, gleichwohlen aber versicherte, er sey an der Apoplexie gestorben. Chavagnack beschreibt in seinen Denkwürdigkeiten den Grafen von Souches, der damahls die Kayserliche Armee commandirte, als den tummsten und verzagtesten Menschen, voll Bosheit und Unwissenheit, und als den grösten Räuber in der Welt. Er giebt ihm sogar Schuld, ohnerachtet er Ordre erhalten, nicht über die Maas zu gehen, habe er seine Armee doch hinüber geführt, in der Meynung er gienge über die Mosel, von welchem Irrthum er Chavagnack ihn erst überzeugen müssen. So sehr diese Beschreibung schon an und vor sich den Geruch der Unwahrheit von sich giebt; so wenig wäre auch dem Geschichtschreiber in diesem Stuck zu trauen. Denn ausserdeme, daß Chavagnack durchgängig seinen eignen Panegyristen machet, und alle gut ausgeschlag-

ne

ne Unternehmungen auf seine Rechnung schreibt; so war er auch seit dem Anfang des 1674er Feldzugs mit dem Grafen in Uneinigkeit, und es ist höchstwahrscheinlich daß sich derselbe bisweilen genöthiget gesehen, den Chavagnack das lästige der Subordination fühlen zu lassen, zu geschweigen, daß dieser Autor von allen seinen Generalen übel zu sprechen gewohnt war, wie er uns denn vom Grafen von Montecuculi die erbärmlichste Idee beyzubringen suchet, ohnerachtet der Feldzug vom Jahr 1673. der schönste und glorreichste in dem ganzen Leben dieses Generals gewesen. Dem Villegaignon wurde fast allgemein nachgesagt, er habe während seines Aufenthalts auf der von ihm entdeckten Insel Coligni in Brasilien mit denen dortigen Weibs-Personen der Wilden sich vielfältig verunkeuschet, und dadurch denen neuen Colonisten ein groses Aergernüß gegeben. Johann von Leri sein Todfeind giebt ihm aber das Zeugnüß, daß er nicht nur in diesem Stuck untadelhaft gelebt, sondern auch mit Beystimmung des Raths allen dortigen Christen bey Lebens-Strafe verboten, sich mit denen Wilden nicht zu verunreinigen, welches Gesetz er so genau beobachtet, daß er einen Dolmetscher, welcher solches übertreten, durchaus henken lassen wollte, und nur auf Vorbitte einiger seiner besten Freunde diese Strafe in eine harte Gefangenschaft verwandelt habe.

Diese Vertheidigung überwiegt alle gegentheilige Anschuldigungen des Villegaignon, sie mögen herkommen von wem sie wollen.

§. 71.

Auf der andern Seite wird aber auch das Zeugnüß eines Freundes verdächtig, wenn es von andern mit Gründen angefochten wird, oder überhaupt unglaubliche Dinge enthält. Denn an und vor sich können wir die Nachrichten, welche gute Freunde von ihren guten Freunden erzehlen, nicht verwerfen, vielmehr lassen sie uns vermuthen, daß vertraute Freunde gewisse Umstände zuverläßiger wissen können, als fremde, und der Wille, die Wahrheit zu schreiben, kan alsdann erst bezweifelt werden, wenn die Geschichte dem Gegenstand ausserordentlich zum Vortheil gereichet, ohnerachtet sonst niemand etwas davon gedacht hat, und sich das Gegentheil aus andern Umständen schlüssen oder wohl gar erweisen lässet. Aus dieser Ursache haben manche, welche gewissen hohen Personen ausserordentlich zugethan waren, und von ihrem Leben die zuverläßigste Nachrichten hatten, Bedenken getragen, ihre Historie zu schreiben, weil sie, ohne die Wahrheit und den Leser zu beleidigen, gewisse Umstände nicht verschweigen konnten, die ihrem Helden zum Nachtheil gereicht haben würden. Villeroi war von dem Leben König Carl IX. in Frankreich am besten unterrichtet, weil

weil er beständig um ihn war, und an seinen meisten Angelegenheiten Theil nahm. Er wurde dahero von vielen guten Freunden ermuntert, die Geschichte dieses Königs zu beschreiben. Er entschuldigte sich aber damit, daß er dem König zu viele Verbündlichkeiten schuldig sey, und sein Andenken zu hoch schätzte, als daß er seine Historie schreiben könnte. Wenn Eginhard, der älteste teutsche Geschichtschreiber, sich aus dem nähmlichen Grund von Entwerfung der Lebens-Beschreibung Carl des Grossen los gesagt hätte; so würden wir in seinem Buch nicht so viele offenbare, besonders zur Verkleinerung der Merovingischen Könige gereichende Fabeln lesen dürfen; wobey er sich öfters wider die Chronologie verstossen, besonders wenn er versichert, Childerich sey mit Gutheissen des Pabst Stephanus II. abgesetzt worden, ohnerachtet Pipin schon lange König war, ehe Stephanus zur päbstlichen Würde gelangte. Dagegen finden wir in denen Geschichten des Scipio du Pleix, in denen Lebens-Beschreibungen der Könige Heinrich III. und IV. daß er der Königin Margaretha von Valois, Schwester des ersten und Gemahlin des zweyten dieser beeden Könige nicht geschont hat, ohnerachtet er, wie er selbst bemerkt, sechs Jahre lang bey ihr in Diensten gestanden, und von ihr mit Wohlthaten überhäuft worden. Er beschreibt ihre aus-

schweifende Lebensart ohne Hinterhalt, und belehrt uns, daß sie zwey Bastarde mit denen Herren von Chanvalon und Aubiac erzeugt habe, wogegen er ihr in billigen Dingen auch alle Gerechtigkeit wiederfahren lässet. Er wurde dieserhalb von dem Marschall von Bassompiers heftig angegriffen, und mit denen empfindlichsten Schmähungen belegt, weshalben er sich standhaft vertheidiget hat. Seine Vertheidigung behält immer das Uebergewicht über die ihm gemachte Anschuldigungen. Denn ein Geschichtschreiber muß sich von der Schmeicheley so weit als von der Verläumdung entfernen, auf nichts, als auf das Interesse der Wahrheit aufmerksam seyn, und dieser die Rache wegen eines erlittenen Unrechts, das Andenken empfangener Wohlthaten, ja selbst die Liebe vor das Vaterland aufopfern. Er muß vergessen, daß er in einem gewissen Lande geboren oder in einer gewissen Gemeinschaft erzogen worden ist. Ein solcher Geschichtschreiber gleichet dem Melchisedech, der weder Vater, noch Mutter, noch einige Freundschaft hatte. Wenn ihn jemand fragt: wo bist du her? so soll er antworten: ich bin kein Teutscher, kein Italiäner, kein Franzoß, kein Spanier, kein Engelländer ꝛc. ich bin aus der Welt. Ich diene weder dem Kayser, noch dem König in Preussen, sondern der Wahrheit. Diß ist meine Königin, welcher ich alleine

gehul-

gehuldiget und den Eyd der Treue geschworen habe. Denn die Reinigkeit einer Geschichte erfordert, daß, wenn auch alle andere Bücher auf der Welt verbrannt würden, die alleine übergebliebne Historie von einer gewissen Person, alle Leser von demjenigen, was diese Person geredt oder gethan hat, überzeugen müste. Dadurch erhalten die grausamen Verweise, welche Bassompiere dem du Pleix gegeben, ihre Abfertigung. Denn du Pleix, der Geschichtschreiber, hatte andere Verbindlichkeiten, als du Pleix, der Domestik von der Königin Margaretha. Seine Schuldigkeit erforderte, die Sachen so vorzustellen, wie sie waren, ohne sie zu Gunsten seiner Freunde zu verunstalten. Wenn du Pleix als Zeuge der verschiedenen Ehebrüche der Königin wäre aufgefordert worden und er hätte eher die Tortur ausgestanden, als solche bekennet; so hätte er als ihr Diener und Hausgenosse Lob verdient. So bald er sich aber einmahl zum Geschichtschreiber aufgeworfen, so bald war er aller Obliegenheiten eines Domestiken entbunden, und muste dasjenige frey heraus sagen, was er allenfalls gegen die wider seine Königin niedergesetzte Commißion hätte verheimlichen können. Es ist nicht zu läugnen, daß er die guten Nahmen einer königlichen Tochter, Schwester und Gemahlin angegriffen. Wenn aber dieses ihm zur Last gelegt werden könnte; so würden alle Verschwörungen der Prinzen von Geblüt, welche wir in der französischen und spa-

nischen Historie so weitläuftig erzehlt lesen, verschwiegen bleiben müssen. Nicht zu gedenken, daß dü Pleix keine Heimlichkeiten, sondern nur dasjenige schriftkund gemacht hat, wovon nicht nur der Hof, sondern auch das ganze Königreich schon hinlänglich unterrichtet war.

§. 72.

Ist einer wider eine ganze Nation eingenommen; so muß er sich eine Geschichte derselben zu schreiben gänzlich enthalten, oder es wird alles, was er zum Nachtheil derselben oder deren vornehmsten Mitglieder einfliesen lässet, verdächtig. Die Historie darf nur von reinen Händen berührt werden, und man muß sie denenjenigen überlassen, welche solche weder im eigentlichen noch im figürlichen Verstand durch einen Streit blutig gemacht haben. Wenigstens muß man die Zeit abwarten, welche diese Flecken reinigen und die Wunden wieder heilen kan. Richard Hall wurde als ein catholischer Geistlicher durch eine allgemeine Verordnung der Königin Elisabeth aus Engelland vertrieben und fand in denen Spanischen Niederlanden zu der Zeit eine Freystätte, als die Holländer wider Philipp II. sich empört hatten und ihre Freyheit behaupteten. Seine Anhänglichkeit an den König in Spanien war also ganz natürlich, und aus diesem Grund kan sein Buch von denen Niederländischen Unruhen

hen, worinnen er dem Prinzen von Oranien alle Eigenschaften eines Tyrannen zuschreibt, ihn, daß er nach der königlichen Würde trachte, beschuldiget und mit Absolon und Julian dem Abtrünnigen vergleicht, keinen Glauben verdienen, da er auf allen Blättern gezeigt hat, wie sehr er wider die Holländer eingenommen gewesen. Die langwürigen Kriege, welche die Crone Frankreich mit dem Haus Burgund führte, haben die Gemüther der Niederländer gegen die Franzosen dergestalt aufgebracht, daß diejenigen, welche nicht im Stand waren mit dem Degen in der Faust Feindseeligkeiten gegen sie auszuüben, wenigstens keine Gelegenheit vorbey liessen, ihre Zunge und ihre Feder zu gleichem Endzweck zu gebrauchen. Dieserhalb hat man sich wohl vorzusehen, daß man besonders in 16ten Jahrhundert nicht sonderlich auf die, denen Franzosen widrige Erzehlungen und Urtheile der Flamländer traue. Denn wenn man sich blos auf belgische oder teutsche Redlichkeit berufen will; so ist dieses eine Chimere in der Historie, wo man in die Augen fallende und keine unsichtbare Beweiße verlangt. Als die Stadt Gend sich 1539. an Franciscus I. ergeben wollte; schlug derselbe nicht nur dieses Anerbieten aus, sondern er meldete es sogleich Kayser Carl V. welcher, um auf den Grund zu kommen, nach einem vorher sich erbetnen Gelaits-Brief, selbst nach Frank-

reich reiste, um mit dem König mündlich zu sprechen. Diesen Schritt legten viele dem Kayser für eine Unvorsichtigkeit aus und andere überhäuften den König Franciscus mit Lobsprüchen, daß er den Kayser nicht gefangen genommen und ihn dadurch zu Eingehung aller nur zu erwünschenden Bedingungen gebracht hat. Ich finde aber weder in dem Betragen des Kaysers noch des Königes etwas sonderbares. Soll denn ein grosser Herr dem Ehren-Wort des andern nicht mehr trauen können? oder ist es lobenswerth, wenn ein König keinen ausgezeichneten Meineyd begeht? Locri, ein niederländischer Geschichtschreiber, gieng aber noch weiter. Er schrieb: Der Kayser sey durch die Warnung einiger in ganz Paris ausgestreuter Pasquille der ihm bevorgestandnen nahen Gefahr entgangen, und habe durch die gefährlichsten Umwege seine Rückreise in aller Eil über Cambräy machen müssen, da doch die glaubwürdigsten Schriftsteller versichern, daß ihn zwey königliche Prinzen bis an die Gränze begleitet, und daß ihm in allen Französischen Städten so viel Ehre wiederfahren, als wenn es ihr König selbst gewesen wäre. Bey denen Florentinischen Unruhen, wo diese Stadt in zwey Partheyen getheilt wär, leitete es der Pabst Bonifacius VIII. dahin ein, daß Carl von Valois, ein Bruder Philipp des Schönen, Königs von Frankreich, sich ins Mittel schlug, und

weil

weil der Poet Dante zur unterliegenden Parthey gehörte; so muste er das Land räumen, und seine Güther wurden eingezogen. Zur schuldigen Danksagung gegen die französische Nation schreibt Dante in seinem Fegfeuer, Hugo Capet sey eines Fleischers Sohn gewesen, und er habe sich selbst für die Wurzel einer Pflanze erkannt, welche vieles Unheil in der Welt anstellen würde. Daß es Leuthe gegeben, welche ihm nachgeschrieben, ist gar nicht zum verwundern. Denn man darf die grösten Lügen wagen, und sich sicher darauf verlassen, daß es einem nicht an Copisten fehlen werde. Daß sich aber andere kein Bedenken gemachet, den Dante auf die widersinnigste Art zu vertheidigen, das ist lächerlich.

Wenn ein Monarch oder wenigstens seine Günstlinge und Ministers vom ganzen Volk gehaßt sind; so hat man sich wohl vorzusehen, daß man sich durch parthevische National-Schriftsteller nicht verführen lasse. Vorzüglich aber wird man finden, daß dieses Volk alle diejenigen, welche unter einer solchen Regierung zur Strafe gezogen worden, für unschuldig zu erklären geneigt sey, welches wir am deutlichsten unter der Ministerschaft des Macron zur Zeit des Kaysers Tiberius und des Cardinals Richelieu in Frankreich wahrnehmen.

§. 73.

Dahingegen ein übertriebenes Lob eines National-Schriftstellers von Personen seiner Nation oder eines Dieners von seinem Herrn immer etwas an seiner Glaubwürdigkeit verliert. Hall und Grafton, zwey englische Geschichtschreiber, versichern, Carl IX. König in Frankreich, habe seine erste Gemahlin, Margaretha Stuart, wegen ihres stinkenden Odems nicht ausstehen können. Buchanan sucht sie zu widerlegen, und beruft sich auf das Zeugnüß eines Schottländischen Schriftstellers, welcher mit ihr nach Frankreich gegangen, auch so lange sie gelebt bey ihr geblieben und behauptet habe, daß sie von ihrem Gemahl sowohl als von ihren Schwieger-Eltern jederzeit sehr geliebt worden. Dieser Schottländer mag es wohl am besten gewust haben, wie es mit der Liebe des Königs gegen seine Gemahlin beschaffen gewesen. Er verdient aber gegen andere glaubwürdige Scribenten in gedoppelter Rucksicht wenig Beyfall. Denn erstlich war er ein Landsmann, welcher von seiner Prinzeßin nichts aufzeichnete, als was ihr zur Ehre gereichte, und zweytens war er ein Domestik von ihr, der alles zu beseitigen suchte, was ihrem guten Nahmen nachtheilig seyn konnte. Wenn Geldenhauer nicht in Diensten des Bischoffs zu Utrecht, Philipp von Burgund, gestanden

den wäre; so würde er dessen jugendliche übertriebene Keuschheit nicht wider alle Notorität behauptet haben, da uns Antonius Matthäus unter Beziehung auf Gisbert Lappen von Waveren berichtet, daß er nur mit einer Beyschläferin 3 Bastarde gezeugt habe. Clitarchus, ein Diener im Gefolg Alexander des Grossen, ist der einige, der behauptet, die Römer hätten eine Gesandschaft an seinen König geschickt. Da er aber ein Domestik des Alexanders war, und Quintilian schon von ihm schreibt, daß er zwar ein witziger, aber kein glaubwürdiger Schriftsteller sey; so bleibt uns immer eine gegründete Ursache übrig, an der Wahrheit dieser von keinem andern erwehnten Gesandschaft zu zweifeln.

§. 74.

In der alten Historie sehen wir uns mehrentheils von sichern Nachrichten verlassen, woraus wir urtheilen könnten, ob der Autor dieser oder jener Parthey zugethan gewesen, und wie ferne also auf sein Zeugnüß zu bauen sey. Es bleibt uns in diesem Fall nichts übrig, als dergleichen zweifelhafte Geschichte in so lange für wahr zu halten, bis wir auf eine andere Art vom Gegentheil besser überzeugt werden.

§. 75.

Wenn die Verschiedenheit der Religionen auf die Geschichte einen Einfluß hat; so haben wir

wir uns wohl vorzusehen, daß wir nicht alles für gute Münze annehmen, was uns dafür angeboten wird. Vorzüglich ist zu beklagen, daß wir in der Kirchen-Historie so viele Unordnung wahrnehmen, und daß so wenig Zuverläßigkeit in denen Schriften der Kirchen-Väter zu suchen ist, wie denn Hieronymus selbst bekennt, daß sie öfters gezwungen gewesen wären, nicht ihre wahre Meynung, sondern dasjenige zu sagen, was sie für dienlich und nothwendig angesehen, um die Grundsätze der Heyden umzustossen. Tertullianus widerspricht sich zum öftern, besonders wenn wir die Chronologie zu Rath ziehen, wie wir unter andern aus seinen vom Ketzer Marcion mitgetheilten Nachrichten abnehmen können, wenn wir die Schriften des Polycarpus und Irenäus mit denen seinigen vergleichen, und Crysostomus verirrt sich häufig, wenn er in die Historie der vorigen Jahrhunderte zurück gehet. Er behauptet z. E. der Bischof Babylas zu Antiochia sey auf Befehl eines heidnischen lasterhaften Kaysers umgebracht worden, weil er ihm den Eingang in seine Kirche verschlossen. Nun ist Babylas unter der Regierung des Kaysers Decius gestorben, welcher in seinem Leben nie zu Antiochia gewesen. Er schreibt ferner die Ursache und das Verbrechen, warum er den Kayser nicht in die Kirche gelassen, wäre darinnen bestanden, weil derselbe den

ihm

ihm zum Geissel bey einer Friedenshandlung über⸗gebnen Sohn eines Königs mit eigner Hand er⸗mordet. Nun mag man alle römische Geschicht⸗schreiber nachlesen, und man wird kein so ab⸗scheuliches Verfahren eines römischen Kaysers darinnen finden, zugeschweigen, daß das Volk, welches seinen König beredet, dem Kayser seinen Sohn zum Unterpfand zu geben, kein anderes als die Perser gewesen seyn könnten, welche aber zur Zeit des Bischof Babylas mit denen Römern gar nicht in Krieg verwickelt waren. Crysosto⸗mus hätte nichts als Homilien schreiben sollen. Eusebius versichert, der Kayser Philipp habe am Oster⸗Abend dem öffentlichen Gebet beywoh⸗nen wollen, der Bischof habe ihm aber die Kir⸗che nicht eher geöffnet, bis er seine Sünden ge⸗beichtet, und sich unter die Pönitenten gekniet habe. Er erzehlet dieses auf ein bloses Hören⸗sagen, und da er weder den Ort noch den Prä⸗laten nahmhaft machet; so überschreitet seine Nachricht alle Schranken der Glaubwürdigkeit, sonderheitlich, da die grösten Gelehrten behau⸗pten, Philippus sey nie ein Christ gewesen. Epiphanias hat in seinen Schriften, und be⸗sonders in denen Lebens⸗Beschreibungen der Pro⸗pheten, sich meist auf Traditionen gegründet, und fast durchgängig dem Dorotheus, der ein Bischof zu Tyrus gewesen seyn soll, nachgeschrie⸗ben, dabey aber so wenig als sein Vorgänger

sich um richtige geographische Nachrichten von denen Besitzungen der Israeliten bekümmert. Socrates beschreibt die Verfolgung der Christen in Persien unter Theodosius dem jüngern, mit denen abscheulichsten Farben, er verschweigt aber die von denen Christen selbst gegebene Veranlassung zu dieser Verfolgung, dahingegen uns Theodoretus und aus diesem Nicephorus berichten, daß der Bischof Abdas die Thorheit begangen, einen heidnischen Tempel, worinnen man das Feuer angebetet, zu zerstören, und als ihm der König befohlen, solchen wieder aufzubauen oder die Niederreissung aller christlichen Kirchen zu gewärtigen, sich diesem Befehl zu widersetzen, und auf seinem Eigendünkel zu beharren, worauf die Demolirung der christlichen Kirchen, und die Verfolgung der Christen, worinnen der Bischof selbst umgekommen, ihren Anfang genommen. Es ist ganz unbegreiflich, wie man diesen Bischof Abdas zum Märtyrer machen können, da er sich seinen Tod so vorsetzlich und muthwillig zugezogen? und aus welchen Gründen man seinen Ungehorsam gegen die Befehle des Königs von Persien, dessen Unterthan er damahlen war, beloben mögen? Er hatte einmahl sich an dem Eigenthum der Perser vergriffen, und war nach allen göttlich- und menschlichen Rechten schuldig, solches in vorigen Stand wieder herzustellen. Er sah bey seinem beharr-

lichen

lichen Ungehorsam das Ende der christlichen Religion in Persien voraus, und ihm gieng es nichts an, ob man in diesem Tempel den wahren Gott oder das Feuer angebetet, zumahlen die Perser villeicht noch hundert solche Tempel hatten, die er ihnen nicht nehmen konnte. Und sind wir denn berechtiget, einem Verschwender sein Geld von darum zu rauben, weil mir wissen, daß er es übel anwendet? Kurz, Abdas hat als ein rasender Mensch gehandelt, und verdient keine Vertheidigung, so sehr auch manche diese widersinnige That zu erheben suchen.

Es wäre dahero weit besser, wenn wir nur einen Kirchen-Geschichtschreiber hätten, in welchem wir alle Begebenheiten, so wie sie auf einander gefolgt, zuverläßig aufgezeichnet fänden, als daß wir so viele haben, welche durch unbestimmte Ausdrücke einander zu widersprechen scheinen und uns mehr in Verwirrung setzen, als gründlich unterrichten. Constantin der Grosse schickte den Arius und Euzoius auf die Kirchen-Versammlung nach Jerusalem mit nachdrücklichen Empfehlungen und bündiger Versicherung ihrer Orthodoxie, nach Maasgabe ihrer übergebnen Glaubens-Bekenntnüsse. Sie wurden auch in die Gemeinschaft der Kirche durch das Concilium wieder aufgenommen, es wird aber durch die vielen wider einander laufenden Nachrichten zweifelhaft, ob hier von dem Erzketzer oder

oder von einem andern Arius die Rede sey. Beede Meynungen finden ihre Vertheidiger, besonders da wir von dem Sterbjahr des bekannten Arius nicht zuverläßig unterrichtet sind.

§. 76.

In denen folgenden Zeiten finden wir häufig, daß die besten Schriftsteller Ehre und Reputation ihrem Haß gegen fremde Religionen aufgeopfert haben. Man muß erschrecken, wenn man die Lobsprüche liest, welche von eifrigen Catholiken denen offenbaren Feinden des menschlichen Geschlechts, denen Marlucs, Tavannen, Suzen, Guisen, Serbelloni und andern beygelegt worden, daß sie aus einem heiligen Eifer vor den Glauben und zur Ehre Gottes Länder verwüstet, Städte und Dörfer abgebrennt, und ihre Einwohner verjagt oder jämmerlich ermordet haben. Und was thaten sie denn bey allen dem vor die catholische Religion? Nichts, als daß sie ihre Herzschsucht befriediget, allenthaben wo sie hingekommen geraubt und geplündert und sich dadurch bereichert haben. Cannines, Chalcondil und der Pabst Pius II. welche von Mahomed II. noch bey seinen Lebzeiten geschrieben haben, lassen ihm in billigen Dingen alle Gerechtigkeit wiederfahren und beweisen deutlich, daß sie allen gemeinen Vorurtheilen zu entsagen und die einem gekrönten Haupt schuldige Mäßigung

gung zu beobachten wusten. Diß erfordern die Gesetze der Historie und der Caracter eines ehrlichen Mannes. Wenn man dagegen andre liest, welche zu gleicher Zeit gelebt haben; so giebt es keine Schandthat und keinen verhaßten Titel, welcher nicht diesem Kayser angehängt worden, und ohnerachtet sich freylich nicht viel gutes von ihm sagen läst; so ist es doch ärgerlich zu lesen, wenn auch das wenige gute verschwiegen oder verdreht und nichts als Gift und Galle wider ihn ausgestossen wird, gleichsam als ob die Gerechtigkeit der Sache und die Wahrheit eine so niederträchtige und schändliche Unterstützung nöthig hätte. Wenn die Legende erzehlt, der heil. Dominicus sey einer Nonne im Traum erschienen und habe ihr in ihrer Entzückung die Schienbeine mit einem Oehl geschmieret, welches er das Zeichen der Liebe genennt habe; so ist es unverantwortlich, wenn man mit dem Aubigne und Jurieu aus diesem Gesicht oder Traum eine würkliche Handlung des heil. Dominicus machet und statt der Schienbeine sich des Ausdrucks bedient: er habe sie an einem Ort, den man nicht zu nennen pflege, gesalbet und seine Salbe das Liebes-Oehl genennet. Zu dergleichen Schriftstellern, welche die Wahrheit so offenbar verdrehen, würde ich sagen: ich mag der Gegenstand eurer Betrügerey nicht seyn, addreßirt euch an jemand anders. Wiewohl ich auch auf der

andern Seite wünschen wollte, daß dergleichen Historien ganz aus der Legende verbannt wären, und daß man die Geschichte der Heiligen nicht so leichtsinnig behandelt, und einerley Sachen bald diesem, bald jenem zugeschrieben, somit den Rath des Lampridius besser befolgt hätte, daß man in der Historie mehr auf bewährte Schriftsteller, als auf den gemeinen Ruf und die Volks-Sagen acht haben solle. Man muß aber auch wissen, wie nach die meisten dieser Heiligen-Geschichte entstanden seyen. Der Cardinal und Bischoff zu Verona, Augustin Valerius, giebt uns nähern Unterricht davon. Er schreibt: man habe in denen meisten Clöstern die Gewohnheit gehabt, die jungen Mönche dadurch in der lateinischen Sprache zu üben, daß man ihnen Historien der Märtyrer vorgelegt und ihnen aufgegeben habe, solche durch eignes Nachdenken zu erweitern und Proben ihres Witzes abzulegen. Dadurch hätten sie die Freyheit bekommen, denen Märtyrern und ihren Tyrannen alles in den Mund zu legen, was ihnen beliebte. Die besten von diesen Ausarbeitungen habe man aufbewahrt, und nach 100. und mehr Jahren solche villeicht in denen Bibliotheken der Clöster wieder gefunden. Weil man nun nicht wuste, daß nur Schüler-Arbeiten auf diesen Pappieren stunden; so nahm man sie für authentisch an, und auf solche Weise kamen sie nach und nach in die Legende. Die ersten

Urhe-

Urheber waren unschuldig an dieser Betrügerey, weil sie nicht voraus sehen konnten, was ihr Fleiß für Folgen haben würde, und wenn ihre Nachkommenschaft dadurch hintergangen worden, und andere wieder hintergehet; so war dieses mehr eine Würkung ihrer seichten Beurtheilungs-Kraft als ihrer bösen Absichten.

§. 77.

Was die Ketzereyen insbesondere anbelanget; so sind die davon aufgezeichneten Nachrichten so unzuverläßig, daß sich niemahlen darauf bauen läst, und die davon zum Vorschein gekommene Verzeichnüsse enthalten Dinge, woran nie ein Mensch gedacht hat. Bzovius erzehlt mit der grösten Dreustigkeit, der zur protestantischen Religion übergetretne Capuziner Ocellus sey 1542. zu Genf wegen seiner Ketzereyen, auf Befehl des Magistrats durch seine Schüler in seinem Bett erstochen worden, ohnerachtet alle Welt weis, auch viele andere catholische Schriftsteller gemeldet haben, daß er erst lange hernach, aus Genf vertrieben, sich nach Pohlen gewendet und endlich in Mähren gestorben sey. Prateolus hat einen Ketzer-Elenchus herausgegeben, worein verschiedene Secten verzeichnet sind, welche nie existirt haben. Er nennet unter andern die Bezaniten, als Anhänger der Lehrsätze des Beza, der noch von niemand auf der Welt für

den Stifter einer eignen Secte ausgegeben worden. Es scheint aber, daß er dieser erdichteten Ketzerey nur von darum gedacht habe, um alle Schmäh- und Lästerungen zu sammeln, welche jemahlen wider den Theodor Beza ausgespiehen worden. Es ist würklich zu verwundern, daß Männer von Ansehen sich nicht ins Mittel gelegt und dergleichen abentheurliche Schriften nicht in ihrer Geburt erstickt haben, man müste denn voraussetzen, daß diesen angesehenen Männern die nöthige Erleuchtung gefehlt, oder daß sie von der bösen Maxime des Virgils überzeugt waren: Es sey gleichgültig, ob man seinem Feind durch Tapferkeit oder durch Betrug Schaden zufügen könne. Prateolus war aber nicht der Erfinder dieser neuen unerhörten Secte, sondern Lindanus, welcher vor seine Unverschämtheiten mit einem ansehnlichen Bisthum und andern Ehren-Zeichen belohnt worden. Wenn nur einer von seinen Obern, welche seine Aufführung untersuchen musten, ihn wegen seiner Kühnheit, neue Secten zu erschaffen, zur Rede gesetzt und ihn befragt hätte, wie er sich zu beweisen getraue, daß Beza etwas anders als Calvin gelehrt und eine von dieser unterschiedne Religion ausgebreitet hätte; so würde er auf einmahl haben verstummen müssen. Aber weit gefehlt, daß einer zu besorgen hätte, über dergleichen Unwahrheiten bestraft zu werden, findet derselbe vielmehr seine Verthei-

diger

diger und wird für eine Stütze des catholischen Glaubens gehalten, ohnerachtet durch dergleichen widersinnige Schriften der Kirche weit mehr Nachtheil zugezogen als Nutzen verschafft wird. Dieser nähmliche Prateolus macht einen Johann von Westphalen zum Ketzer, der nie in der Welt gelebt hat. Sein Währmann, Bernhard von Luxenburg, nennt einen Johann von Wessalia oder von Wesel, und durch diese Nahmens-Verstümmelung ist der eingebildete Erz-Ketzer Johann Westphal entstanden, dessen Moreri und andere auf die Gewähr des Prateolus erwähnen. Dem König in Frankreich trug man kein Bedenken vorzuspiegeln, alle Hugonotten stürben in der Verzweiflung. Um hiezu ein Exempel mehr aufzubringen, streute man aus, Perrot von Ablancourt habe sich, wegen heftigen Steinschmerzens zu todt gehungert, ohnerachtet der Prediger du Bosc, der ihm in seiner letzten Krankheit beygestanden, versichert, daß er mit der größten Standhaftigkeit sein Leiden ertragen und sehr gelassen gestorben sey.

Dergleichen offenbare zu Gunsten der evangelischen Religion ersonnene Lügen finde ich in keinem protestantischen Schriftsteller, ohnerachtet in solchen Fällen, wo Streitigkeiten zwischen zweyerley Religions-Partheyen mit einschlagen, es an Beyspielen nicht fehlt, daß die gute Sache der Religion des Scribenten allzusehr erhoben,

und mit sophismatischen Gründen unterstützt, die gegenseitige Religion hingegen zu weit herunter gesetzt, auch bisweilen aus ihren Grund-Lehrsätzen offenbar falsche Folgen gezogen werden.

§. 78.

Ueberhaupt ist nichts abscheulicher, als wenn ein Geschichtschreiber statt der Historie ein Controverß-Buch nach einer neuen Methode zu schreiben kein Bedenken trägt. So bald wir dieses bemerken, daß sich der Historiker zum Controverß-Prediger aufwirft, wobey es ihm gewis niemahlen um die Herstellung der Einigkeit, sondern blos um den Sieg über seinen Gegner zu thun ist, massen sich die meisten selbst einbilden, dasjenige zum Besten der Religion zu thun, was sie blos aus Eitelkeit und Empörung ihres Herzens unternehmen; so bald muß seine Schrift bey unbefangenen Lesern alle Glaubwürdigkeit verlieren. Denn man darf sich sicher darauf verlassen, daß er die böse Seite der Gegen-Parthey allzusehr vergrössern, nichts entschuldigen, keine günstige Meynung vor sie statt finden lassen, allen ihren Handlungen und Lehrsätzen eine böse Wendung geben, und Fehler einzelner Mitglieder auf Rechnung der ganzen Gemeinschaft schreiben, vor seine Parthey hingegen alles zum Besten auslegen, verhaste Scenen möglichst zu verbergen suchen, lediglich die schöne Seite

derselben darstellen, und es sehr übel aufnehmen werde, daß sich die Gegner die Ungerechtigkeit erlauben, die schwächsten Stellen aus denen ihme beyfälligen Schriften aufzusuchen, und solche zu ihrem Vortheil anzuwenden. Bey dieser offenbar vor Augen liegenden Partheylichkeit, wird uns der Schriftsteller nothwendig verdächtig, und wer wird mehr ein Vertrauen in ihn setzen, da man deutlich und ohne Kunstgriffe schlüssen kan, daß es ihm an dem Willen die Wahrheit zu schreiben ermangele. Baleus ist der erste, welcher uns erzehlt, Leo X. habe seinem Secretar Bembus, der sich auf eine Stelle des Evangeliums bezogen, geantwortet: man weis es seit unfürdenklichen Zeiten, wie vortheilhaft uns die Fabel von Jesus Christus gewesen, und Luther schreibt, dieser nähmliche Pabst habe, nach einer mit angehörten Disputation über die Unsterblichkeit der Seele, gesprochen: die Bejahung scheint mir zwar wahrscheinlicher, die Verneinung macht uns aber das Gemüth fröhlicher. Wer beede Nachrichten glauben will, mag sie glauben, nur wollte ich nicht rathen, sich auf das Zeugnüß dieser beeden Männer zu berufen, welche mit dem Pabst in eine öffentliche Fehde verwickelt waren, ohnerachtet es villeicht schon von 200. rechtschaffnen Männern nachgeschrieben worden, welche alle keinen andern Zeugen als den Baleus und D. Luthern

anführen können. Florimond von Remond hat im 16ten Jahrhundert mit Beyhülfe einiger Jesuiten, und besonders des Pater Richeome eine Historie, von dem Ursprung, Fortgang und Verfall der Ketzerey dieses Seculums geschrieben. Er war ein grosser Weltmann, aber zu historischer Beschreibung einer so wichtigen Revolution gar nicht aufgelegt. Denn von einem Geschichtschreiber fordern wir ausser einer gesunden Beurtheilungs Kraft, und einer edlen deutlichen und reinen Schreibart, auch ein unverletztes Gewissen, eine ausgezeichnete Redlichkeit, und vorzüglich die Stärke, denen Antrieben eines Religions-Eifers, welcher uns verleitet, dasjenige, was wir für falsch halten, zu verschreyen, und dasjenige, was uns wahr scheinet, zu erheben, standhaft zu widerstehen. Aus dieser kurzen Beschreibung der einem Geschichtschreiber nöthigen Eigenschaften finden wir ohne Schwürigkeit, daß Florimond in seinem Vorhaben, vom Ursprung und Fortgang des Lutherthums und Calvinismus zu schreiben, nicht glücklich seyn konnte. Diß war die gröste Revolution, welche sich noch jemahlen in der Christenheit eräugnet hat, wo die wichtigsten Staats-Ursachen mit dem Interesse der Religion verbunden waren. Diese Vermischung verdoppelte die Arbeit des Geschichtschreibers, und setzte eine Entfernung von allen Vorurtheilen voraus. Diese finden wir aber nicht beym Florimond von Remond, indeme

me sein Eifer vor die catholische, und sein Haß wider die protestantische Religion aus allen Blättern herfür leuchtet. Sein Fehler bestund darinnen, daß er vor Angehung dieser Arbeit nicht sein Herz fragte: Bin ich auch im Stande die Wahrheit zu schreiben, wenn sie denen Catholiken nachtheilig, und denen Hugonotten vortheilhaft ist? Werde ich die Kräfte haben, meinen Leidenschaften, meinem Eifer, meiner Rache gegen meine Verfolger, und dem Interesse meiner Parthey zu entsagen, und zu Gunsten so vieler Gegenstände, gegen welche ich so empfindlich bin, niemahlen zu lügen? Wer sein Buch gelesen hat, kan ohne Frechheit urtheilen, daß er sich hierüber nie befragt oder wenigstens, daß er sich nach der verneinenden Antwort seines Gewissens nicht gerichtet habe. Auf die Seite der Protestanten wirft er alle Arten der Ungerechtigkeiten, und auf die andre Seite alle Arten von Weisheit und Unschuld. Er erzehlt fast nichts, ohne sich der schimpflichsten Beywörter und härtesten Ausdrücke gegen die Ketzer und Ketzerey zu bedienen. Seine Citationen taugen gar nichts. Denn er führt entweder lauter Schriftsteller von seiner Parthey an, welche mehrentheils mit denen reformirten Predigern im Streit lebten, oder wenn er sich auf Protestanten bezieht; so wählet er hiezu einzelne Stellen, welche sich in catholischen Scribenten finden. Ein Geschicht-

schreiber von dieser Art verfällt nothwendig in die Sclaverey des Betrugs, und in die Verführung seines eignen Herzens, wodurch er ungeschickt wird, eine Historie von dem Ursprung und Fortgang der protestantischen Religion zu schreiben.

Aus dieser Ursache haben sich schon manche eine Geschichte aus der Feder eines Mannes gewünscht, der weder der einen noch der andern Religion zugethan wäre, und haben geglaubt, ein Thucydides oder ein Livius würde uns die Historie derjenigen Begebenheiten, welche Florimond versprochen hatte, besser und aufrichtiger beschreiben können, weil sie neutral wären und man sich sowohl von der einen als der andern Seite alle Unpartheylichkeit von ihnen versprechen könnte. Ich habe aber dennoch Ursachen zu zweifeln, ob sie sich in einer vollkommnen Unpartheylichkeit erhalten würden? Denn gleichwie die catholische Religion dem Heydenthum weit ähnlicher ist, als die protestantische; Also könnte es auch leicht geschehen, daß sie sich wider Luthern und Calvin einnehmen liesen. Zudeme giebt es gewisse Regierungs-Formen, gewisse Maximen der Moral und Staats-Kunst, welche einem Geschichtschreiber gefallen oder nicht gefallen, und dieses Vorurtheil verleitet ihn, gesetzt, daß auch von einer alten oder weit entfernten Nation die Rede wäre, eine Parthey vor der andern zu begünstigen.

Wenn

Wenn einer auch die Geschichte eines Moguls, der vor 300. Jahren von seinem Unterthanen umgebracht worden, beschreiben wollte; so darf er nur ein Feind des monarchischen Regiments seyn, und er wird tausend Umwege suchen, das Andenken dieses Moguls verhaßt zu machen, und den bürgerlichen Krieg seiner Unterthanen, die ihn vom Thron gestürzt haben, zu rechtfertigen. Ein Freund der Monarchie und ein Feind von allen Rebellionen wird das gerade Gegentheil thun. Was kan man sich also von denen neuen und einer Parthey vermöge des Religions-Bandes zugethanen Schriftstellern versprechen, da eine so leichte Möglichkeit gezeigt worden, wie ein Livius in denen Christlichen Religions-Geschichten partheyisch werden könne. Ein Christlicher Scribent hat aber noch eine Schwürigkeit mehr zu übersteigen. Denn durch eine unpartheyische Geschichte würde er sich die Verfolg- und Verachtung seiner eignen Parthey auf den Hals ziehen, und sich der Gefahr aussetzen, daß er für falsch und treulos ausgeschrieben würde. Es giebt viele Leute, welche von einem Geschichtschreiber ihrer Parthey durchaus fordern, daß er denen Picketspielern nachahmen und nur die guten Karten behalten, die schlechten aber wegwerfen soll. Verschiedne Geschichtschreiber erzehlen, der Pabst Sixtus IV. habe der Familie des Cardinals von Sancta Lucia auf ihr Ansuchen die Erlaubnüß erthei-

ertheilt, in denen drey heisesten Sommer-Monathen Junius, Julius und August Sodomiterey zu treiben, und alle berufen sich am Ende auf das Zeugnüß des Wesselus von Gröningen. Zu geschweigen nun, daß diese Geschichte schon wider alle Wahrscheinlichkeit anstöst, da die heisen Sommer-Monathe eben diejenigen sind, wo die Menschen am wenigsten Anfechtung von der Fleisches-Lust haben, und ferner zu geschweigen, daß sich in der Goldastischen und andern Ausgaben des Wesselus nichts von dieser Dispensation findet; so könnte solche auch in dem Wesselus stehen, dieser einzige Zeuge könnte aber bey einer so erschröcklichen Historie, deren die unzehligen wider diesen Pabst zum Vorschein gekommene venetianische und florentinische Pasquille keine Meldung thun, unmöglich einen unbedingten Glauben fordern, da er ein Protestant war, und dieserhalb schon an sich in der Geschichte der päbstlichen Ausschweifungen verdächtig ist.

Wenn die Ketzerey einmahl gehaßt wird; so werden alle Anhänger derselben mit angefeindet, und man darf bey weiten nicht alles schlechthin glauben, was von ihnen in das Publicum verbreitet wird. Johann Paul Alciat verlies nebst vielen andern im 16ten Jahrhundert Italien und wandte sich zur evangelischen Kirche, verfiel aber in kurzen auf die socinianischen Irrthümer, und zog sich dadurch den Haß der Catholiken und Prote-

Protestanten zu, und von beeden Religions-Partheyen wurde ihm nachgesagt, er habe den mahomedanischen Glauben angenommen, ohnerachtet er nie daran gedacht hat, sondern zuverläßig als ein Socinianer zu Danzig gestorben ist. Freylich wäre es zu wünschen, daß diejenigen, welche die gute Sache zu vertheidigen suchen, nicht gewissen Schwachheiten unterworfen wären, welche in Ewigkeit unter denen Verfolgern der Heterodoxie herrschen werden. Eine Ausschweifung in der Leichtgläubigkeit und ein Hang zu einem unbilligen Haß, der nicht sowohl die Person des Ketzers als die Ketzerey selbst zum Gegenstand hat, sind die Ursachen, daß man alle zum Nachtheil eines Ketzers ausgestreute Mährlein mit ofnem Munde auffängt und hinunter schlucket. Es darf sich nur ein Gerücht verbreiten, daß er sich umgebracht, daß ihn der Teufel gehohlt, daß er unter fluchen und gotteslästern gestorben sey; so wird diesem Ruf geglaubt, ohne nähere Beweise, ob sich die Sache auch würklich so zugetragen habe, zu erwarten. Man schreibt es an seine gute Freunde, und was das ärgste ist, diese Unwahrheit wird gedruckt, und man macht eine offenbare Lüge der Welt kund, wovon der Saame sich auf die späteste Nachwelt fortpflanzet, wenn er einmahl auf ein gutes Land gefallen, und die Geschichte von einem sonst redlichen Historiker, villeicht in der Zerstreuung und ohne genügliche

Prüfung

Prüfung der Aufzeichnung gewürdigt worden. Nach dem Tode des zur protestantischen Religion übergetretnen und zu Tübingen an der Wassersucht verstorbnen Jesuit **Reihing** wurde in Briefen und Schriften seine Krankheit für eine Strafe Gottes ausgegeben und ungescheut behauptet, er sey auf dem Todbette von erschröcklichen Gewissens-Bissen gefoltert und dadurch bewogen worden, die evangelische Religion vor seinem Ende abzuschwören. **Rauscher** bezieht sich in seiner Leichen-Rede auf das Zeugnüß des D. **Pregizer**, der ihm im sterben beygestanden und das Gegentheil heilig versichert hat. Das schlimmste dabey ist, daß man denen unschuldigsten Reden, welche man von denen Personen der Gegen-Parthey gehört, eine falsche Deutung zu geben und anstößige Folgen daraus zu ziehen pfleget. **Ogerius** erzehlt in seinen dänischen Reisen, er sey bey einem Geistlichen eingekehrt, welcher sich entschuldiget, daß er ihn nicht gehörig bewirthen, und alle Bequemlichkeit verschaffen könne, weil seine Frau gestorben sey, wodurch seine Umstände zu oberst und unterst gekehrt und sein Leben ihm zur Beschwehrde sey. Auf Befragen, ob es ihm denn verboten sey, eine zweyte Frau zu heurathen? habe er geantwortet: O nein, er müsse aber das Trauer-Jahr auswarten. Daraus ziehet Ogerius den Schluß, die Gesetze des Cölibats seyen das einige Hindernüß, warum die evangelischen

Geist-

Geistlichen nicht in die römische Kirche zurück giengen. Hat denn der Pfarrer gesagt, daß ihm die Gabe der Enthaltsamkeit fehle? oder daß er die Frau in seinem Bett vermisse? davon sagt Ogerius kein Wort. Wie kan er also einem Mann, der villeicht eine weitläuftige Oconomie oder viel Kinder und dabey ein beschwehrliches Amt hatte, aus einer Klage über seine durch den Tod seiner Frau zerrüttete häusliche Umstände, solche Dinge zur Last legen, die ihm wahrscheinlicher Weise nicht in den Sinn gekommen sind?

§. 79.

Vorzüglich aber werden wir bemerken, daß diejenigen, so von einer Religion zur andern übertreten, auf Kosten der verlaßnen Religion sich lustig machen, und öfters die unverschämtesten Unwahrheiten von derselben ausstreuen. Nicht nur diejenigen, so von einer christlichen Parthey zur andern übergehen, sondern auch die Juden, welche sich taufen lassen, pflegen in dieses wütende Fieber zu verfallen. Wenn alles wahr wäre, was uns dergleichen Proselyten schon vorgelogen, so sollte man kein Bedenken finden, die Juden mit Feuer und Schwerd auszurotten. Es finden sich aber gründliche Widerlegungen dieser Schmähschriften von Christen und Juden, welche uns von der Unschuld der letzten, wenigstens gröstentheils, überzeugen können. Samuel Friederich Brenzius ist zu Anfang des 17ten

Jahrhunderts ein Christ worden, und hat so-gleich ein abscheuliches Buch wider die Juden geschrieben. Salman Zebi hat ihn widerlegt, und Johann Wulfer hat sich die Mühe gegeben, beede Werke ins lateinische zu übersetzen, und sein Urtheil beyzufügen, auf diesem Weeg aber aus guten Gründen zu zeigen, daß Brenzius ein Verläumder gewesen. Paul Ricius und Paul Weidner haben zwar nach ihrer Taufe auch verschiedne Bücher wider die Juden geschrieben, sie sollen aber dabey mit besonderer Mäßigung zu Werke gegangen seyn. Die Beweggründe dieser Ueberläufer zu dergleichen Ausschweifungen sind entweder die Begierde, ihren neuen Glaubens-Genossen ihren Eifer vor die angenommene Religion sehen zu lassen, oder die Welt davon, daß sie von der alten Religion nicht aus Leichtsinn oder ohne Ursache abgewichen, zu überzeugen, oder um ihren alten Glaubens-Brüdern, wegen einer von ihnen erlittnen Beliedigung, wodurch sie zu diesem Schritt bewogen worden, etwas anzuhängen. Schon unter denen heydnischen Secten war dieses eine gewöhnliche Maxime. Timocrates ein Bruder des Metheodors entwich aus der Schule des Epicurs, und verbreitete unter andern Abscheulichkeiten, Epicur und seine Anhänger, worunter auch viele Frauenzimmer waren, hielten nächtliche Zusammenkünfte in seinem Garten, woraus die schlimmsten Folgen gezogen wurden,

und Epicur selbst ein Erz-Fresser und Säufer, weshalben er sich auch alltäglich zweymahl vomiren müsse. Epicur hatte Ursachen genug, daß er sich in weitläuftigen Schriften dagegen vertheidigte, und kan ich mich nicht genug wundern, daß ihm Cicero in seiner Abhandlung von der Natur der Götter diese Weitläuftigkeit übel auslegte.

§. 80.

Es gehet aber denenjenigen, welche eine Religion verlassen und zur andern übergehen, nicht besser, und man darf dahero von demjenigen, was ihre alte Religions-Verwandte wider sie ausstreuen, wenig oder gar nichts glauben, da sie bis auf die Zeiten ihrer Geburt alles nachtheilige, was sich nur ausdenken lässet, wider sie anzuführen pflegen, alle Fehler ihrer Jugend aufsuchen, leere Gerüchte mit allenfalls wahren Begebenheiten vorsetzlich vermischen, und eine Menge von Schmähungen, sie mögen sich erweisen oder nicht erweisen lassen, ohne Barmherzigkeit gegen sie ausspeyen. Der zur reformirten Religion übergetretene Capuziner, Pater Basilius, wuste zu seiner Vertheidigung gegen diese Anfälle nichts besser aufzubringen, als daß er sich auf die Hochachtung berufen, welche man in seinem Orden jederzeit gegen ihn bezeigt habe.

§. 81.

Es folgt aber nicht allezeit, wenn wir nachtheilige Erzehlungen für eine gewisse Religions-Parthey lesen, daß solche die gegenseitige Religions-Parthey ausgebrütet habe. Diejenige catholische Schriftsteller verrathen ihre Unwissenheit, welche die Fabel von der Päbstin Johanna für eine Erdichtung der Protestanten ausgeben. Im Grund verdient dieses gar keine Widerlegung. Denn wir lesen diese Historie in vielen alten Handschriften, welche in denen Bibliotheken stunden, ehe Luther und Calvin gebohren worden, wie sich denn der Erzbischoff Antonin von Florenz und Platina, welche dieser Päbstin gedenken, schon im 15den Jahrhundert auf den Martin Polonus, der im 13den Jahrhundert gelebt, bezogen haben, welches wir auch beym Sponheim und Marets bemerken. Da nun diese Päbstin eine offenbare Fabel ist, wie schon oben erwiesen worden; so erhellet deutlich, daß diese Erfindung der catholischen Geistlichkeit ihren Ursprung zu danken habe. Man wende mir nicht ein, die Catholiken würden sich dadurch selbst Tort gethan haben. Diß mag seyn oder nicht seyn; so ist doch diese Erdichtung in der catholischen Kirche ausgeheckt worden, und man hat sie viele 100. Jahre paßiren lassen, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihrer Wahrheit zu widersprechen. Ein catholischer Geschichtschreiber hat

sie

sie vom andern abgeborgt, und wenn sie Anastasius, Sigbert und Marianus ursprünglich nicht mit aufgezeichnet haben, wie vom ersten offenbar ist, und in Ansehung der beeden andern von Catholiken selbst behauptet wird; so sind die neuen Zusätze doch wieder aus catholischen Händen geflossen, und ohnerachtet Johann Huß diese Fabel andern ebenfalls getrost nachgeschrieben; so hat doch das Concilium zu Costnitz ihm dieserhalb keinen Vorwurf gemacht, zum klaren Beweiß, daß die dort versammelt gewesene Geistliche von der Gewisheit dieser offenbar falschen Geschichte selbst eingenommen waren. Aeneas Sylvius war der erste, so sie aus überzeugenden Gründen bezweifelt, und Aventinus, der mit Luthern zu gleicher Zeit lebte, war der erste, so ihrer Wahrheit standhaft widersprochen hat. Vor der Reformation sah man die Historie von einer Päbstin, welche auf öffentlichem Markt bey einer feyerlichen Proceßion ein Kind zur Welt gebracht, für eine Kleinigkeit an, und hielt es nicht der Mühe werth, das widersprechende und abentheurliche in dieser Geschichte critisch zu untersuchen, und man war so leichtglaubig in Ansehung der den päbstlichen Stuhl betroffenen Schmähungen, als in Ruckſicht auf die sich dahin bezogne Wunderwerke. Nachdeme aber einige protestantische Geistliche in dieser Historie etwas gefunden zu haben glaubten, woraus sie der ca-

tholischen Kirche einen Schandfleck anhängen und deren Untrüglichkeit widerlegen könnten, auch bey allen Gelegenheiten in ihren Controverß-Schriften gegen die catholische Clerisey damit aufgezogen kamen; so merkten diese erst, daß ihnen diese Geschichte nachtheilig werden könnte, und suchten solche auf einmahl für untergeschoben zu erklären. Im Grund vermag ich nicht abzusehen, was sich die Protestanten für Vortheile aus der Wahrheit dieser Historie versprechen konnten. In der Geschichte der Päbste finden wir Gotteslästerer, Meineydige, Tyrannen, Vergifter, Sodomiten, &c. Diß sind weit infamere Eigenschaften als diejenigen, welche man dieser Päbstin beygelegt hat, und wenn man von denen auf dem päbstlichen Stuhl ausgeübten Gottlosigkeiten ein Argument hernehmen wollte; so hatte man nicht Ursache ein freches Mädgen darauf zu setzen, sondern man durfte nur die Historie der Päbste nachlesen, wo man schon alles finden konnte, was man nöthig hatte.

§. 82.

Von manchen berühmten Personen fehlen uns genaue Nachrichten, ob sie dieser oder jener Religion zugethan gewesen oder noch seyen, und im Zweifel bleibt uns nichts übrig als die Vermuthung, daß sie der herrschenden Religion des Landes beygepflichtet haben, ohnerachtet wir in der Folge bisweilen vom Gegentheil überzeugt werden.

werden. Johann Ogerius von Gombauld hat bey vielen lange für einen Catholiken paßirt, weil er zu Paris in ansehnlichen Posten gestanden, und in die Academie der schönen Geister vom Cardinal Richelieu, als Stifter derselben, aufgenommen worden. Er war aber ein Hugonott, wie aus denen nach seinem Tod herausgekommenen Schriften erhellet, welche er bey seinen Lebzeiten herauszugeben Bedenken getragen, um keine Controverßen zu veranlassen, und durch seinen darinnen gezeigten Eifer vor die reformirte Religion sich keine Verdrüßlichkeiten zuzuziehen.

§. 83.

Wenn eine Parthey von der andern verfolgt wird; so läst sich die triumphirende leicht dahin verleiten, der unterliegenden mit Schmäh- und Lästerungen zu begegnen, welche schon aus dem vorhin berührten Grund, weil diese Verläumdungen von einem offenbaren Feind herkommen, keinen Glauben verdienen. Während des zwischen Spanien und Holland durch Heinrich IV. gestifteten zwölfjährigen Waffen-Stillstandes musten Episcopius und die übrigen arminianischen Geistlichen das Land räumen. Sie zogen sich nach Antwerpen, um ihren Gemeinden und Familien in der Nähe zu seyn, keineswegs aber in der Absicht, um mit denen Spaniern wider

die reformirte Religion und ihr Vaterland einen Complot zu machen, wie ihre Gegner vorgebildet haben, um andere von dem über diese verfolgte Geistliche bezeigten Mitleiden abzuziehen, und einen allgemeinen Haß gegen sie zu erregen. Wir dürfen nur die erstaunlichen Ausfälle der catholischen Geistlichkeit wider die Protestanten, und besonders wider D. Luthern, welche im 16ten Jahrhundert zum Vorschein gekommen, nebst denen Schriften, welche unter Heinrich III. und Heinrich IV. vor und wider die Liga ans Tages-Licht getreten, mit Fleiß durchlesen, um uns von dieser Wahrheit vollkommen zu überzeugen. Um diese Zeit hatte der Geist der unverschämtesten Frechheit und boshaftesten Verläumdung den höchsten Grad erreicht. Man schrieb nicht was man wuste, sondern was man selbst gemacht, und auf der Gasse aufgeklaubt hatte.

§. 84.

Die Umstände verleiten bisweilen einen Schriftsteller, wider sein und seiner Parthey eignes Interesse zu schreiben, weil die wenigsten bey ihren Leidenschaften so viel Freyheit zu denken übrig behalten, daß sie die in der Zukunft aus ihren Meynungen fliessende Folgen bemerken könnten. Der von Frankreich beleidigte Hotmann schrieb in seinem Francogallia wider die ersten Princi-

pien

pien der französischen Monarchie, daß kein Erbrecht bey denen Königen in Frankreich statt finde, sondern deren Wahl von dem Gutbefinden der Stände abhange. Da er ein vertriebner Hugonott war; so hätte er dadurch die Grundsätze seiner eignen Religions-Parthey umwerfen, und der Erb-Folge Königs Heinrich IV. die grösten Schwürigkeiten in den Weg legen können. Er wurde von denen Catholiken so gut wie von denen Reformirten getadelt, ohnerachtet er dieserhalb von seinen Lehrsätzen nicht abgewichen ist, dahingegen andere bey veränderten Scenen auch ihre Meynung zu ändern pflegen, und wie die Strich-Vögel sich nach der Witterung richten, somit bald dieser bald jener herrschenden Parthey beytreten, und eben um ihres Wankelmuths willen allen historischen Glauben verlieren. Wir dürfen nur die Schriften eines Gilbius, Goodmann und Knox lesen, die sie unter der Regierung der Königin Maria in Engelland wider die Unzuläßigkeit eines weiblichen Regiments in christlichen Staaten zu Genf drucken lassen, und diejenigen dagegen halten, welche sie von der nähmlichen Materie unter der Regierung der Königin Elisabeth heraus gegeben; so wird man darüber erstaunen, wie leicht sich die Denkungs-Arten dieser Männer, durch die verschiedne Denkungs-Arten der beeden Königinnen, und deren Einfluß auf ihre Religion

und politische Umstände verändern, oder vielmehr gänzlich umkehren lassen. Unter der Regierung Carl IX. in Frankreich schrieben alle Catholiken von der Unterwürffigkeit und dem Gehorsam, welche die französische Unterthanen ihrem König schuldig seyen, und zur Zeit der Liga schrieben sie das gerade Gegentheil, welches ihren Feinden nothwendig befremdlich auffallen muste. Als vorgenannter Hotmann in seinem jenseits der Alpen gedruckten Francogallia wider das Regiment der Frauenzimmer in christlichen Staaten eiferte, muste er dieserhalb von denen Franzosen viel ausstehen, als aber Lambinus in seinen zu Paris herausgekommenen Commentarien über den Cornelius Nepos ein gleiches behauptete, und unter Anführung einer beissenden die Regierung der Olympias angehenden Stelle aus dem Diodorus Siculus das Salische Gesetz vertheidigte, wurde gar nicht darauf geachtet, ohnerachtet die ganze Gewalt damahls in denen Händen der Catharina von Medices war.

§. 85.

In der Materie von Wunderwerken hat man sich sonderlich vorzusehen, daß man nicht sogleich alles für wahr annimmt, was uns ihre Geschichtschreiber davon aufzubinden suchen. Die Leichtglaubigkeit ist die Quelle der vielen Millio-

nen

nen von Wunderwerken, welche in der Welt ausgesäet worden, und Livius schreibt schon, es hätten sich in einem gewissen Jahr häufige Wunderwerke zugetragen, und je mehr einfältige und aberglaubige Menschen solche geglaubt hätten, desto mehr hätten sie sich vervielfältiget. So bald man nur einmahl mit einem Wunderwerk zu Stande kommen ist, so bald hat man halb gewonnen und es erfordert weit weniger Mühe, das zweyte und dritte darauf zu setzen. Es scheint aber fast, daß sich die menschliche Natur nach Wunderwerken sehnet, weil die meisten so eifrig darnach greifen und sich vorsetzlich verblenden lassen, auch öfters Begebenheiten, welche aus dem Zusammenhang der Dinge sich ganz natürlich erklären lassen, für Wunderwerke auszuschreyhen kein Bedenken tragen. Nur diejenigen, welche in ihrem Verstand mehr Licht als der gemeine Haufen angezündet haben, und diß sind die wenigsten, werden vermöge einer gesundern Beurtheilungs-Kraft etwas hartgläubiger, und so ferne diese Zweifel sich nicht an das wesentliche der Religion hängen, und etwan auch die im Alten und Neuen Testament aufgezeichnete Wunder nicht verdächtig zu machen suchen, so ferne sind sie lobenswürdig und dienen dazu, die Wahrheit in der Historie zu erhalten und keine offenbare Lügen mit Gewalt in die Geschichte eindringen zu lassen. Es ist keine Religion in der Welt, wo sich nicht Leuthe gefunden hätten, übernatürli-

che Dinge zu erdichten, und durch solche ihren Lehrsätzen das Uebergewicht vor andern Religionen und Secten zu verschaffen. Sie haben sich aber gemeiniglich durch die Menge der Wunderwerke den grösten Tort gethan. Wenn die Griechen ihrem Achilles halb so viel zugeschrieben hätten, als sie ihm würklich zugeschrieben haben, und wenn man nicht an so vielen Orten die Minerva von Troja vorgezeigt und sich das Original zu besitzen angerühmt hätte; so würde man ihnen eher geglaubt haben: und wenn die Legende mit denen Wundern der Märtyrer und Heiligen etwas sparsamer umgegangen wäre, oder wenn man die Vervielfältigung der Reliquien von einer Sorte, z. E. vom Schweißtuch, vom Creutz, von denen Nägeln, von denen Gebeinen der Heiligen rc. nicht ins unendliche übertrieben hätte; so würde mancher nicht die Unmöglichkeit eingesehen haben, und auf den Gedanken verfallen seyn, da eines offenbar falsch ist, daß das übrige villeicht auch nicht wahr seyn könne; woraus in der catholischen Kirche die Freydenkerey entstanden, welche in kurzen auf die Protestanten mit übergegangen ist. Was die Sache der Wunderwerke noch schlimmer macht, ist dieses, daß sie meist von tummen und ungelehrten Mönchen erfunden worden, welche dabey weder auf die Genealogie noch Chronologie einige Rücksicht genommen haben. Louisa von Savoyen, Ge-

mahlin

mahlin Carl von Valois, gebahr in ihrem 15ten Jahr eine Prinzeßin und im 17ten Franciscus I. König in Frankreich, und wurde im 19ten Jahr ihres Alters zur Wittbe. Gleichwohlen erzehlen die Lebens-Beschreiber des Franciscus von Paula: Die Königin habe bey ihrer lange angehaltnen Unfruchtbarkeit diesen Heiligen um seinen Beystand angerufen, welcher durch sein Gebet es dahin gebracht, daß sie eines Prinzen genesen, den sie zum Andenken dieser wunderbaren Hülfe Franciscus taufen lassen. Diß sind ja offenbare Widersprüche!

Daferne alle Prälaten so wachsam wären, als der Erzbischoff zu Rheims im Jahr 1694. gewesen, welcher einen Fraciscaner, einen Capuziner und einen Benediktiner, die am Portiuncula-Fest in seiner Diöcöß die gotteslästerlichsten Dinge von dem heiligen Franciscus predigten und die abgeschmacktesten Miracekl von ihm erzehlten, zum öffentlichen Widerruf auf der Canzel angehalten; so würde der Wunder-Kram schon längst eingelegt worden seyn oder wenigstens der Kitzel, täglich neue Wunder zu erdichten, aus Furcht dieser demüthigenden Strafe, eher nachgelassen haben. Wer die widerrufnen Sätze obiger drey Geistlichen lesen will, darf nur das Iournal des Savans vom 2ten April 1695. nachschlagen, und man wird erstaunen.

Die jüdischen Rabbinen haben sich ein eignes

Geschäft

Geschäft daraus gemacht, die Wunderwerke des Alten Testaments mit eignen Erdichtungen zu vermehren, und ohnerachtet Mahomed bey seinen Lebzeiten wenig oder gar keine Wunder gethan hat; so lassen ihn doch seine Anhänger nach seinem Tod desto mehrere thun, und die meisten Ueberlieferungen der Juden haben auch bey denen Mahomedanern Eingang gefunden. Das Grab des Propheten Ezechiel wird von Juden und Türken heilig gehalten, und beede glauben sicher, daß der Prophet heute noch in seinem Grab Wunder thun könne.

Die Protestanten pflegen gemeiniglich über diese abergläubige Erfindungen sowohl, als über die Leichtglaubigkeit des gemeinen Volcks in der catholischen Kirche zu lachen. Sie sollten aber nur bedenken, daß sie selbst auf einem schlüpfrigen Weg wandeln und leicht ausgleiten können. Wie sich denn schon verschiedne aus ihrer Gemeinschaft kein Bedenken gemachet, Evangelisch-Lutherische und Calvinische Wunderwerke auszuposaunen, und sich lediglich auf das Zeugnüß eines einfältigen Erzehlers oder eines von Religions-Eifer geblendeten Predigers zu stützen, ohne zu überlegen, daß der Geschichtforscher sich mit ähnlichen Beweiß-Stellen nicht abspeisen lässet, sondern bessere Bürgen vor die ihm als Wahrheit verkaufte widernatürliche Thatsachen verlanget, wenn er seinen Glauben darauf legen soll.

Curtius hat es zwar in seiner Geschichte des Alexander auch nicht an wunderbaren Begebenheiten fehlen lassen. Er schreibt aber im 9ten Buch, er habe mehr nachgeschrieben als er selbst glaube, gleichwohlen habe er Bedenken getragen, von demjenigen, was er von andern empfangen, etwas wegzulassen. Wenn man sich auf diese Art erklärt, daß man dem Glauben des Lesers keinen Zwang auflegen wolle; so kan man alles schreiben, was man will, man muß sich aber auch gefallen lassen, daß an allen gezweifelt wird.

§. 86.

Ueberhaupt wird man bemerken, daß es sehr leicht sey, den grösten Haufen in Religions-Sachen zu betrügen, und daß es auf der andern Seite wieder schwehr halte, die Betrogenen aus ihrem Irrthum zu reissen. Jeder liebt die einmahl angenommene Vorurtheile, und findet seine Anführer, welche in ihrem Herzen sprechen: die Welt will betrogen seyn, sie werde also betrogen. Denn sie finden ihre Rechnung dabey, und können ihr Ansehen und ihre Einkünfte dadurch verbessern. Die am wenigsten interessirt sind, machen die Anmerkung, daß die Krankheit einmahl veraltet, und daß die dagegen anschlagende Mittel gefährlicher als das Uebel selbst seyen. Dadurch werden diese Misbräuche verewigt. Schlechte Leuthe nehmen sie in ihren Schutz, und rechtschaffne Männer müssen sie wenig-

nigstens dulten. Ein vernünftiger Leser hat hier mit aller Vorsicht zu Werk zu gehen, wenn er die Irrwege vermeiden will, worein tausend andre schon gerathen sind, und wenn er auch die groben Erzehlungen nicht glaubwürdig findet, und z. E. mit der Wahrscheinlichkeit nicht vereinigen kan, daß in dem Tempel zu Mecca ein Stein liegen soll, worauf Abraham mit der Hagar den Ismael erzeuget; so giebt es doch so viele subtile Lügen, welche um der Religion willen ausgeheckt worden, und öfters auch bey unbefangenen Gemüthern Eingang finden, um derentwillen man sich wider alle dergleichen Geschichte mit einem edlen Zweifelmuth wappnen muß, weil die daraus fliessende Folgen bisweilen wichtig werden können.

§. 87.

Es kommt auch viel darauf an, daß man die Vorgänge in ihrer gehörigen chronologischen Ordnung beschreibt, wenn man beurtheilen soll, welche Parthey recht oder unrecht habe. Unter der Königin Elisabeth schrieben die Catholiken von nichts, als von ihren in Engelland erlittnen Verfolgungen. Sie verschwiegen aber die hiezu vorausgegangene Ursachen, welche die protestantische Schriftsteller vorsichtig voraussetzten, und aus denen gegen die Regierung und die Königin angezettelten Empörungen der Catholiken die Folge zogen, daß sie diese Züchtigung wohl verdient

dient hätten. In dergleichen Fällen finden wir wenige Erzehlungen, wo die Ordnung der Begebenheiten nicht verdreht ist. Diß rührt nicht allezeit aus einem bösen Herzen her, sondern ein stürmischer Eifer ist bisweilen die Ursache davon, und die Natur thut das übrige zu, ohne vorsetzliche Bosheit. Die Einrichtung des Menschen ist einmahl so beschaffen, daß er alle Uebel, welche er leidet, für groß, diejenigen aber, welche er andern zufüget, für klein hält. Die letzten empfindet er nicht, wohl aber die ersten, und wenn er sich auch deutlich erinnert, daß er der angreifende Theil sey; so glaubt er doch, Ursachen zu klagen zu haben. Er bringt nie in die Rechnung was er gethan, sondern nur was er gelitten hat. Wenn unser Eifer nicht gut geleitet wird; so führt er unser Gedächtnüß lediglich auf das Uebel der verfolgten Wahrheit, und macht uns vergessen, daß wir die Verfolger dazu heraus gefordert haben. Wenn diese beede Ursachen noch nicht hinlänglich sind; so ist der böse Wille, die Begebenheiten in Unordnung zu bringen, alleine zu reichend, diese Confusion zu vollenden. Die Köpfe der Leser sind leicht zu verwirren, wenn man diese Unordnung Platz finden lässet. Denn um zuverläßig zu wissen, welche Parthey man tadeln oder entschuldigen soll, ist es durchaus nothwendig, die Begebenheiten in ihre natürliche Ordnung zu stellen, wie sie sich zugetragen haben. Ist aber die Geschichte ein-

einmahl durch die gegen einander laufende Nachrichten in Verwirrung gebracht; so ist es zwar bisweilen leicht, bisweilen aber desto schwehrer, den Leitfaden zu finden, der uns aus diesem Labyrinth führet, und im letzten Fall wird es öfters nothwendig, sich eine göttliche Offenbarung zu wünschen, welche aber deutlicher seyn müste, als die Apocalypse, um zu einer unwidersprechlichen Gewisheit zu gelangen. Sueton beschreibt uns nach seiner Art in möglichster Kürze die Abneigung des Kaysers Nero gegen seine Gemahlin Octavia. So wie er die Sache vorträgt, hätte sich alles in folgender Ordnung begeben: Nero habe die Octavia wegen ihrer Unfruchtbarkeit verstossen, und weil das Volk darüber aufgebracht war, sie aus Rom verwiesen, und endlich unter dem Vorwand eines Ehebruchs umbringen lassen. Diese Geschichte ist nicht zusammenhängend. Tacitus hingegen trägt uns dieselbe in ihrer natürlichen Ordnung vor. Er schreibt: die Liebe des Nero vor die Poppäa habe ihm eine Abneigung gegen die Octavia eingeflößt, und ihn auf den Gedanken gebracht, sich von ihr zu scheiden. Sie wurde also wegen ihrer Unfruchtbarkeit repudiirt, und er heurathete die Poppäa. Auf deren Anstiften suchte man die Octavia eines Ehebruchs zu beschuldigen, und ohnerachtet man ihr nichts beweisen konnte; so blieb doch die Scheidung bey Kräften, und

nachdem

nachdeme ihr der Kayser einige Geschenke gemacht, wurde sie nach Campanien verwiesen. Auf das vom Volk dagegen erregte Geschrey, und villeicht aus Gewissens-Regung, entschloß sich der Kayser, sie zuruck rufen zu lassen. Darüber äusserte das Volk eine so innige Freude, daß Poppäa den Tod der Octavia zu ihrer Sicherheit für unvermeidlich hielt. Sie wuste also den Kayser dahin zu bringen, daß er den Anicetus dahin vermochte, einen mit der Octavia begangenen Ehebruch zu bekennen, worauf sie auf die Insel Plandateria transportirt, und dortselbst ums Leben gebracht worden. Auf diese Art erscheint die Geschichte in ihrer Ordnung, und das Leere, so wir in der Geschichte des Suetonius wahrnehmen, und nicht zu ergänzen wissen, wird ausgefüllt.

§. 88.

Die Thaten der Regenten und grosser Feldherren werden öfters über die Schranken der Möglichkeit erhoben, und das wenige darinnen steckende Wahre so sehr übertrieben, daß man es von dem Falschen nicht mehr zu unterscheiden weis. Einem Lobredner kan man es noch vergeben, wenn er in diesem Fall sich einer mit Figuren und Schmeichelehen mehr ausgeschmückten Sprache als ein Geschichtschreiber bedient, aber offenbare Unwahrheiten, welche den ganzen Vorgang verdrehen und unkenntlich machen, sind bey

jenem so unverzeylich als bey diesem, obschon die wenigsten sich um die Gewisheit einer Sache bekümmern, sondern sich daran begnügen, wenn sie nur von einem Theil des Volks geglaubt wird. Wenn man die Leichenrede liest, welche der Erz-Bischoff zu Bourges, Beaume Baron von Samblancai, der Königin in Frankreich, Catharina von Medices, gehalten; so weis man gar nicht, was man von denen unausstehlichen Fabeln denken soll, welche dieser Lobredner von dem Ursprung der Städte Florenz und Bologna, dann des Hauses Medices, in Gegenwart des Königs und seines ganzen Hofstaats ohne Scheu erzehlen mögen. Vermuthlich hat er die Maxime des Cicero vor Augen gehabt: Concessum est rhetoribus ementiri in historiis, vt aliquid dicere possint argutius. Justinus und Cornelius Nepos schreiben, Conon habe durch das gewonnene See-Treffen bey Cnida denen Atheniensern ihre Freyheit wieder hergestellt und sie von der Herrschaft der Lacedämonier erlöset. Von letztern, als einem bekannten Panegyristen, ist dieses nicht so sehr zu verwundern, als vom Justin, der hier bey seiner dem Conon zugeeigneten Befreyung der Athenienser abermahlen ein Zeugnüß von seiner seichten Beurtheilungs-Kraft abgelegt hat. Thrsyabulus hat dieses grosse Werk schon im 3ten Jahr der 94sten Olympiade ausgeführt, und die Herrschaft der 30. Tyrannen

rannen abgeschafft. Die Schlacht bey Cnida hingegen wurde erst im 2ten Jahr der 96sten Olympiade geliefert. Dieser Anachronismus ist alleine hinreichend, das übertriebene in denen Lobes-Erhebungen des Conon sichtbar zu machen.

Im Orient wurde in diesem Stuck von jeher ausgeschweift, und zu Zeiten des Pompejus wurde der Titul: König aller Könige schon denen Königen der Parther mitgetheilt, welches Beynahmens sich die Assyrischen und Persischen Könige ebenfalls angemasset, bis solcher endlich auf die Ottomannen gekommen, welche solchen noch führen. Ja Bodinus versichert, die türkischen Kayser hätten solchen verdoppelt und schrieben sich: regierender König des Königs aller Könige. In denen Historien von grossen Herren und ihren Günstlingen, welche noch bey ihren Lebzeiten geschrieben werden, hat man sich hauptsächlich vorzusehen, wie ich schon öfters erinnert habe. Denn wenn man von noch lebenden Fürsten und ihren hohen Ministern schreibt; so ist es fast unmöglich, aufrichtig zu schreiben, und diese Unmöglichkeit erstreckt sich, besonders in Ansehung der Herren selbst, noch auf die Regierungs-Jahre ihrer Söhne und Enkel. Ihre Lobsprüche geben zu sehr den Geruch der Schmeicheley von sich, und ihre Uebelthaten muß man mit Stillschweigen übergehen, wenn man sich nicht ihrer Rache blos stellen will. Man tadelt es am Vellejus Paterculus,

daß er nicht nur den Tiberius, sondern auch seinen Günstling Sejanus, mit lächerlichen Lobsprüchen überhäuft habe, indeme er ihnen den ersten Rang unter allen verdienstvollen und tugendhaften Männern, welche je die römische Republick herfür gebracht, anweiset, und was Paterculus gethan, das finden wir gleichwohlen täglich in denen neuesten Geschichtschreibern. Die neuen wie die alten stossen aber wider die erste Eigenschaft eines Historikers an. Denn wenn man die Wahrheit nicht schreiben darf; so soll man auch keine Lügen schreiben. Wegen des Stillschweigens kan man niemand zur Rechenschaft fordern. Benjamin Priolo hat von dem Tode Ludewig XIII. an eine Historie von Frankreich geschrieben, und viele Begebenheiten hinein gebracht, welche denen Grossen des Hofs beleidigend waren, und nothwendig schwehr auffallen musten, worinnen er wenig Nachahmer haben wird. Wollte auch ein Ausländer bey Lebzeiten eines Regenten oder Ministers seine Feder an deren Biographie wagen; so werden wir wieder zweifelhaft werden, ob ihm auch alle Umstände genau bekannt gewesen, und da der Rache Grosser Herren durch die Gränzen ihres Gebiets keine Schranken gesetzt sind; so wird man auch nicht leicht in dem entferntsten Ausland den Muth fassen, die der Ehre oder dem guten Nahmen eines Königs oder Fürsten nachtheilige

wahr-

wahrhafte Begebenheiten in ihrer natürlichen Blöse darzustellen, wenn man solches nicht unter einem falschen Nahmen ausführt oder sich gar nicht nennet, und was pseudonyme und anonyme Schriftsteller für einen Glauben in der Historie verdienen, das ist schon oben bemerkt worden. Plutarch klagt schon darüber, daß man in denen gleichzeitigen Schriftstellern, theils wegen des Hasses und der Eifersucht, theils wegen der Freundschaft und Schmeicheley, welche sich ins Mittel legen, öfters wenig Trost finden könne, und diejenigen, welche später leben, finden vor denen vergangenen Zeiten einen Schlagbaum, welcher sie von der Erkenntnüß der sich eräugneten wahrhaften Begebenheiten abhält. Diß ist auch die Ursache, warum man in der Historie des Pericles den Bewegungs-Grund zum peloponesischen Krieg nirgends finden kan. Der Ruhm und die Macht des Pericles machten ihn allenthalben verhaßt, und daher kommt es, daß die Verläumder tausend Lügen wider ihn ersonnen, um ihm den schlimmen Ausgang dieses Kriegs beymessen zu können. Wohin soll sich also der Leser wenden? Man wird dadurch irre gemacht, und unter diesen Umständen sieht man sich öfters gezwungen, die offenbarsten und deutlichsten Wahrheiten in Zweifel zu ziehen. Ein kluger Geschichtschreiber thut also am besten, wenn er die bösen Handlungen gewisser Personen aufrichtig beschreiben will, und eine empfindliche Rache dafür

zu besorgen hat, daß er den Tod aller derjenigen, welche sich an ihm rächen könnten, abwartet, und denen Gärtnern nachahmet, welche ihre Früchte nicht eher abbrechen, bis sie reif sind. Tacitus wollte dahero lieber die Gesetze der Historie beleidigen, als sich der Gefahr aussetzen, Boccalini hingegen hat sich durch seine unzeitige Critiken über den spanischen Hof einen schmählichen Tod zugezogen, indeme er von 4. Banditen zu Venedig in seinem Bett ermordet worden. Boccalini, der in einem Gedicht auf den Jacob Bonfadius diese Maxime so gut eingesehen, daß er den Apollo die Klagen des Bonfadius auf dem Scheiterhaufen mit dem Zusatz verwerfen lässet: Wenn du auch an dem Verbrechen, so man dir schuld giebt, unschuldig bist; so hast du doch diese Strafe dadurch verdient, daß du die Thorheit begangen hast, die Ehre einiger mächtiger Familien anzutasten. Nichts ist in der Theorie schöner als die Gedanken eines historischen Gesetzgebers. Er verbietet, keine Unwahrheiten zu sagen, und befielt, alles was wahr ist, hinzuschreiben. Diese Gesetze sind aber nach dem Zustand, in welchem sich das menschliche Geschlecht befindet, so schwehr zu befolgen, als die zehen Gebote Gottes, und es waltet noch der bedenkliche Unterschied dabey vor, daß man letztern nicht ohne eine ausserordentliche Weißheit und erstern nicht ohne einem hohen Grad von Narrheit gehorsamen kan.

Das

Das ewige Leben ist eine Frucht von der Befolgung der göttlichen Gebote und der zeitliche Tod ist bisweilen eine unausbleibliche Folge von der Befolgung der historischen Gesetze. Mariana schrieb nichts als die Wahrheit, da er seine Abhandlung von Veränderung der Münzen heraus gab, er muste aber dafür ein Jahr im Gefängnüß sitzen, weil sich der Herzog von Lerma, als die Triebfeder dieser Münz-Verfälschung, dadurch beleidiget fand. Ja wir finden ein Exempel in Engelland, daß ein Schriftsteller für die Kundmachung einer wahren Geschichte noch nach seinem Tod bestraft worden. Wilhelm Camden erzehlt in seinen Annalen, daß ein gewisses adeliches Fräulein, die er aber nicht genennt, einem jungen Edelmann die letzten Gunst-Bezeugungen erwiesen und die verdrüßliche Folge nicht vermeiden können, daß man sich darüber bey Hof und in der Stadt nicht sowohl scandalisirt, als lustig gemacht habe. Dieser junge Cavallier hat endlich sein Glück gemacht und das Fräulein geheurathet. Alsdann fiel es erst einem Vetter von ihr ein, daß der immittelst verstorbene Camden die Ehre seines Hauses beleidiget hätte, und weil er sich nicht anders mehr an ihm rächen konnte; so zerschlug er die Nase an seiner Bildsäule in der Kirche zu Westmünster.

§. 89.

In denen Lebens-Beschreibungen, Grabschriften und Leichen-Reden der Gelehrten finden wir selten die nackende Wahrheit. Sie wird mehrentheils mit einer blendenden Schmünke überlegt, und man hat viele Beurtheilungs-Kraft nöthig, das falsche von dem wahren abzusondern. Besonders habe angemerkt, daß fast alle Ehen glücklich ausschlagen, und die Weiber der Verstorbenen nicht genug erhoben werden können, ohnerachtet die Nachbarn öfters ganz andere Nachrichten haben, und nicht selten einem Socrates parentirt wird. Der einige Eichstadt hat in das Leben des berühmten Herlicius mit einfliessen lassen, daß derselbe 17. Jahre lang mit seiner Frau nicht glücklich und einig gelebt habe, wovon Gott die Ursachen bekannt seyn würden. Vorzüglich finden wir, daß die Morgenländer in denen Lobes-Erhebungen ihrer Gelehrten alle Maase überschreiten, welches theils in der Seltenheit wahrer orientalischer Gelehrten, theils in dem Caracter der Nation seinen Grund hat. Abul Pharai war ein morgenländischer mittelmäßiger Geschichtschreiber, und ohnerachtet er von hundert andern seiner Landsleuthe in vielen Stücken übertroffen wird; so nennten sie ihn doch den König der Gelehrten, den heiligen Vater, den allervortreflichsten unter denen vortreflichen, den Phönix seiner Zeit rc. diß nennen die Franzo-

sen

sen Façon â parler, worauf man in der Historie keinen grossen Werth legen darf.

Endlich habe auch bemerkt, daß mancher bey seinen Lebzeiten als ein grosser Redner gerühmt wird, und wenn seine Arbeiten nach seinem Tode im Druck erscheinen; so kan man nichts sonderliches darinnen finden. Gleichwohlen kan die erste Nachricht wahr seyn, weil viele durch den mündlichen Vortrag ihren mittelmäßigen Ausarbeitungen ein Uebergewicht zu geben wissen, welches beym lesen wegfällt. Die heiligen Reden des reformirten Predigers Alexander Morus und des italiänischen Capuziners Narni wurden bey ihren Lebzeiten bewundert, und nachdeme sie im Druck heraus kamen, stunde ihnen nichts mehr als die mislungene Erwartung einer einnehmenden Eleganz und Beredsamkeit entgegen. Dem Cuneus wurde es zur Last gelegt, daß er in der Leichenrede des Bonaventura Vulcanius nichts davon erwähnt habe, daß Vulcanius auf das Verdienst unsers Heylandes gestorben, und dergleichen. Er entschuldigte sich aber, daß er dieses nicht habe thun können, ohne eine Lüge von Amtswegen zu sagen. Denn es sey bekannt, daß dieser gute Alte sich allezeit erzürnet, wenn man ihm von der Vorbereitung zum Tode vorgesagt, und daß er niemahlen in der Gottesfurcht und Frömmigkeit seinen Trost gesucht habe. Cuneus handelte als ein rechtschaffner Mann.

§. 90.

Von denen Zeiten Constantin des Grossen an hat man sich sorgfältig zu hüten, daß man denen Zeugnüssen der Geistlichen von dem Leben und Thaten grosser Herren und ihrer Ministers keinen unbedingten Beyfall schenke. Unter der Clerisey finden wir die unverschämtesten Schmeichler, und ihre Predigten, ihre Gebete, ihre Reden und ihre Bücher-Dedicationen sind gemeiniglich mit übertriebnen Lobsprüchen angefüllt, welche einem Tyrannen so leicht als einem Liebling seines Volks zu Theil werden, nach dem Maasse, als sie von seiner Freygebigkeit Nutzen ziehen konnten. Pipin wurde von allen Geistlichen bey seinen vielen verübten Ungerechtigkeiten und Schandthaten geschmeichelt, und der Bischoff Lambert zu Lüttich war der einige Prälat, der sich unterstund, ihm die Wahrheit zu sagen. Man wende mir nicht ein: Pipin sey nicht König gewesen. Ich habe dieserhalb schon vorhin die Fürsten und ihre Ministers neben einander gestellt. Pipin hatte die Schlüssel zu denen Mäulern und Federn, die Strafen und Belohnungen in seinen Händen, und die Schmeichler halten sich nicht lange beym leeren Titel auf, sie beten denjenigen weit eifriger an, der die Macht ohne Titel, als denjenigen, der den Titel ohne Macht hat. Der Pabst Gregorius I. hat die Königin Brunechild in Frankreich, diese nach dem Zeugnüß der

bewährtesten Geschichtschreiber abscheuliche Frau, die aber die Kunst verstund, durch Verschwendungen gegen die Geistlichkeit, und durch Stiftungen verschiedner Kirchen und Clöster, den Clerus in ihr Interesse zu ziehen, in seinen Briefen mit allen Lobsprüchen überhäuft, worauf die vollkommenste Prinzeßin auf der Welt Anspruch machen kan. Es ist kaum ohne Aergernüß zu lesen, wie der Franciscaner Mönch, Hilarion de Costa, die Königin Margaretha von Valois, Gemahlin Heinrichs IV. wegen ihrer reichlichen Almosen, wegen ihres gestifteten Jesuiter-Collegiums und Augustiner-Closters, wegen ihrer allen Bettel-Orden erwiesenen Wohlthaten, und wegen ihrer ununterbrochnen Andachtsübungen mit Lobsprüchen überströmt hat. Man sollte aus seiner Erzehlung glauben, sie sey die beste, frömmste und tugendhafteste Prinzeßin in Europa gewesen. Wenn uns aber andere glaubwürdige Geschichtschreiber ihre unersättliche Ausgelassenheit, und ihre abscheuliche Aufführung gegen den König ihren Gemahl berichten, und dabey versichern, daß ihre Verschwendungen gegen die Kirchen und die Clerisey auf andrer Leuthe Kosten gegangen, indeme sie ihre Bediente so wenig, als diejenige welche ihren Hof mit Lebens-Mitteln versehen, oder dahin gearbeitet, bezahlt habe, und die Gefängnüsse mit Personen, die sie in Armuth gebracht, angefüllt gewesen, weshalben nach ihrem Tod zu Bezahlung der Schulden

den ihr ohnfern Pre-aux-Clercs erbautes Schloß verkauft werden müssen; so macht ihr Bild einen ganz andern Eindruck auf uns, als sie der nur von der guten Seite eingenommene Franciscaner uns vorzustellen gesucht hat. Er wuste aber diese Umstände so gut als andere, wenn er sie nicht vorsetzlich zu verheimlichen gesucht hätte. Philipp von Commines erzehlt: er habe zu Pavia das Grabmahl des Johannes Galeas, dieses grossen und bösen Tyrannen, gesehen, bey welcher Gelegenheit ein ihn begleitender Mönch diesen Galeas einen Heiligen genennet. Auf Befragen, warum er ihn so nenne, da er um sein Grabmahl die Wappen vieler usurpirten Städte, worauf er nie ein Recht gehabt, angemahlt sähe? habe er geantwortet: wir pflegen hier zu Land alle diejenige Heilige zu nennen, welche uns gutes thun. Diese Maxime des guten Mönchs ist in allen Ländern und zu allen Zeiten allgemein und üblich gewesen, wobey mir eine andere Historie einfällt, welche, wiewohl mit veränderten Personen, vollkommen hieher passet. Es ist nähmlich bekannt, daß die Venus-Seuche vor der Regierung Carl VIII. in Frankreich unbekannt gewesen. Als sie aber auf einmahl zur Mode-Krankheit wurde; so musten viele dahin sterben, weil man kein Mittel dagegen wuste. Die ersten, so diese Krankheit heilen lernten, verdienten also grosse Reichthümer damit. Unter solchen war der Wundarzt

Thierre

Thierre von Hery, einer der vornehmsten. Dieser hielt es für seine Schuldigkeit, dem König Carl für diese ihm gemachte Gelegenheit sich zu bereichern seinen Dank abzustatten, und in dieser Absicht kniete er sich vor sein Grabmahl in der Abtey St. Denys. Ein Mönch bestie ihn mit den Worten: ihr irret euch, mein Herr, diß ist kein Heiliger. Diß weis ich so gut wie ihr, war seine Antwort, für mich aber ist er ein Heiliger, weil er mir zu einem jährlichen Einkommen von 6000. Pfund geholfen hat. Virgil war in dem 6ten Vers seiner ersten Ecloge gleicher Meynung, wo er den August für die ihm erwiesene Wohlthaten zu seinem Gott machte. Wenn die Geistlichen einem Fürsten den Nahmen eines Frommen beygelegt und seine Andacht und Ergebung in den göttlichen Willen besonders gerühmt haben; so darf man sich sicher darauf verlassen, daß er ein schwacher Herr gewesen. Ludwig der Fromme ist ein redendes Beyspiel hievon. Die türkischen Geistlichen scheinen uns hierinnen nicht nachzuahmen. Ihre Groß-Viziers, denen mit schwachen Regenten am meisten gedient ist, machen sich kein Bedenken, diese Art von Kaysern, weil man sonst nicht viel kluges von ihnen sieht, dem Volk als gottesfürchtige, andächtige und gelassene Herren anzupreisen. Der Mufti hingegen widersetzet sich diesen falschen Vorspiegelungen zum öftern, und suchet dabey sein Ansehen bey

denen Grossen des Reichs geltend zu machen. Mustapha I. wurde unter obigen Lobes-Erhebungen von seinen Viziren und Günstlingen gegen seine in die Augen gefallene Thorheiten zu vertheidigen gesucht. Der Mufti war aber anderer Meynung, und bewies aus dem Koran, daß man einem solchen schwachen und unverständigen Sultan nicht gehorchen dürfe, unter seiner Regierung blieben alle Gebete des Volks unerhört, und alle unter ihm geschloßne Ehen seyen nichtig. Er wurde also im Jahr 1622. zum zweytenmal ab- und Amurath IV. seine Neffe an seine Stelle gesetzt.

§. 91.

Auf der andern Seite hat man auch bey Anschuldigung böser Thaten sich in acht zu nehmen, daß man nicht alles für wahr erkenne, was davon hie oder da geschrieben stehet. Sonderheitlich verlieren dergleichen Beschuldigungen vieles von ihrem Glauben, wenn einer dieses, ein anderer jenes erzehlt, und kein gleichzeitiger Schriftsteller die gesamten Inculpationen in ihrem Zusammenhang vorträgt. Diese einzelne Erzehlungen dienen zum Beweiß, daß keine mit denen erforderlichen Zeugschaften unterstützt gewesen. Denn sobald eine schwehre Anklage einmahl erwiesen ist, sobald werden alle, die wider den Angeklagten schreiben, ihm solche vorwerfen. Einer schreibt, Aristoteles sey in die Beyschläferin des

Hermi-

Hermias verliebt gewesen, und da solches Hermias gemerkt, habe er ihm dieselbe abgetreten, wofür er den Hermias mit einem Lobgedicht beehret, ein anderer, er habe dieser Frau ein Opfer gebracht, welches demjenigen vollkommen gleich gewesen, so die Athenienser der Ceres zu bringen gewohnt waren, wieder ein anderer, er habe mit dem Hermias einen abscheulichen Umgang gepflogen, und wer weis alle Teufeleyen, welche ihm einzeln Schuld gegeben worden? Da aber jede dieser Anschuldigungen in einem besondern Geschichtschreiber vorkommt, und keiner solche zugleich vorgetragen; so erhellet daraus, daß ihnen der nöthige Beweiß gefehlt, in dessen Ermangelung kein redlicher Schriftsteller solche nachzuschreiben sich getrauet hat.

§. 92.

Manche machen sich eine Beschäfftigung daraus, gegen einzelne Frauenzimmer oder gegen das schöne Geschlecht überhaupt Verläumdungen auszustossen. Diese müssen Beweise mit Beweisen häufen, wenn man ihnen glauben soll. Denn wir werden allezeit bemerken, daß kein Schriftsteller so sehr gegen Frauenzimmer lästert, als diejenigen, welche sie am meisten besucht, geliebet und Abgötterey mit ihnen getrieben haben, und aus dieser Ursache haben sich die Frauenzimmer wenig um dergleichen schiefe Urtheile zu bekümmern. Es sind offenbare Beweißthümer von ih-

rer Herrschaft, und das Gewinsel eines Sclaven, der das Gewicht seiner Ketten fühlet, oder der nach erlangter Freyheit noch die Merkmahle der Knechtschaft an seinem Cörper wahrnimmt.

§. 93.

Es ist nichts seltenes, daß der redlichste Geschichtschreiber einer Partheylichkeit beschuldiget wird, welches Urtheil in der eignen Partheylichkeit der Leser seinen Grund hat. Wenn er von denenjenigen, welche sie aus einem National-Vorurtheil oder aus einem besondern Interesse hassen, Gutes spricht; so nennen sie ihn einen Schmeichler, oder wenn er von denenjenigen, welchen sie ergeben sind, etwas übels schreibt; wird er einer boshaften Paßion beschuldiget. Hat seine Geschichte das gegeneinander lauffende Interesse zweyer Nationen zum Gegenstand; so heist es, er habe das gehörige Gleichgewicht zwischen beeden Cronen nicht beobachtet, und die Handlungen einiger Fürsten zu sehr erhoben, oder zu sehr niedergeschlagen. Daferne der Leser mehr paßionirt ist, als der Schriftsteller; so findet er die Lobes-Erhebungen immer zu gering für die Parthey die er liebt, und zu hoch für die Parthey die er hasset, ohnerachtet der Geschichtschreiber beständig in der Mittelstrasse geblieben ist. Diese Beschwerden sind eine Würkung der eignen Paßionen des Lesers und nicht des Geschicht-

schreibers, wie man sich einbildet, und dahero ist es bisweilen leichter ein ehrlicher Mann zu seyn, als ehrlich zu scheinen. Ich will deswegen nicht behaupten, daß es leicht sey, eine Historie zu schreiben, worinnen die Fehler und die Klugheit, das Recht und Unrecht, der Verlust und die Vortheile beeder Partheyen mit gleicher Aufrichtigkeit vorgetragen werden. Man müste ein Mensch ohne alle Leidenschaften und ein Stoiker im höchsten Grad seyn, dergleichen Mensch unter die blossen Ideale gehört, und nie zu finden seyn wird. Es ist nicht genug, daß man in einem neutralen Land wohnet, denn diß hindert nicht, daß man nicht einem kriegführenden oder sonst mit einem andern in Collision kommenden Theil mehr Glück als dem andern wünschet. Die wahren Vortheile unsers Vaterlandes, oder die Vorurtheile der Nation verleiten uns öfters zu diesem Vorzug. Nun läst sich aber nicht beschreiben, wie sehr dieses einen Geschichtschreiber wider die verhaste Parthey einnehmen kan, wie stark diese nur schleichende Paßionen seine Beurtheilungs-Kraft verrucken, und wie leicht er sich daran gewöhnt, mit einem sichtbaren Vergnügen von denen Vortheilen der weniger gehaßten Parthey zu reden. Dazu kommt noch, daß mancher von seinem eignen Temperament verleitet wird, eine Nation vor der andern zu lieben, und daß er, nach der Lage seiner Glücks-Umstände,

de, von einem Prinzen mehr als vom andern zu fürchten oder zu hoffen hat, und in dieser Situation würde sich mancher darüber ärgern, wenn sich die Wahrheit seinen Augen in einem hellen Lichte darstellte, um ihn von dem Recht und Glück der Gegen-Parthey zu überzeugen. Diese Hindernüsse stellen sich der Aufrichtigkeit eines Geschichtschreibers zum öftern in den Weg, und daraus ersehen wir, daß es so leicht nicht sey, eine Historie ohne alle Partheylichkeit zu schreiben, indeme es gar gefährlich ist, in einer Sache Parthey und Richter zugleich zu seyn, in welchem Fall sich besonders die Zeitungsschreiber sowohl, als die Controversisten in Religions-Streitigkeiten befinden. Wenn aber auch ein Autor dahin gelangen könnte, alle diese Schwürigkeiten, Fallstricke und Ueberraschungen seiner Leidenschaften, die Vorurtheile seiner Erziehung und seines männlichen Alters zu überwinden, wenn er das Gute und Böse von jeder Parthey, ohne sich auf eine oder die andere Seite zu neigen, aufrichtig erzehlen sollte; würde er wohl so billige Leser finden, die ihm die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen? und die sich so viel Mühe als er gegeben haben, sich aller vorgefasten Meynungen zu entschlagen? würden sie nicht immer dasjenige mit Verdruß lesen, was er zum Vortheil der von ihnen gehasten oder zum Nachtheil der von ihnen geliebten Parthey vorträgt? würden sie wohl glauben, daß sich die

Sachen

Sachen also zugetragen haben? und würden sie nicht alles schlechthin als falsch verwerfen, was wider ihre Vorurtheile streitet? Kurz, dieser Schriftsteller würde mehr Mühe haben, aufrichtig zu scheinen, als es würklich zu seyn. Diß ist vornehmlich zu fürchten, wenn man die Historie seiner Zeit beschreibt. Bey längst vergangenen Geschichten lassen sich die Leser eher behandeln, aber in der neuen Historie sind sie oft schwehr mit Gründen zu überzeugen. Sie geben die Zeitungsschreiber ohne Scheu für Pensionärs des Feindes aus, weil sie seinen Verlust kleiner machen, als ihn andere gemacht haben. Die meisten Menschen sind so unbillig, daß sie diejenigen für Gönner ihres Feindes halten, welche sich unterstehen, den ihnen vortheilhaften Neuigkeiten zu widersprechen, und auf diese Art macht sich bisweilen ein Geschichtschreiber verdächtig, wenn er gleich die reinste Wahrheit schreibt, und wenn man von einem Geschichtschreiber fordern kan, daß er sich seiner Leidenschaften entschlagen soll; so muß man das nähmliche auch von seinen Lesern fordern können. Sallustius hat in der Vorrede zu seinem Catilinarischen Krieg diese Materie in der Kürze besonders schön illustrirt.

§. 94.

Hier könnte noch die Frage entstehen: wieferne der Poet einen Glauben in der Historie verdiene? Wir müssen einen Unterschied machen.

Wenn der Poet eine Geschichte erzehlt; so ist ihm von darum, weil er in gebundener Rede geschrieben, nicht gleich alle Glaubwürdigkeit abzusprechen. Denn man kan in Versen so gut wie in Prosa die Wahrheit sagen, und ein einsichtiger ehrlicher Mann verliert dadurch an seinem guten Nahmen nichts, weil er ein Poet ist und seine Geschichte in gebundener Rede vorgetragen hat. Wir finden in der teutschen Historie der mittlern Zeiten einen anonymen Sächßischen Poeten, auf dessen Ansehen sich die grösten Geschichtschreiber stützen, weil er in Stellen, welche man auch in andern gleichzeitigen Schriftstellern findet, nicht von ihnen abweichet und nirgends einen Schein der Parthenlichkeit von sich blicken lässet. Auf der andern Seite ist es aber auch nicht zu läugnen, daß sich die Poeten bisweilen die Freyheit nehmen, ihre Erzehlungen zu übertreiben und besonders in ihren Lobsprüchen die Gränzen der Wahrheit zu überschreiten. Hat der Dichter einer gewissen Person von hohen oder mittlern Stand zu Ehren seine Leyer gestimmt; so wird sein Gedicht nur zufälliger Weise der Wahrheit getreu bleiben, weil kein Poet, der die Siege und Triumphe eines Prinzen besingt, auf die fabelhaften Hyperbolen Verzicht thut, als soferne er dieselben nicht nöthig hat. Horaz hat im 4ten Buch seiner Oden die Siege des Drusus über die Rhetier schön und prächtig

besun-

besungen, und wir müssen allen historischen Umständen Beyfall geben, weil er nicht mehr gesagt, als was uns Dio und Paterculus von diesen Siegen aufgezeichnet haben. Ja wenn es Grund hat, wie Dacier dafür hält, daß er diese Ode im 740sten Jahr nach Erbauung der Stadt Rom verfertiget; so hätte er noch weit mehr von ihm sagen und die übrigen Feldzüge dieses jungen Helden jenseits der Alpen besonders erheben können. In einer andern Stelle des 12ten Briefs im ersten Buch hingegen schreibt er dem Tiberius die Ueberwindung und den Tod des Artaxias, Königs von Armenien zu, ohnerachtet Tacitus und andre glaubwürdige Geschichtschreiber versichern, daß Artaxias von denen Seinigen, noch vor der Ankunft des Tiberius, umgebracht worden. Darüber muß man sich nicht wundern. Denn die Poeten wissen denen Begebenheiten meist eine gute Wendung zu geben. Alles verwandelt sich unter ihren Händen in Lobsprüche, und es fehlt ihnen niemahlen an Blumen, ihre Helden damit zu krönen. Es wird dahero schwehr, die Situation eines Poeten jederzeit genau zu beurtheilen, wenn man ihn nicht mit andern zuverläßigen Geschichtschreibern vergleichen kan. Denn wenn ein Dichter einen schönen Gedanken hat, und ihm keine gute Gelegenheit aufstösset, ihn schicklich anzubringen; so machet er sich selten ein Gewissen daraus, durch Erweiterungen und

eigne Erfindungen nachzuhelfen, weil mancher lieber der Wahrheit Tort thun und seinen besten Freund verlieren, als einen witzigen Gedanken (bon mot) verloren geben will, und bey vielen gleicht ein dergleichen glücklicher Einfall einem Brechmittel, dessen Würkung sich, ohne Gefahr daran zu ersticken, nicht aufhalten lässet. Wir lesen villeicht in 100. Geschichtbüchern, daß Julius II. die Schlüssel mit denen Worten in die Tiber geworfen: Wenn Petri Schlüssel nicht mehr helfen wollen; so muß Pauli Schwerd helfen. Kein einziger glaubwürdiger Geschichtschreiber gedenkt dieser Ausschweifung, und der erste, so damit herfür getreten, ist ein französischer Poet des 16ten Jahrhunderts, der sich auf dem Titel-Blat seiner Epigrammen Gilbertus Ducherius Vulto benennet. In Ermangelung eines bessern Beweises finde keinen Anstand, diesen Vorgang für einen eignen Einfall des Epigrammatisten zu erklären. Hotmann beziehet sich dieserhalb auf den Arnold von Ferron, wo zwar diese Geschichte auch vorkommt, vom Autor aber an deren Richtigkeit noch sehr gezweifelt wird. Diß lauft offenbar wider die Aufrichtigkeit eines Geschichtschreibers, wenn er die Wahrheit einer Geschichte mit dem Zeugnüß eines Mannes erweisen will, der solche selbst bezweifelt und für einen Betrug hält. Daferne ein so berühmter Schriftsteller wie Hotmann sich dergleich-

gleichen Freyheiten erlaubt; was werden erst andre kleine Scribler thun, welche nichts dabey zu verlieren haben? Es ist sehr betrübt, wenn man sich genöthiget siehet, an der Redlichkeit der grösten Männer zu zweifeln, ihre angeführte Beweiß-Stellen alle selbst nachzuschlagen, und nichts mehr zu glauben, wovon man sich nicht durch seine eigne Augen überzeugen kan.

Wir finden aber auch, daß mancher Poet sich durch seine dichterische Wuth hinreissen lässet, auch die böse Seite seiner Feinde zu übertreiben und der Wahrheit dadurch Eintrag zu thun. Baudius bekennet es selbst, daß er denen Jesuiten mehr nachgesaget, als er verantworten können, und bereuet diesen Fehler um so mehr, als sich in ihrer Gesellschaft viele gelehrte und rechtschaffene Männer befunden, wobey er am Ende bittet, seine Ausschweiffung mit der sich herausgenommenen poetischen Freyheit zu entschuldigen. Diese Licenz geht aber nicht so weit, daß sie den Poeten von allen Regeln des Wohlstandes freysprechen könnte, und kan ihm so wenig zur Rechtfertigung dienen, als die academischen Privilegien die Ausschweiffungen eines Studenten zudecken können. Wenn wir vollends in ächten prosaischen Schriftstellern das Gegentheil von demjenigen finden, was uns der Poet berichtet hat; so fällt sein historischer Glaube gänzlich zu Boden. Ronsard setzte den Ajax unter die Eroberer von Troja.

Da er aber das Gegentheil erfahren; verbesserte er diese Stelle in der zweyten Ausgabe seiner Franciade. Diß war würklich überflüßig. Denn Diktys von Creta läßt diesen Helden erst nach der Einäscherung von Troja sterben, und dieser Geschichtschreiber wird doch mehr Glauben verdienen, als Homer und Ovidius. Zehen und villeicht zwanzig Geschichtschreiber behaupten, Penelope habe während der Abwesenheit des Ulysses die gröste Coquette gemacht, und, ausser einer unzehligen Menge von Anbetern, auch dem Mercur Gehör gegeben und mit letzterm den Pan erzeugt. Homer, da er die Heldenthaten des Ulysses besang, hatte keine andere Wahl, er muste seine Gemahlin auch zur Heldin machen, und sie 10. Jahre lang, bis zu ihres Gemahls Wiederkunft, der vielen Nachstellungen ohngeachtet, in einer unerschütterlichen Keuschheit verharren lassen. Wer wird aber hier das Zeugnüß des Poeten dem Zeugnüß anderer unpartheyischer Geschichtschreiber vorziehen?

— — — pictoribus atque poetis
quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

Horatius.

§. 95.

Desto weniger ist es fragens werth: ob man einer satyrischen Schrift einigen Glauben beymessen könne? Die Satyre gränzet sehr nahe an

das

das Pasquill, und es ist mehrentheils zwischen beeden kein Unterschied, daferne sie gewisse ausdrücklich genannte Personen zum Gegenstand haben, als daß bey jener der Nahme des Verfassers unterschrieben, bey diesem aber verheimlichet worden. Unter dieser Vorsetzung läst sich allezeit zuverläßig behaupten, daß sich der Satyrenschreiber so wenig als der Pasquillant ein unverbrüchliches Gesetz daraus gemacht habe, die reine Wahrheit zu schreiben. So schlecht und verhaßt auch die Person ist, welche auf diese Art angegriffen wird, so sicher kan man sich doch darauf verlassen, daß hundert Sachen darinnen vorkommen, welche nie geschehen sind. Der Pater Maimburg rühmet sich, er habe zehen grosse Bände in Folio gesehen, welche nichts als Satyren und Schmähschriften wider den Herzog von Guise und seinen Bruder den Cardinal enthalten. Sollte man wohl zehen Folianten voll Wahrheiten von diesen beeden Herren schreiben können? Diß ist ein unvermeidliches Schicksahl für alle diejenigen, welche sich mit Spott- und Schmähschriften abgeben, ohne an denen öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen oder tüchtige Pappiere zu Rath gezogen zu haben, daß sie uns tausend Lügen anhängen, besonders wenn sie von Leuthen schreiben, welche sie ihrer Meynung nach übel behandelt haben. Man will sich rächen, und macht sich kein Bedenken, alle diejenige,

welche wir für unsre Verfolger halten, öffentlich für infam zu erklären. In dieser Lage glaubt man alles, was man sagen hört, und wenn man es auch nicht glaubt; so ist man doch des Dafürhaltens, man habe ein Recht erlangt, solches kund zu machen, weil man es von andern gehört hat. Ueberhaupt wird man bemerken, daß die Satyrenschreiber zu wenig auf Spione verwenden und alles hinschreiben, was man ihnen vorplaudert, auf diesem Weg aber ihren Gegenstand mit Anschuldigungen beladen, welche leicht zu widerlegen sind, dasjenige aber, was keinem Widerspruch ausgesetzt ist, mit Stillschweigen übergehen. Diejenigen Protestanten, welche dergleichen Spottschriften im vorigen Jahrhundert wider den Cardinal Bellarmin ausstreuten, worinnen sie ihm nicht nur allerley ungegründete Beschuldigungen machten, sondern ihn auch für todt angaben, ohnerachtet er noch lange lebte und sich über ihre Satyren lustig machte, haben sich und ihrer Parthey den meisten Schaden gethan, weil sich ihre Historietten zum Theil von selbst widerlegten, auch vom Pater Gretser in ihrer Blöse dargestellt wurden, wiewohl Theophilus Raynaud diese letztere Arbeit für überflüßig und unnütz angesehen. Wenn nun diejenigen, welche auf solche Art mishandelt worden, bey sich überzeugt sind, daß man ihnen Verbrechen beymißt, woran sie unschuldig sind; so stellen sie sich die

Urhe-

Urheber und Beförderer dieser Schriften als Leuthe vor, welche nichts von Ehre und Gewissen kennen, und ihren ganzen Haß, auch mit allen Gönnern dieser Verläumdung ausgerottet zu werden, verdienen. Es ist unstreitig, daß diejenigen, welche dergleichen Schmähschriften ausstreuen, ihr böses Herz verrathen, und indeme sie ihrem Eifer den Zügel schiessen lassen, wider alle Klugheit handeln. Dabey ist es etwas besonderes, daß diejenigen, welche mit dem Kitzel zu satyrisiren geplagt sind, die Kunst, ihre Spöttereyen auf eine schickliche Art zu vergiften, nicht verstehen. Denn ein Satyrenschreiber sollte beständig folgende Regeln vor Augen haben: 1) man muß nichts schreiben, was man nicht beweisen kan, oder was leicht zu widerlegen ist, 2) man muß nicht eigensinnig seyn, einmahl mit Gründen widersprochne Sätze fernerhin zu vertheidigen, und 3) man muß seine Leidenschaften und allen Anschein eines aufgebrachten Gemüths sorgfältig zu verbergen wissen.

Das schlimmste dabey ist noch dieses, daß man gemeiniglich dasjenige, was ein solcher Verläumder ausstreuet, auf Rechnung seiner ganzen Parthey schreibet, wie es denen Reformirten zur Zeit der Guisen in Frankreich ergangen ist. Diejenige, welche von Zeit zu Zeit eine ungezehlte Menge von Pasquillen in das Publicum fliegen lassen, wohnen mehrentheils im 5ten Stockwerk,

und

und machen gemeiniglich eine schlechte Figur in der Welt. Sie leben in einer so finstern Dunkelheit, daß sie auch den strengsten Nachforschungen entgehen, und wenn man einmahl so glücklich ist, den Nahmen eines solchen Scribenten zu entdecken; so wird man ohne Ausnahme finden, daß sie weder gute Christen noch ehrliche Männer seyen. Fünf oder sechs dergleichen satyrische Köpfe sind im Stande, in weniger als 30. Jahren ein ganzes Königreich mit ihrem Spott- und Schmäh-Schriften zu überschwemmen, und was ist alsdann unbilliger, als die Fehler einiger weniger Mitglieder einer ganzen grossen Gemeinschaft zur Last zu legen? Um sich den Caracter dieser Leute recht vorzustellen, ist es nicht genug, daß man sie für leichtglaubig hält, sondern man darf sie unbedenklich für Betrüger ausgeben, weil sie Begebenheiten verbreiten, von welchen sie wissen, daß sie falsch sind, und die sie meist selbst erfunden haben.

Zugleich begehen sie gemeiniglich einen Fehler, dessen sich die meisten unrichtigen Geschichtschreiber, wie schon öfters erinnert worden, schuldig machen. Sie bekümmern sich um keine richtige Chronologie. Florimond von Remond schreibt, Melanchton sey auf seinem Sterbbette von seiner Mutter auf sein Gewissen befragt worden: ob er die alte oder die neue Religion für die beste hielte? worauf er geantwortet: die neue ist

wahr-

wahrscheinlicher, die alte aber ist sicherer. Seine Mutter ist länger als 30. Jahre vor ihm gestorben, und daß sie auf sein Zureden die Lutherische angenommen, wie Florimond bey dieser Gelegenheit vorbildet, ist ebenfalls eine Unwahrheit. Sie starb bey der catholischen Lehre. Man kan sich des Lachens kaum enthalten, wenn man die zu Cölln 1693. ans Licht getretne Historie des Pater la Chaize mit Aufmerksamkeit liest. Dort wird gesagt, der Cardinal Mazarin habe ihm wegen der dem König am päbstlichen Hof erwiesenen guten Dienste sehr schön gethan, und 1665. in den Gewissens-Rath mit aufgenommen, ohnerachtet alle Welt weis, das Mazarin schon 1661. gestorben ist. Der Verfasser setzt weiter hinzu, der Pater la Chaize habe sich bey der Frau von Valiere eingeschmeichelt, weil er die Neigung des Königs gegen sie einer Schwachheit der Natur zugeschrieben, dahingegen der Pater Annat ihm täglich die Gerichte Gottes angekündiget, weshalben sie es auch dahin gebracht, daß Ludwig XIV. dem Pater Annat seine gesuchte Entlassung bewilliget, und 1667. den la Chaize zum Beicht-Vater angenommen. Nun ist es eine bekannte Sache, daß Annat erst 1670. vom Hof abgegangen, und noch in diesem Jahr gestorben, daß der Pater Ferrier ihm in der Stelle eines königlichen Beicht-Vaters gefolgt, und daß der Pater la Chaize erst

nach

nach dessen Tod 1674. Beicht-Vater worden ist. Wo denken die Leuthe hin, welche so grobe Unwahrheiten kund machen? Müssen sie denn nicht selbst einsehen, daß sie dadurch ihres Endzwecks verfehlen, und ihren eignen Credit zu Grunde richten? Was für ein Vorurtheil erwecken sie dadurch für ihr ganzes Buch, wenn sie in einzelnen Stellen so deutlich zu Tage legen, daß sie von Sachen, welche die ganze Welt besser weis, entweder übel unterrichtet seyen, oder die Schande nicht scheuen, offenbare Falschheiten zu erzehlen. Villeicht pflegen sie mit gewissen Leuthen, welche sich auf fromme Betrügereyen legen, folgendergestalt zu urtheilen: Gegen einen Zuhörer, welcher einsiehet, daß ich betrüge, giebt es wieder tausend, welche dieses nicht einsehen. Tausend werden also durch meinen Betrug erbaut, wenn einer dadurch scandalisirt wird. Das Uebel wird somit in Gegeneinanderhaltung mit dem Guten gering seyn. Folglich erheischet es die Menschenliebe und Klugheit, diese Lüge vor dieser ansehnlichen Versammlung zu predigen. Ich kan nicht gewis wissen, ob alle Satyrenschreiber auf die nähmliche Art urtheilen, aber das weis ich, daß sie ihren Endzweck glücklicher erreichen würden, wenn sie die Chronologie und die Regeln der Erdichtung fleißiger zu Rath ziehen wollten. Verläumden ist auch eine Kunst, sagte Scaliger, und diejenigen, die solche nicht verstehen,

stehen, schaden ihrem Feind weit weniger, als sie Begierde zeigen, ihm zu schaden. Diese Anmerkungen gereichen dem Publicum mehr zum Nutzen als einem Privatmann. Es ist sehr gut, wenn wir in diesem Jahrhundert von dem Werth der Satyren, welche 1000. Jahre in der Welt herum gelaufen sind, und wenn die künftigen Jahrhunderte von denen Satyren unsrer Zeit urtheilen können. Bey diesem Urtheil hat man sich für dem gemeinen Grundsatz zu hüten: es ist nicht wahrscheinlich, daß man sich unterstanden hätte, wenn dieses offenbar falsch wäre, solches in das Publicum hinzuschreiben. Diß ist aber auch der einzige Nutzen von diesen Anmerkungen, denn im übrigen werden die best gegründete Censuren und Betrachtungen nicht hinlänglich seyn, die Feder dieser Art von Schriftstellern im Zaum zu halten. Viele rechtschaffne Männer haben über die satyrische und fabelhafte Historie des Pater la Chaize ihre Verachtung mit Gründen geäussert, und gleichwohlen kam fünf Jahre hernach ein weit schlimmeres Werk zum Vorschein als dieses. Es führte die Aufschrift: Liebes-Intriguen des Pater Peters, Beicht-Vaters Königs Jacob II. in Engelland. Diß ist vom Anfang bis zum Ende von lauter abscheulichen Lügen und erdichteten Abentheuern zusammen gesponnen, welche noch dazu mit dem äussersten Grad der Unverschämtheit, und

in

in einer mit denen verabscheuungswürdigsten Schweinereyen inficirten Schreibart vorgetragen sind. In einem andern ähnlichen satyrischen Werk, welches den Titel führt: Liebes-Begebenheiten des königlichen Pallasts, vom Jahr 1665. wird vom Pater Annat versichert, er habe sich von seiner Beicht-Vaters Stelle losgesagt, auch seine Erlassung erhalten, da doch erst vorhin erinnert worden, daß solches nicht eher als im Jahr 1670. geschehen sey. Seneca schreibt: diejenigen, welche eine Geschichte aufzeichnen, können nicht angehalten werden, solche zu beschwören, sondern man glaubt ihnen auf ihr Wort und ohne Eydschwüre. Ich setze hinzu: diejenigen hingegen, welche Satyren schreiben, müssen es für eine besondere Gunst und Höflichkeit ansehen, wenn man ihnen auf einen durch Zeugen bestättigten Eydschwuhr trauet. Aubigne, welcher allenthalben gerne scherzt und satyrisirt, verfällt sich bisweilen mehr aus Nachläßigkeit als aus Bosheit wider die Regeln des Scherzes und der Satyre, welche nicht nothwendig erfordern, daß alles, was scherzhaft und satyrisch vorgetragen wird, offenbar verfälscht werden müsse. Um aber seine Schreibart glänzender zu machen, begeht er Unterlassungs-Sünden, welche der Geschichte eine widrige Gestalt geben. Ueber folgende Stelle habe mich geärgert: die Legende der Heiligen ist ein Garten

der

der Seele, in welchem man Kräuter findet, welche zum wenigsten einschläfern, wenn sie auch nicht heilen. Ein artiger Mann, welcher bemerket, daß es seiner Seele an Stärke fehlet, seine sündliche Lebensart zu ändern, findet in der Legende ein Beyspiel von einem Ritter, der Reiche und Arme ohne Barmherzigkeit beraubte, und seiner Sünde durch sein täglich Beten eines Ave Maria quitt wurde. Wenn eine Hofdame in ihrer trostlosen Seele fühlet, daß sie denen grossen, catholischen und allgemeinen Wollüsten und Ausschweiffungen nicht entgehen kan; so kan sie sich damit aufrichten, daß die heilige Maria aus Egypten 12. Jahre lang, bis sich die Jahre der Verachtung genahet, keiner Manns-Person eine abschlägliche Antwort gegeben, und daß die heilige Magdalena mit ihrem Leib eben so freygebig gewesen, und viele junge Leuthe von guten Häusern um ihr ganzes Vermögen, ja manche gar dahin gebracht, daß sie sich aus Liebe und Eifersucht die Kehle abgeschnitten, dieser Lebensart aber nicht so bald überdrüßig gewesen, als sie schon canonisirt worden. Diese Erzehlung des Aubigne setzt voraus, daß beede Frauen aus dem Bordel geraden Wegs unter die canonisirten Heiligen gesprungen seyen. Die Legende hingegen beschreibt ihre langwürige Reue und Busse über ihre Sünden, und wenn Aubigne aufrichtig zu Werk gehen wollte; so hätte er diesen Umstand

S nicht

nicht überspringen sollen. Dadurch würden aber seine Scherze, welche er der Legende entgegen gesetzt, etwas an ihrem Salz verloren haben, wannenhero es ihm besser geschienen, die wahren Umstände mit Stillschweigen zu übergehen oder solche gar zu verfälschen, als auf Kosten seines Witzes die Wahrheit zu schreiben. Auf gleiche Art verfährt dieser nähmliche Schriftsteller mit der Geschichte der Marthe Broßier, einer angeblich Besessenen aus dem 16ten Jahrhundert. Thuanus versichert, bey denen Worten des Exorcismen-Formulars et homo factus est hätten sich die meisten Convulsionen bey ihr geäussert, der Bischoff von Angers habe sie aber auf die Probe gestellt, und mit einer ihr vorgeleßnen Stelle aus dem Virgil das nähmliche ausgerichtet. Thuanus bemerkt nicht, welche Worte des Virgils diese Würkung herfürgebracht haben. Aubigne setzt aber an die Stelle des Virgils den Petronius Arbiter, mit dem Zusatz, diesen habe der Bischoff statt seines Breviers beständig bey sich getragen. Er wählt zur Beschwörung die Historie von der Matrone zu Ephesus und versichert, bey denen Worten placitone etiam pugnabis amori hätten sich ihre Zuckungen eingestellt. Diß sind offenbare Verdrehungen, und beweisen, daß der Satyrenschreiber die Sachen nicht vorträgt, wie sie sich zugetragen, sondern wie er wünscht, daß sie sich zugetragen haben möchten,

möchten, um gewissen Personen etwas anhängen zu können, ohne dabey lügen zu dürfen. Hieraus lernen wir, daß wir gegen die Satyriker vorzüglich auf guter Hut zu seyn Ursache haben. Sie urtheilen mehrentheils falsch, und wissen ihre Sache so artig einzukleiden, daß man durch das Vergnügen aufgehalten wird, den wahren Gang und Inhalt ihrer Trugschlüsse zu ergründen. Indessen sind sie doch so gut, wie ernsthafte Schriftsteller denen Gesetzen der gesunden Vernunft unterworfen, ohnerachtet sie sich sonst von vielen Regeln losmachen können. Vorzüglich aber muß man in Religions-Streitigkeiten weder Satyren noch andre scherzhafte Schriften zu Rath ziehen. Diß hiese, sich auf die Bank der Spötter setzen, wogegen David im ersten Psalm betet. Denn dergleichen Leuthe, wenn sie eine Belustigung darinnen finden, schonen zwar Himmel und Erde nicht, aber desto mehr sparen sie die Wahrheit. Wenn dahero Horaz fragt: was es hindern solle, daß man die Wahrheit nicht lachend sagen könne? so würde ich ihm statt der Antwort auf seine 4te Satyre verweisen, wo er selbst schreibt, daß ein Lacher seinen besten Freunden kein Quartier zu geben pflege, desto weniger Umstände wird er also mit der Historie machen. Horaz scheint aber auch nur von der Möglichkeit, daß die Wahrheit auch scherzend gesagt werden könne, zu reden, und diß ist unwidersprechlich.

Wir haben vorhin schon angemerkt, daß ein Satyrenschreiber nichts angeben solle, was er nicht zu erweisen im Stande ist. Kommt es aber gar auf grobe Verbrechen an, welche er einem ehrlichen Mann öffentlich Schuld giebt; so muß er sich beglaubter Abschriften von denen gerichtlichen Protocollen zu bemächtigen suchen, um im Fall der Noth seine Beweise daraus führen zu können. In dieser Verfassung befand sich Mezerai nicht, da er dem Beza Schuld gab, er sey von darnm von Paris nach Genf entwichen, weil er der Strafe einer begangenen Sodomie entfliehen wollen, und weil er einem Schneider seine Frau entführt gehabt. Beza läugnet beede Beschuldigungen und betheuert, daß er um keiner andern Ursache als um der Religion willen Paris verlassen habe, und nach Genf gezogen sey. Nunmehro sehen wir uns also in der Nothwendigkeit, dem Beza so lange zu glauben, bis Mezerai sein Vorgeben hinlänglich bewiesen hat. Mezerai bleibt aber den Beweiß schuldig, ohnerachtet es ihm etwas leichtes gewesen seyn würde, die sichersten Urkunden wider diesen entlaufnen und verhaßten Ketzer beyzubringen, wenn an der Sache etwas gewesen wäre. Folglich wird es uns auch niemand verübeln, wenn wir den Mezerai fur einen offenbaren Verläumder erklären. Ein gewisser Engelländer (Autor clamoris regii sanguinis) giebt dem Milton schuld, er sey wegen ei-

nes

nes Verbrechens von der Universität Cambridge relegirt worden, und habe dieserhalb das Land meiden müssen. Da er aber diesem Vorgeben öffentlich widersprochen, und seine Todfeinde Morus und Salmasius, ohnerachtet sie, letzterer, viele Lästerungen wider ihn ausgestossen, es bey seinem Widerspruch bewenden lassen; so ist daraus zu schlüssen, daß obiges Angeben ohne Grund gewesen. Peter von Montmaur wurde von den schönen Geistern seiner Zeit um des willen verfolgt, weil er in vielen vornehmen Häusern wohlgelitten war. Sie liesen es aber nicht dabey bewenden, ihm eine Unwissenheit oder seinen unfruchtbaren Zeit-Vertreib mit Anagrammen oder seine Schmarozerey vorzuwerfen, sondern sie beschuldigten ihn, er sey ein Bastard, ein Mörder, ein Betrüger und ein Sodomit. Diß geht über den Spaß hinaus, und man ist schuldig, solcher Bezüchtigungen halber vor dem weltlichen Richter Rechenschaft zu geben, und in Ermangelung des Beweisses sich einer schweren Strafe zu unterwerfen. Wir finden aber nirgends, daß Menage, Balzack oder ein anderer irgendwo einen Beweiß beygebracht, weniger daß sie Montmauer dazu aufgefordert habe, und gleichwohlen versichern gleichzeitige Schriftsteller, daß man alle diese Schmähungen für Romane und Spiele des Witzes, keineswegs aber für ernsthafte Historien halten dürfe.

§. 96.

Empört sich die Satyre wider grosse Herren und gekrönte Häupter; so ist sie gar keiner Entschuldigung fähig. Denn diß sind geheiligte Gegenstände, welche man unangetastet lassen muß, und wenn ein Autor bey dieser Arbeit die Hände verbrennt; so wird er gewis von niemand auf der Welt bedauert, und es eräugnen sich gemeiniglich Umstände, welche ihm die Veranlassung geben, über seinen unbesonnenen satyrischen Kitzel sebst ein widriges Urtheil zu sprechen. Linguet wird den unglücklichen Einfall, den Proceß der drey Könige zu schreiben, in der Bastille oft bereuet haben. Nur vom Pericles sagt man, daß er die wider ihn ausgestreute und so gar auf die öffentliche Schau-Plätze gebrachte grobe Schmähungen mit Verachtung übersehen und nie geahndet habe.

§. 97.

Hierbey muß aber noch besonders angemerkt werden, daß eine für eine einzelne Person oder ansehnliche Familie nachtheilige Unwahrheit, welche in kleinen flüchtigen Blättern herum lauft, nicht so viel Aufsehen macht, und gemeiniglich wie der Blitz wieder verschwindet. Wenn sie aber in grossen Werken gelesen wird, welche stark abgehen und auf Jahrhunderte in denen Bibliotheken aufgestellt werden; so sind sie schon desto gefährlicher, weil man eher seinen Glauben darauf

legt,

legt, als auf nichts bedeutende Scarteken, obschon die Grösse eines Werks im Grunde dessen Glaubwürdigkeit nicht erhöhet, und darauf ohne Beweise so wenig als auf flüchtige Brochüren gebaut werden kan. Wir reden aber hier nur von der Gefährliehkeit, welche aus der guten Vermuthung des Lesers vor die Wahrheit eines grossen und ernsthaften Werks leicht entstehen kan.

§. 98.

Ohneracht̃et man nun wegen angeschuldigter grober Verbrechen, wie vorhin erwehnt, von der Obrigkeit Genugthuung fordern kan; so fällt doch dieses in dem Fall beyseite, wenn ein Geschichtschreiber nur überhaupt einer Verdrehung der Historie, einer unächten Uebersetzung, eines irrigen Grundsatzes, einer falschen Citation und dergleichen beschuldiget wird. Hier ist das Publicum der einzige competente Richter, von welchem keine Appellation statt findet. Man muß aber auch zu diesem Richter seine Zuflucht nehmen und ähnliche Auschuldigungen, wenn sie zumahl ein Mann von Ansehen vorbringt, nicht über sich ergehen lassen, wenn wir nicht andere durch unser Stillschweigen zu dem Urtheil verleiten wollen, daß uns recht geschehen. Doch ist es auch genug, wenn wir denen Worten unsers Anklägers einen allgemeinen Widerspruch entgegen setzen. In diesem Fall wird ihn jeder so lange für einen Verläumder halten, bis er mit

seinem Beweiß herfürtritt, und über die Hinläng-lichkeit dieses Beweises hat wieder das Publicum das Urtheil zu sprechen. Dahero beschwehrte sich Girac über den Costar, welcher es dahin zu bringen wuste, daß dem Girac die weitere Antwort gegen ihn, da sie über die Werke des Voiture in Streit gerathen, welche Girac angegriffen und Costar vertheidiget hatte, von der Obrigkeit untersagt wurde, daß somit Costar den letzten Satz behielt. Meines Bedünkens ist es ein böses Merkmahl vor einen Scribenten, wenn er das Ansehen der Obrigkeit zu Unterdrückung derjenigen Schriften, welche gegen ihn heraus kommen, zu Hülfe rufet, und es ist ein offenbares Zeichen seiner Niederlage und seines Unvermögens, weiter zu antworten. Ein Schrifsteller muß sich mit seinem Gegner gleicher Waffen bedienen und sich mit der Feder vertheidigen. So bald er sich aber an den Magistrat wendet, und den Credit, den er sich bey denen Göttern dieser Erde erworben, vor sich streiten lässet; so bald muß er sich es auch gefallen lassen, daß man ihn für einen Mann hält, der im Stande ist, einen unbewehrten mit dem Degen in der Faust anzugreifen. Diß ist auch der Weg nicht, der Schande auszuweichen, die man von der Replick oder Duplick seines Gegners besorget. Bücher, deren Verkauf von der Obrigkeit verboten ist, werden am meisten gesucht, und mancher, der von dieser gelehrten Streitigkeit gar nichts wuste, oder sich

wenigstens nicht darum bekümmerte, wird dadurch erst aufmerksam gemacht und dahin verleitet, sich von der Sache genauer zu unterrichten. Der letzte Satz wird ihm also nichts helfen, weil ein unbefangener Leser die Antwort darauf vermisset, und das Publicum durch seine niederträchtige Ausflucht bewogen wird, das Urtheil wider ihn zu sprechen, ohnerachtet der Proceß, wegen Ermangelung des Gegensatzes, zur Sentenz noch nicht hinlänglich instruirt ist.

§. 99.

Bisweilen stößt man aber auf Schmeichler und Satyricker zugleich. Der eine sagt nichts als gutes von seinem Helden, und der andere sagt nichts als böses von ihm. In diesem Fall ist man gar übel daran, obschon nicht zu läugnen ist, daß die Seuche einer durch Haß und Rache geleiteten verläumderischen Feder der Historie weit gefährlicher ist, als die Seuche der Panegyristen. Tacitus bemerkt, daß in der Geschichte, welche man damahls vom Tiberius, Caligula, Claudius und Nero hatte, wenig Wahrheit zu finden sey, weil solche entweder bey ihren Lebzeiten oder kurz nach ihrem Tode geschrieben worden. Jene Scribenten hätte die Furcht zum Lügen gezwungen und bey diesen hätte der noch frische Haß die widrigsten Urtheile gewürkt und veranlasset. An einem andern Ort schreibt er, die Wahrheit sey auf der einem Seite durch die

Schmeichler der Fürsten, und auf der andern Seite durch die Misvergnügten über die Regierung niedergeschlagen worden, und weder denen einen noch denen andern sey es darum zu thun gewesen, die Nachwelt zu unterrichten. Denn die Leser müsten erst eine Wahl anstellen, ob sie den Schmeichler oder den Feind für wahrhaftig halten wollen, und da würde man sich eher vor den Critiker als vor den Schmeichler erklären. Denn man weidet sich lieber mit Neid und Verläumdungen, statt daß man der Erzehlung einer gedungenen Feder gar bald überdrüssig wird. Man hält die Schmeicheley für eine niederträchtige Dienstbarkeit, und die bösen Nachrichten eines Scribenten für eine großmüthige Liebe der Freyheit. Ueberhaupt ist so viel richtig, daß die Lobes-Erhebungen der Schmeichler mit ihrem Gegenstand zugleich verfallen, und daß somit die Nachwelt durch solche nicht leicht betrogen werden kan, daß hingegen eine critische Historie der Grossen, welche mit einer wohl geleiteten Bosheit entworfen ist, sich niemahlen verlieret. Diese Art von Lügen macht weit mehr Eindruck auf die Zukunft als jene, ihre Würkung bleibt ewig. Selbst die Schmeichler suchen sie nach vielen Jahrhunderten wie das Manna auf, und bedienen sich derselben, in Antithesen die Verdienste ihrer Helden zu erheben. Sie loben sie ohne Maase, damit sie uns aber glaubend machen wollen, als ob sie nicht zu schmeicheln

gewohnt

gewohnt wären; so verlästern sie diejenigen, welche nimmer am Leben sind. Sie machen die Gegenfüßler von denen alten Leuthen des Horaz, welche nur das vergangne loben, und das gegenwärtige schänden. Mezerai und Varillas liesen die alten Könige von Frankreich und ihre Minister fleißig ihre Geissel fühlen, wo es die Wahrheit erforderte, dahingegen sie denen gleichzeitigen übertriebne Lobsprüche beylegten. Nepos, Lucian und Josephus beschuldigen den Theopompus, daß er in seiner Historie eine allzusatyrische Feder geführt habe, und dieserhalb schreibt Plutarch, daß er mehr Glauben verdiene, wenn er lobt, als wenn er tadelt.

§. 100.

Desto schlimmer ist es aber, wenn man Lob und Tadel aus der Feder eines und des nähmlichen Scribenten lesen muß. Artemisia setzte einen hohen Preiß auf die schönste Lobrede, welche man ihrem verstorbenen Gemahl, dem König Mausolus von Carina, halten würde. Theopompus erhielt dieses Prämium, und hieraus ist leicht zu schlüssen, daß er ihn als den vollkommensten Prinzen vorgestellt und mit allen möglichsten Tugenden geschmückt haben werde. Gleichwohlen beruft sich Suidas auf die Schriften des Theopompus, wenn er dem Mausolus Schuld giebt, daß keine Schandthat zu nennen

sey,

sey, welche er sich nicht um des Geldes willen erlaubt hätte. Diese Zweyzüngleren taugt nichts, und bey Männern, welche unter zweyerley Personen auftreten, und als Redner uns Lügen aufbinden, welche sie als Geschichtschreiber zu erzehlen sich nicht getrauen, muß alles verdächtig werden, was sie reden oder schreiben. Vitruv war ehrlicher. Er lobte den guten Geschmack des Mausolus im bauen, erzehlte aber zu gleicher Zeit, daß er seine Unterthanen mit unerträglichen Auflagen belästiget habe. Wenn Morgues vor und wider den Cardinal Richelieu schreibt; so müssen wir die Zeiten unterscheiden. So lange der Cardinal und die Königin Mutter einig waren, so lange war Morgues auf seiner Seite. Sobald sie aber uneins wurden, sobald war er wider ihn. Seine Entschuldigung, daß er seine Gesinnungen mit der Denkungs-Art des Cardinals geändert, ist von keinem Werth. Wäre der Cardinal mit seiner Königin einig geblieben; so wäre er auch fernerhin der lobenswürdige Cardinal geblieben, er möchte im übrigen gethan haben, was er gewollt hätte, nur seine Härte gegen die Königin Mutter, deren Allmosenier Morgues war, hätte unterbleiben sollen. Ich weis nicht gewis, ob seine Historie Ludewig XIII. welche er einigen guten Freunden hinterlassen, um sie nach seinem Tode herauszugeben, würklich im Druck erschienen sey oder nicht. Es ist aber eben

so

so gut, wenn es nicht geschehen ist, weil man, in Vergleichung seines Verhaltens gegen den Cardinal Richelieu mit dieser versprochnen Geschichte, wenig Unpartheylichkeit darinnen gefunden haben würde.

§. 101.

Manche Historien werden durch die Partheylichkeit der Geschichtschreiber dergestalt verwirrt, daß man oft nimmer herauszukommen weis. Die Haupt-Sachen lassen sich zwar nicht allezeit verdrehen, es finden sich aber doch immer Leuthe, welche uns in Ansehung der Neben-Umstände auf Irrwege zu führen suchen, wodurch die Haupt-Geschichte hie und da verdunkelt, und der Leser bisweilen vor die abscheulichsten Gegenstände, wenn er nicht sorgfältig auf seiner Huth ist, wieder eingenommen wird. Die alte Historie ist zwar mit vielen der Menschheit zur Schande gereichenden Erzehlungen angefüllt, und Moyses führt uns gleich im Anfang der biblischen Geschichte auf die Thorheiten und Sünden des Adam, und gleich darauf kommen wir auf ein Land, welches Brüder mit dem Blut ihrer Brüder getränkt haben. Athenäus erzehlt, daß der König Cambles von Lydien im Rausch seine Gemahlin aufgefressen habe. Anderer Beyspiele zu geschweigen, Gleichwohlen können wir nicht bergen, daß sich das 14te Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in Ansehung der schlechten Sitten, der Unmensch-

Unmenschlichkeit, der Barbarey und aller Untugenden, welche je im Schwange giengen, vor allen andern ausgezeichnet habe, und in dieser Rucksicht wird der Modespruch der meisten Moralisten, daß die Welt immer schlimmer werde, einen starken Abfall leiden. Um diese Zeit regierten hinter einander zwey Königinnen in Neapel, welche beede Johanna hiessen, und in der öffentlichen Unkeuschheit einander nichts zuvor liessen, obschon die erste, durch ihre verübte Grausamkeiten gegen ihre Gemahle und andere, in der Abscheulichkeit einen bestimmten Rang vor der zweyten behauptete. Daß beede unverschämte und in ihren Lüsten unersättliche Weiber waren, und daß die erste zwey von ihren vier Gemahlen und sonst noch viele unschuldige Personen ums Leben bringen lassen, bezeugen alle gleichzeitige Geschichtschreiber. Kommen wir aber auf gewisse besondere Umstände ihres Lebens, so werden solche von einem so, vom andern wieder anders erzehlt, und man wird durch diese Widersprüche unvermögend, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Ja Brantome sucht die letztere sogar wegen ihrer Unmäßigkeit, die er nicht widersprechen kan, damit zu entschuldigen, daß dieser Fehler doch immer besser sey, als wenn sie boshaft, rachgierig und tyrannisch wäre, worunter das Volk mehr als unter ihren Liebeshändeln leiden müste. Dieses Defensions-Mittel ist, meines

Bedün-

Bedünkens, von einem schlechten Gewicht. Wenigstens ist eine unverschämte Königin dem Volk gefährlicher als ein wollüstiger König. Es ist besser, wenn er seine Unterthanen mit einer Menge natürlicher Kinder scandalisirt, als wenn er Grausamkeiten an ihnen ausübt und sie mit vielen neuen Auflagen beschwehrt, und es ist leicht möglich, daß ein dem schönen Geschlecht äusserst ergebener König seine Staaten in Ordnung erhält, eine strenge Gerechtigkeit ausübet, die Handlung blühend macht, und seine Unterthanen wider alle Bedruckungen sicher stellet. Auf der andern Seite ist auch unwidersprechlich, daß die Völker unter einer ausgelaßnen Königin glücklicher leben können, wenn sie sonst gut behandelt werden, als unter einer keuschen, geizigen, stolzen und grausamen Regentin. Diß hebt aber noch nicht alle Schwürigkeit. Denn ich bin immer der Meynung, daß im Occident, wo die Gesetze der Religion und der menschlichen Ehre so streng wider die Unzucht der Weiber eifern, ein Königreich unter einer Beherrscherin, welche die Schamhaftigkeit als eine vorzügliche Tugend ihres Geschlechts mit Füssen tritt, nicht glücklich seyn könne. Die Nachsicht gegen die unrechtmäßige Liebe eines Monarchen verbietet uns die Folge zu ziehen, daß, weil er hier seinen Lüsten den Zaum schüssen lasse, er auch im übrigen sich nicht mäßigen könne, dahingegen die Verachtung ei-

ner

ner jeden gemeinen Frau wegen ihrer öffentlichen Unreinigkeiten uns zu dem Schluß verleitet, daß eine Königin, welche in diesem Stuck die Schranken der Erbarkeit durchbricht, aller andern Ausschweiffungen fähig sey. Es folgt ganz natürlich daraus, daß sie alle Scham verloren, daß sie keine Empfindung von Ehre, und eine niederträchtige Seele habe, weil sie sich entschlüssen können, ihren Ruhm, ihr Gewissen, und die Achtung des Publicums einer gegen einen Diener, Vasallen oder Unterthan heegenden sträflichen Leidenschaft aufzuopfern. Hiernächst ist es unvermeidlich, daß diese Aufführung der Königin auf den Hof und endlich auf das ganze Land einen Einfluß haben müsse, durch welchen Weg sich eine gefährliche Verachtung der Gesetze, des Wohlstandes und der Schamhaftigkeit, als der alleinigen Mittel, die Keuschheit in einem Lande zu erhalten, durch das ganze Königreich ausbreitet. Und was kan man in ahnlichen Fällen anders erwarten, als Factionen und Aufruhr? Eine solche Königin wird eine Sclavin ihrer Liebhaber, sie darf ihnen nichts abschlagen, und sie sind die wahren Regenten. Ihre Eitelkeit, ihre übrige Leidenschaften werden erst traurig durch die Eifersucht der Grossen des Hofs, und am Ende wird die Königin, die man anfänglich nur für verliebt hielt, eine blutgierige Tyrannin, und entweder ihre Liebhaber selbst, oder diejenigen

nigen, welche sie aus dem Sattel zu heben suchen, werden das Opfer ihrer vorhin nie vermutheten Grausamkeit.

§. 102.

Wenn man auf alle in dieser Abhandlung vorkommende Anmerkungen und Exempel acht hat; so wird man finden, daß sich so schlechterdings nicht behaupten lasse, als ob Machiavell ein gefährliches Buch für unsere Regenten sey. Sie dürfen nur Historie studieren; so werden sie, wenn sie wollen, alle böse Maximen des Machiavell ohne Schwürigkeit selbst abstrahiren können, und dieser Schriftsteller würde nie auf seine geäusserte Gedanken verfallen seyn, wenn ihn nicht die Lebens-Geschichte verschiedner Könige, Päbste und anderer italiänischen Fürsten darauf geführt hätte.

§. 103.

Es giebt gewisse Handlungen, welche an sich niemand für eine Sünde halten wird, die auch keine Art von Ehrloßigkeit nach sich ziehen, von denen es aber doch besser wäre, wenn sie nicht geschähen, als wenn sie würklich geschehen sollten, weil immer der gute Nahme desjenigen, der sie vollbringt, in gewisser Maase darunter leidet. Es ist in denen Rechten erlaubt, daß eine Frau ihren Mann wegen des Unvermögens zum Beyschlaf belangen und dieserhalb auf die Ehescheidung klagen kan. Es kan aber nicht fehlen, daß sie bey dieser Gelegenheit sich und ihren

Mann dem Spott und Gelächter anderer Leuthe aussetzet, und es wird allzeit Menschen geben, welche ihr die Vorwürfe machen, eines theils, wenn sie noch eine Jungfer seyn will, daß sie doch den Unterschied zwischen einem vollkommenen und unvollkommenen Beyschlaf kennen müsse, andern theils, daß ihr die Gabe der Enthalsamkeit fehle, und beym Proceß selbst müssen noch Umstände eintreten und Fragen aufgeworfen werden, welche der Schamhaftigkeit, als der grösten Zierde ihres Geschlechts, nothwendig Eintrag thun dürften. Es wird dahero der gute Nahme eines Frauenzimmers immer darunter leiden, wenn sie sich zu einer dergleichen Klage entschlüsset, und aus diesem Grund ist es bedenklich, die Geschichte dieser Klage, besonders wenn sie eine Person von hohem Stande betrift, öffentlich auszubreiten, wenn man keine sichere Ueberzeugung davon hat. Mezerai muß diese Folgen nicht erwogen haben, da er von der Catharina von Parthenai, Erbin von Soubise, erzehlt, daß sie diesen Proceß wider ihren Gemahl, den Baron du Pont, angestellt habe. Thuanus, Varillas und andere glaubwürdige Geschichtschreiber versichern, daß nicht sie, sondern ihre Mutter, diese Klage angebracht, welches in verschiednen Rücksichten zur Ehrenrettung der Baronin gereicht, und also ein mehreres, als sich auf das Zeugnüß tüchtiger Scribenten stützet, zu ihrem Nachtheil nicht hätte verbreitet werden sollen, wenn sich der Geschichtschreiber nicht dem

Vor-

Vorwurf aussetzen will, daß es ihm an guten Willen, die Wahrheit zu schreiben, ermangelt, indeme ihm die Hülfs-Mittel solches zu thun nicht gefehlt haben.

§. 104.

Wenn vollends ein Geschichtschreiber von einem gewissen Staat zu Entwerfung seiner Historie ums Geld gedungen ist; so läst sich der Schluß leicht machen, wie weit sich auf seine Redlichkeit zu verlassen sey. Er wird alles erheben, was seinem Gegenstand vortheilhaft seyn kan, und alles unterdrücken, was ihm zum Nachtheil gereichen möchte. Diß soll, nach dem Zeugnüß des ältern Scaliger, Sabellicus selbst eingestanden haben, daß er alles, was in seiner Universal-Historie die Republick Venedig angehet, nach diesem Maasstab behandelt habe, und daß das venetianische Geld die Lampe seiner historischen Erleuchtung gewesen. Wenn die Venus-Seuche die Strafe der Lügner und Betrüger wäre; so könnte man sagen, daß sie Sabellicus damit verdient hätte, indeme er in seinem 70sten Jahr daran gestorben ist. Franciscus Sforza, Herzog von Mayland, lies durch den Johannes Simonetta seine Historie und durch den Leodorix Cribellus das Leben seines Vaters beschrieben. Ich möchte dahero nicht gerne ein allzugrosses Gewicht auf die Nachrichten dieser dafür bezahlten Geschichtschreiber legen, ohnerachtet Paul Jovius versichert, daß Franciscus Sforza

nur ein gerechtes und wahres Lob von seinem Biographen verlangt habe. Es ist wahrhaftig betrübt, daß so viele Gelehrte sich in die Nothwendigkeit gesetzt sehen, um des lieben Brods willen Lügen zu sagen, und in dieser Rücksicht verdient die Antwort des Poeten Simonides an die Königin von Syracusa, daß es besser wäre reich als gelehrt zu seyn, unsern vollkommnen Beyfall.

§. 105.

Es wird dahero ein redlicher Geschichtschreiber jederzeit wohl thun, sich der Dedication seines Buchs an einen Prinzen oder grossen Minister, deren Leben und Handlungen hauptsächlich oder nur beyläufig darinnen geschildert werden, zu enthalten, wenn er den Verdacht aller Partheylichkeit umgehen will. Denn wenn er aus Liebe zur Wahrheit die Thorheiten und Uebelthaten eines Fürsten darinnen in ihrer natürlichen Farbe vorgestellt hätte; so würde es ihm wohl nicht eingefallen seyn, ihm seine Schrift zuzueignen. Es bringt es schon die Gewohnheit mit sich, denenjenigen zu schmeicheln, welchen man seine Bücher dedicirt, und eine solche Zueignungsschrift enthält das stillschweigende Bekenntnüß in sich, daß man in seinem Buch auf die Freyheit, nichts als Wahrheit zu schreiben, Verzicht gethan habe. Peter Johann Capriata gab die Ursachen an, welche ihn bewogen hätten, seine historische

Werke

Werke guten Freunden und keinem Fürsten zu dediciren. Es ist kein Prinz auf der Welt, sagt er, der bey denen Sachen, welche ich in meiner Schrift vorgetragen, nicht intereßirt wäre. Man könnte sich also einbilden, daß alles, was demjenigen, dem ich mein Buch zugeeignet, zum Vortheil gereichet, nur Schmeicheley wäre, oder daß ich ihn durch die ihm nachtheilige Erzehlungen vorsetzlich beleidigen wollen. Oder man könnte auch muthmassen, daß die Begierde, mir die Gnade dieses Fürsten zu erwerben, mir zum Zaum gedient hätte, nachtheilige Umstände zu verschweigen, oder zum Sporn, bey günstigen Vorfällen die Schranken der Wahrheit zu überschreiten. Nichts ist vernünftiger, als diese Betrachtung, und jeder Geschichtschreiber hat Ursache, sich darnach zu achten, und dadurch wenigstens allen bösen Schein zu vermeiden. Aus diesen nähmlichen Gründen läst sich aus denen Briefen, welche ein Gelehrter an den andern geschrieben, und darinnen sein Urtheil über des letzten Werke, Aufführung, Caracter ꝛc. gefällt hat, nicht allezeit auf die Gewisheit und Stichhaltigkeit dieses Urtheils schlüssen, weil die meisten gesitteten Menschen gewohnt sind, die Höflichkeit bis zur Schmeicheley zu übertreiben, und dahero finden wir, daß die Briefe, welche an andere Personen von denen Werken ꝛc. dieses Gelehrten geschrieben werden, öfters von denen, welche an ihn selbst geschrieben worden, weit unterschieden seyen.

§. 106.

Wenn eine Geschichte einzelnen Personen oder einer ganzen Gesellschaft zur Verkleinerung gereichet; so hat man sich vorzüglich um hinlängliche Beweise zu bekümmern, ehe man sie kund machet, damit wir dem Verdacht einer Verläumdung bedürfenden Falls ausweichen können. Alle diejenigen, welche behaupten, Caspar Scioppius, der sich von der lutherischen Religion zur catholischen gewendet, habe an die Universität Leiden geschrieben, er wolle zur protestantischen Kirche zuruckkehren, es sey ihm aber diese Wiederaufnahme abgeschlagen worden, berufen sich auf das Zeugnüß Georg Horus. Da aber dieses Betragen dem Ruhm der Leidner Academie sehr nachtheilig wäre, massen sie durch diese abschlägliche Antwort theils wider die menschliche Klugheit, theils wider die christliche Liebe gehandelt hätten; so ist dieser einzige Zeuge nicht hinglänglich, die Wahrheit dieser Geschichte dadurch zu erproben.

§. 107.

Bey grossen Unternehmungen hält es sehr schwehr, diejenigen mit Zuverläßigkeit anzugeben, welche den ersten Rath dazu ertheilt oder solche veranlasset haben, wenn das Vorhaben mislingt. Denn diejenigen, so würklich das ihrige dazu beygetragen, werden es mehrentheils widersprechen, weil sie besorgen, daß die widrige Ereignüsse auf ihre Rechnung geschrieben werden dürften, da die Menschen von denen meisten Begebenheiten nach ihrem

ihrem Ausgang zu urtheilen pflegen, ohnerachtet tausend Unternehmungen schlecht eingeleitet werden, und doch ein glückliches Ende gewinnen, so wie auf der andern Seite wieder tausend Sachen wohl überlegt angefangen werden und doch einen traurigen Ausgang haben. Ja es geschieht bisweilen, daß eine grosse Unternehmung nach denen Maasregeln der feinsten Politik eingefädelt wird, und nicht in dem ordentlichen Weg, sondern durch nicht vorausgesehene Fälle, worauf niemand rechnen konnte, reußirt, welches der bekannten Maxime des Cardinals Richelieu widerstreitet, der alles Unglück dem Mangel der Klugheit zugeschrieben und behauptet hat, ein kluger Mensch könne nie unglücklich seyn, durch welchen hochgeistlichen Grundsatz die göttl. Vorsehung von allen menschlichen Schicksalen verdrängt würde. Scultetus hatte daher nicht Ursache zu läugnen, daß er dem Churfürst Friedrich V. von der Pfalz den Rath ertheilt, sich um die Böhmische Crone zu bewerben. Die Klugheit erforderte damals, etwas zu wagen, und auf alle Fälle konnte man nicht viel dabey verlieren, dahingegen, wenn dieser Streich gelungen wäre, der neue König sich im Stande gesehen hätte, Gesetze vorzuschreiben, und ganz Teutschland von der ihm bevorstehenden Gefahr zu retten. Das einige, was dem Scultet zur Last liegen bliebe, wäre dieses, daß er in seinem geistlichen Stand keinen Beruf gehabt, seinen Herrn zu einem Krieg zu ermuntern, und aus dieser Ursache ist es immer räthlicher

licher, seinen Widersprüchen einigen Glauben beyzumessen, als die gegenseitige ihm in obiger Rucksicht zur Schande gereichende Beschuldigung zu behaupten, und wegen des vielen bey dieser Gelegenheit vergossenen unschuldigen Bluts seinen guten Nahmen noch unter der Erde zu beschmitzen, wenn man keine deutlichere Beweise davon hat, als diejenigen, welche mir zu Gesicht gekommen.

§. 108.

Wir finden auch Exempel, daß gewisse Geschichtschreiber die alten Handschriften, welche sie benutzt, vernichtet haben, damit niemand ihre Historie mit solchen mehr vergleichen könne und somit die Falschheit ihrer Erzehlungen verborgen bleiben müssen. Obwohlen nun die meisten ihren Endzweck dadurch schlecht erreichen, weil gemeiniglich von dergleichen Manuscripten mehr Abschriften vorhanden sind; so zeuget doch dieses Unternehmen von einem offenbaren bösen Willen, die Welt zu betrügen, und bisweilen kan es doch auch geschehen, daß nur ein Exemplar von einem dergleichen geschriebnen Buch vorräthig ist, und alsdenn ist dieser Verlust unverschmerzlich, so wie es auch möglich ist, daß das vertilgte Exemplar ein Original gewesen, und nur ungetreue Abschriften davon übrig geblieben sind. Dem Polydor Vergilius giebt man Schuld daß er alle Handschriften verbrennt habe, welche ihm zu der auf Befehl Königs Heinrich VIII. zusammen getragenen Historie von Engelland ausgeliefert worden, damit er seiner darinnen

vorsetzlich begangener Fehler über kurz oder lang nicht überführt werden können. Dem Paul Aemilius, einem gleichzeitigen Schriftsteller von ihm, wird das nämliche zur Last gelegt. Plato und Aristoteles sollen sich schon dieser List in Ansehung derjenigen Schriften bedient haben, woraus sie ihre Lehrsätze zum Theil entlehnt, um solche für ihre eigne Erfindung ausgeben zu können.

§. 109.

Der Ausdruck und die Einkleidung einer Geschichte scheint zwar das letzte zu seyn, worauf wir bey Beurtheilung der Wahrheit Rücksicht zu nehmen hätten. Es muß aber auch im Ausdruck Wahrheit herrschen und nichts dunkel und widersinnig vorgetragen werden, weil die gute Sache immer darunter verlieren würde. Es sind daher bey Entwerfung einer Historie die Ausschweifungen in fremde Felder, welche nicht zur Sache gehören, möglichst zu vermeiden, und ist nichts verdrüßlicher, als wenn man in einem Buch oft ganze Blätter, welche uns im vorliegenden Fall nicht interessiren, vor die lange Weile mit durchlesen und wenn man damit fertig ist, erst sein Gedächtniß anstrengen muß, um den Fortgang der Geschichte mit dem durch dergleichen Zwischenspiele abgerissenen Faden wieder zu verbinden. Von denen Schriften des

Theopompus ist zwar nichts Zusammenhängendes auf unsre Zeiten gekommen, Photius versichert uns aber, er habe das Leben Philipp Königs von Macedonien in 58 Büchern beschrieben, von welchen ein anderer Philippus alles ausgeschieden, was diesen Monarchen nicht angienge und dadurch dieses große Werk auf 16 Bücher eingeschränkt habe. Auf gleiche Art ist Paul Aemilius zu tadeln, daß er die französische Geschichte als seinen Hauptgegenstand zu kurz behandelt und bey fremden Geschichten z. E. bey denen Creuzzügen, bey denen Kirchenspaltungen und bey denen italiänischen Händeln zu sehr ausgeschweift ist. Tacitus hat sich zwar nicht so wohl durch fremde Historien, als durch seine eingeflochtne lange Reden, politische Anmerkungen, umständliche Beschreibung der Länder und Begebenheiten zerstreut, und dieserhalb wird er von einigen criticirt, und mehr für einen Redner als für einen Historienschreiber gehalten. Wahr ist es, daß er bisweilen die Schranken seiner wahren Absicht überschritten hat, besonders wenn er seine sterbende Generale unter ihren Zelten und mitten unter der Armee lange Reden halten läßt, mit der nämlichen Feinheit und Gegenwart des Geistes, als ein Mann in denen ruhigsten Umständen solche in seinem Cabinet entwerfen könnte, oder wenn er seine Feldherrn an der Spitze ihrer Truppen

pero-

perorirен und ihre Befehle voll Antithesen und andere rhetorische Figuren austheilen läßt. Plutarch schreibt:

in Augenblicken wo man sucht den Feind zu schlagen
pflegt man dergleichen Dinge nicht zu sagen

nach meiner Uebersetzung des Malherbe. Tacitus hat aber sonst zu viel historische Verdienste, als daß man ihm dergleichen Ausschweifungen zur Buße zehlen sollte. Er schreibt viel Wahrheit, und wenn er auch bisweilen dunkel schreibt; so ist doch mehrentheils sein Styl erhaben und denen Umständen gemäß, welche er zu beschreiben Willens ist. Deswegen ist es aber doch nicht zu rathen, daß sich ein Geschichtschreiber den Tacitus zum Muster vorstellen solle. Das Fehlerhafte muß man nie nachahmen, und die Deutlichkeit ist eine wesentliche Eigenschaft einer guten Historie. Man hat sich dahero für dem Misbrauch rednerischer und poetischer Blumen zu hüten, und solche sparsam und nur alsdann zu gebrauchen, wenn man sie dem behandelten Gegenstand angemessen findet. Sonderheitlich hat man sich bey denen Gleichnissen wohl für zu sehen, daß man sie nicht zu sehr anhäufe und nur solche auszusuchen, welche der Begebenheit anpassen, und nichts Niederträchtiges oder Kindisches verrathen. Als Timeus den Alexander loben wollte; sagte er: Er habe

weniger Zeit gebraucht um ganz Asien zu erobern, als Isocrates auf seine Lobrede verwendet habe. Longin tadelt dieses Gleichniß zwischen einem großen Helden und einem Redner, weil daraus folgen würde, daß Isocrates, der zehn Jahre an seiner Rede gearbeitet, den Rang vor denen Lacedämoniern behaupten müßte, weil sie 30 Jahre mit der Belagerung von Messina zugebracht haben. Hier verkenne ich ganz den Longin, der sonst so richtig urtheilet, und weis gar nicht, was er damit sagen will. War denn Isocrates ein General, der in zehn Jahren das ausgerichtet, was die Lacedämonier in 30 Jahren gethan haben? Wie schickt sich dieses Gleichniß zu dem Gleichniß des Timeus? War es nicht etwas großes, wenn man von einem Helden sagt, er sey eilfertiger in seinen Siegen, als ein Redner in Verfertigung eines Panegyricus? Würde es der große Carl Gustav für eine Schande gehalten haben, wenn man geschrieben hätte: Vaugelas habe mehr Zeit auf die Uebersetzung des Curtius, als Carl Gustav auf die Eroberung eines großen Theils von Deutschland verwendet? Ja umgekehrt würde die Vergleichung hinken, wenn man sagte: Isocrates sey eher mit seiner Rede als Alexander mit der Eroberung Asiens fertig worden. Es ist ein großer Unterschied unter Verfertigung einer Rede und der Bezwingung eines ganzen

Welt

Welttheils. Das Lobenswürdige bestehet darinnen, daß Alexander eine große Unternehmung eher, als Isocrates eine geringfügige ausgeführt hat; und dieses Gleichniß wird bey allen einsichtigen Gelehrten die Probe halten. Wenn Timeus einen andern Helden, der in 30 Jahren ausgerichtet, was Alexander in 10 Jahren vollbracht hat, zu seiner Vergleichung gewählt hätte; so würde er dasjenige damit nicht ausgedrückt haben, was seine Vergleichung mit dem Isocrates verspricht. Denn man findet gleich den unendlichen Unterschied zwischen der Arbeit eines Eroberers und eines Redners, und man begreift ohne Schwürigkeit, daß es viel leichter sey, Worte mit einander zu verbinden, als Feinde zu schlagen, Schlachten zu gewinnen und ganze Königreiche zu überwinden. Cicero schreibt vom Pompejus: Er habe mehr Kriege geendiget, als andre gelesen hätten, und habe in weniger Zeit ganze Länder durch seine Siege erobert, als noch je ein Reisender solche durchstrichen habe. Dieses Gleichniß eines großen Helden, der Kriege führt und Länder bezwingt, mit einem Privatmann, der die Geschichte der Kriege liest und Länder durchreist, ist noch nie angefochten worden und wird noch ferner unangefochten bleiben, so lange wir dem Cicero den Namen des größten römischen Redners nicht zweifelhaft machen können. Despreaux ent-

schuldigt sich damit, daß er die Siege seines Königes vom Jahr 1672 nicht besungen, weil der Held so sehr darinnen geeilt habe, daß ihn seine Muse nicht einhohlen können, und von Carl VIII. König in Frankreich schrieb man, daß er mit seiner Armee Italien so schnell durchzogen, wie ein Quartiermeister mit der Kreide in der Hand, der sich nirgends lang aufhalten könne.

Was aber vorhin von Vermeidung der Ausschweifungen im Erzählen gesagt worden, das muß man nicht ohne alle Einschränkung annehmen. Denn kleine Episoden sind kein Fehler, und hat es schon Theo an dem griechischen Geschichtschreiber Philistus getadelt, daß er sich keiner Digressionen bedient, da doch in solchen die Aufmerksamkeit der Zuhörer und Leser zu ruhen pflege. Etwas von Veränderung ist in dergleichen Werken nothwendig, und Schriftsteller, welche sich allzustreng an die Regeln der Critic binden, sind nicht angenehm zu lesen. Wir könnten verschiedne Historien anführen, welche in einem ernsthaften, gedrängten, reinen und spruchreichen Styl, nach allen Regeln der Kunst, geschrieben sind, bey deren Durchlesung man gleichwohl gähnen oder gar einschlafen möchte. Andere, welche theils in der Sprache, theils in der Materie weniger ernsthaft sind, und sich kein

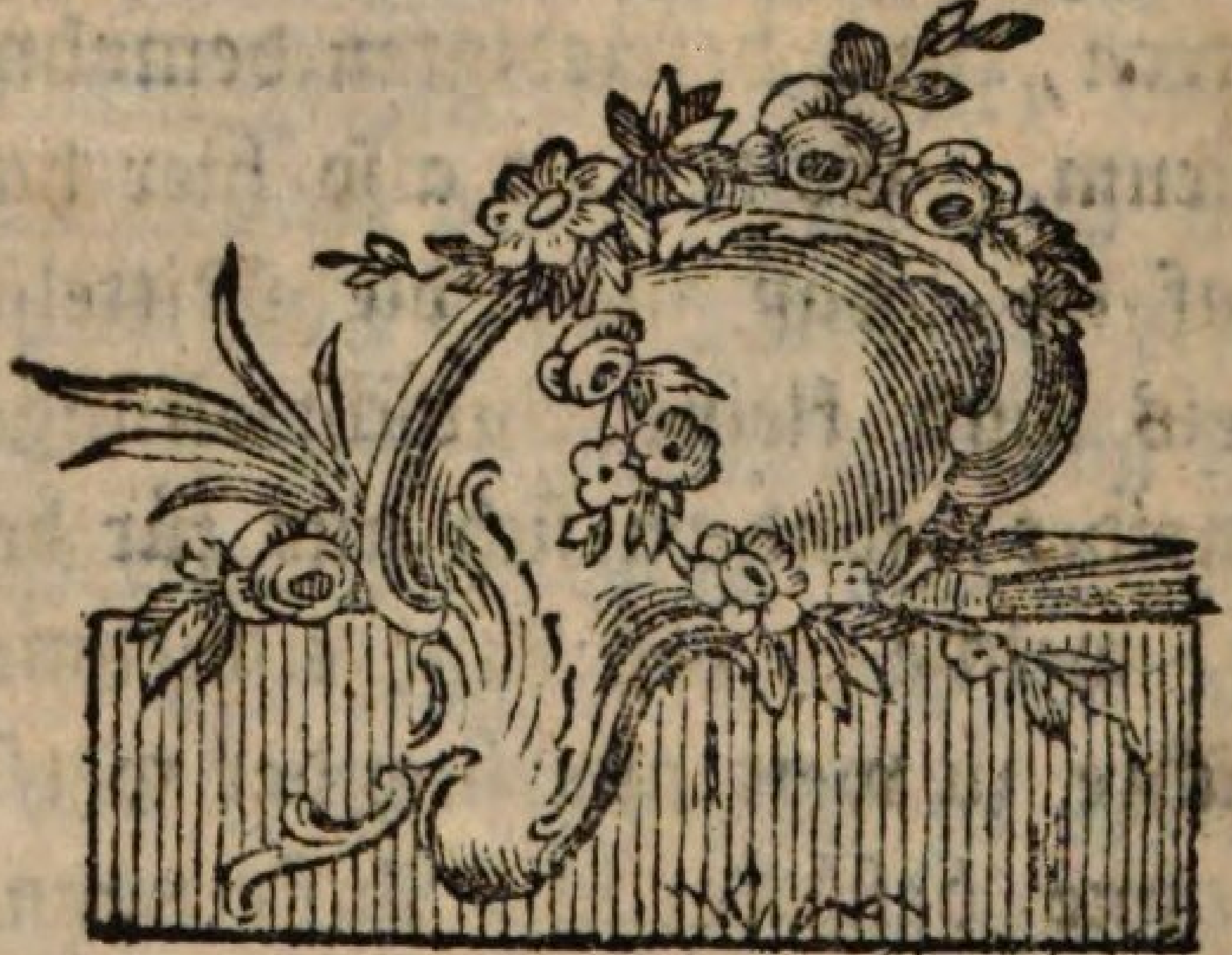
kein Bedenken machen, durch Einstreuung einer schicklichen Episode vom geraden Weg abzuweichen, werden den Leser beständig im Odem erhalten. Er befindet sich am Ende, ehe er noch Zeit gewinnt verdrüßlich zu werden. Es ist ein bewundernswürdiger Unterschied zwischen einem schönen und regelmäßigen Werk. Großen Genies fällt es vielleicht nicht so schwer das Große und Erhabne zu finden, als alle Arten von Fehlern zu vermeiden. Die Critiken über den Cid und Göz von Berlichingen von Seiten des Regelmäßigen betrachtet, sind bestgegründet, und gleichwohl haben beide Stücke den Beyfall der Kenner und des Volks im gleichen Grad erhalten. Sie verloren den Proceß vor denen Kunstrichtern, und befriedigten demohngeachtet das Publicum. Es kommt also hier hauptsächlich darauf an, daß man die Mittelstraße zu finden weis und kleine Ausschweifungen nicht ganz vermeidet, sondern sich nur für denenjenigen hütet welche zu viel Land einnehmen, und die Geschichte zu weit auseinander werfen, daß man sie ohne beschwerliche Anstrengung seines Gedächtnisses so leicht nicht wieder verbinden kann.

§. 110.

Wer die Geschichte nach diesen hier beschriebnen Regeln behandelt, wird nie irre ge-

hen und gewiß sich einen allgemeinen Beyfall versprechen, auch mit besserm Recht als Girard auf den Titel seines Buchs setzen können

Mille et mille ignorans, ſuperbes envieux
Mediſans, etourdis, vains et preſumtueux
Te voudront attaquer, une indigne querelle.
Mais ne crains tout cela, ains paſſe hardiment
Car leur preſumtion, ny leur ſot jugement
Ne pourront empecher ta carriere immortelle.



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lange, Heinrich Arnold,

Die Wahrheit in der Geschichte oder vom historischen Glauben nach Bayle
mit Anekdoten und Beyspielen erläutert

Frankfurt und Leipzig 1793

H.un. 349
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10032850-1
VD18 12747114